Bauforschung an der Pfarrkirche St. Marien in Berlin-Mitte.

Beiträge zu ihrer mittelalterlichen Baugeschichte

vorgelegt von

Andrea Sonnleitner

Mag. phil., M.Sc.

geb. in Linz/Donau

von der Fakultät VI – Planen, Bauen, Umwelt

der Technischen Universität Berlin zur Erlangung des akademischen Grades

Doktorin der Ingenieurwissenschaften

– Dr.-Ing. –

genehmigte Dissertation

Promotionsausschuss:

Vorsitzende: Prof. Dr.-Ing. Dorothée Sack
Gutachter: Prof. Dr.-Ing. Johannes Cramer
Gutachter: Prof. Dr. Jörg Haspel

Tag der wissenschaftlichen Aussprache: 12. Juni 2014

Berlin 2015

Bauforschung an der Pfarrkirche St. Marien in Berlin-Mitte. Beiträge zu ihrer mittelalterlichen Baugeschichte

Andrea Sonnleitner



TEXTTEIL (BD. 1)

Andrea Sonnleitner

Bauforschung an der Pfarrkirche St. Marien in Berlin-Mitte. Beiträge zu ihrer mittelalterlichen Baugeschichte

INHALT TEXTTEIL (BD. 1)

1. EINFÜHRUNG 5

1.1 VORWORT 5
1.2 GRUNDLAGEN UND METHODIK 8
1.2.1 Bildauswertung 9
1.2.2 Naturwissenschaftliche Datierungsmethoden 9
1.2.2.1 Dendrochronologie 9
1.2.2.2 Thermolumineszenz (TL) und optisch stimulierte Lumineszenz (OSL) 10
1.2.3 Datierung über Backsteinformate 11
1.3 BAUBESCHREIBUNG 13

2. FORSCHUNGSGESCHICHTE 15

3. QUELLENLAGE 21

3.1 SCHRIFTQUELLEN: URKUNDEN, CHRONIKEN, INSCHRIFTEN, AKTEN UND BAUBESCHREIBUNGEN 21
3.1.1 Urkunden und Chroniken 22
3.1.2 Inschriften und datierte Sachzeugnisse 23
3.1.3 Akten 25
3.1.4 Historische Baubeschreibungen 26
3.2 BILDQUELLEN 26

4. RAHMENBEDINGUNGEN 29

4.1 KIRCHENPATROZINIUM, PATRONAT UND KIRCHLICHE VERFASSUNG 29
4.2 STÄDTEBAULICHE LAGE 32

5. DER VORGÄNGERBAU 36

6. BAUPHASE 1 – DAS LANGHAUS (UM 1290 BIS 1. HÄLFTE 14. JAHRHUNDERT) 40

6.1 DIE BAUABFOLGE ZWISCHEN CHOR UND LANGHAUS 40
6.2 FUNDAMENTE 41
6.3 DER FELDSTEIN-UNTERBAU 42
6.3.1 Das Nordportal 45
6.3.2 Material und Mauertechnik 47
6.4 DAS BACKSTEINMAUERWERK 50
6.4.1 Material und Mauertechnik 50
6.4.2 Beobachtungen zum Bauablauf an den Fassaden 51
6.5 FASSADENGLIEDERUNG 55
6.5.1 Fassadenfassung 59
6.6 DER INNENRAUM 60
6.6.1 Fußboden 60
6.6.2 Wandaufriss 61
6.6.3 Pfeiler 65
6.6.4 Arkadenwände und Gewölbe 67
6.6.5 Innenraumfassung 70
6.7 ÜBERLEGUNGEN ZUR REKONSTRUKTION DER WEST- UND OSTABSCHLÜSSE DER ERSTEN BAUPHASE: DIE MARIENKIRCHE ALS „CHORLOSE“ HALLE? 73
6.8 GRUNDRISSGEOMETRIE UND ÜBERLEGUNGEN ZUM BAUABLAUF 78
6.9 ZU DATIERUNG, GESAMTBAUZEIT UND STILISTISCHER EINORDNUNG 79
6.9.1 Auswirkungen des Stadtbrands von 1380 79
6.9.2 Naturwissenschaftliche Datierung durch optisch Stimulierte Lumineszenz (OSL) 80

6.9.3 Datierung von Backsteinformaten ... 81
6.9.4 Archivalische Hinweise auf die Datierung ... 82
6.9.5 Datierung durch bau- und materialtechnische sowie stilistische Eigenschaften ... 85
6.10 Wiederverwendung oder Noch-Verwendung von Feldsteinquadern? ... 90

7. BAUPHASE 2 – DER ANBAU DES CHORS UND DER OSTGIEBEL (UM 1395) ... 93

7.1 Der Ostgiebel ... 93
7.1.1 Datierung der ersten Bauphase des Ostgiebels ... 95
7.1.2 Rekonstruktion und stilistische Einordnung des ursprünglichen Giebels vom Ende des 14. Jahrhunderts ... 96
7.2 Der Chor ... 100
7.2.1 Fundamente und Feldsteinmauerwerk ... 100
7.2.2 Backsteinmauerwerk ... 101
7.2.3 Ziegelstempel, Zieglerzeichen und Farbgestaltung des Außenbaus ... 102
7.2.4 Fensterstabwerk ... 103
7.2.5 Strebepfeiler und Traufe – die Dekorzonen der Fassade ... 104
7.2.6 Innenraum - Fußboden ... 106
7.2.7 Wandaufriss ... 107
7.2.8 Der Lettner ... 109
7.2.8.1 Rekonstruktionsvarianten und mögliche Zuordnungen zu einem Lettnertyp ... 111
7.2.9 Das Gewölbe ... 115
7.2.10 Innenraumfassung des Chors ... 119
7.2.11 Datierung des Chors ... 119
7.2.12 Stilistische und typologische Argumente für die Datierung in die Zeit kurz vor 1400 und Lokalisierung von Einflussfaktoren auf den Chor ... 121
7.2.13 Die Herkunft der Gewölbefigurationen ... 122
7.2.14 Vergleichsbeispiele zur Außengestaltung ... 126
7.2.15 Zur Funktion des Lettners in der Marienkirche ... 128
7.2.16 Exkurs: Zum Nachleben und Abbau des Lettners in nachreformatorischer Zeit ... 131
7.2.17 Zur Bauentscheidung für einen einschiffigen Chor ... 133

8. BAUPHASE 3 BIS 5 – DER WESTTURM: NEUBAU BIS ZUR ERSTEN BENUTZBARKEIT (1. VIERTEL 15. JAHRHUNDERT BIS 1437) ... 135

8.1 Bauphase 3 = erste Turmbauphase: Turmhalle und Verlängerung des Langhauses (ab 1418 oder kurz vor 1409) ... 136
8.1.1 Mauerwerk ... 136
8.1.2 Fassadengliederung ... 141
8.1.3 Das Westportal ... 141
8.1.4 Fenster ... 144
8.1.5 Die Wendeltreppe in der Turmwestwand ... 146
8.1.6 Die Turmhalle und westliche Verlängerung des Kirchenschiffs ... 148
8.1.7 Datierung Bauphase 3 (erste Turmbauphase) ... 149
8.2 Bauphase 4 = zweite Turmbauphase: Der obere Treppenlauf (1420er Jahre oder ab 1418) ... 152
8.2.1 Bauphase 4, Abschnitt 1 ... 152
8.2.2 Bauphase 4, Abschnitt 2 ... 153
8.2.3 Datierung Bauphase 4 (zweite Turmbauphase) ... 155
8.3 Bauphase 5 = dritte Turmbauphase: erstes Turmobergeschoss bis zum Materialwechsel zum Kalkstein und Zusammenschluss mit dem Langhaus (bis 1437) ... 155
8.3.1 Zusammenschluss des Westanbaus mit dem älteren Kirchenschiff ... 157
8.3.2 Datierung Bauphase 5 (dritte Turmbauphase) ... 159
8.3.3 Zur fehlenden Bezugnahme des Turms auf das Langhaus ... 160

9. BAUPHASE 6 – DER ANBAU DER SAKRISTEI (2. DRITTEL 15. JAHRHUNDERT, VERMUTLICH 1440/50) ... 161

9.1 Mauerwerk ... 161
9.2 Der Sakristeigiebel ... 163
9.3 Innenraum ... 163
9.4 Dachwerk ... 164

9.5 Datierung Bauphase 6 ..... *164*
9.6 Die Kapelle an der Nordwestseite des Langhauses – ein weiterer noch mittelalterlicher Anbau *166*

10. BAUPHASE 7 = VIERTE TURMBAUPHASE: AUFSTOCKUNG UND EINWÖLBUNG DES WESTTEILS (UM 1450) **166**

10.1 Die Einwölbung des Westteils *167*
10.2 Die Gewölbefiguren *170*
10.3 Die Fertigstellung der Treppe von der Turmwestwand ins Südseitendach *170*
10.4 Die Turmhalle und ihr räumlicher Bezug zum Langhaus *171*
10.5 Farbfassung *172*
10.6 Herleitung und Einordnung der Gewölbe *172*
10.7 Datierung Bauphase 7 (vierte Turmbauphase) *174*

11. KOMPLETTIERUNG DER AUSSTATTUNG BIS 1487 ..... **175**

11.1 Die Schutzmantelmadonna *176*
11.2 Der Totentanz *176*
11.3 Der neue Hochaltar *178*
11.4 Die Triumphkreuzgruppe *178*

12. BAUPHASE 8 = FÜNFTE TURMBAUPHASE: ABSCHLUSS DES MASSIVBAUS MIT DEM GLOCKENGESCHOSS (UM 1490) **179**

12.1 Datierung Bauphase 8 (fünfte Turmbauphase) *182*

13. BAUPHASE 9 = SECHSTE TURMBAUPHASE: STEILERE DACHWERKE UND GIEBEL, ANGLEICHUNG DER TRAUFHÖHEN (1518/19) **182**

13.1 Die Dachwerke *184*
13.1.1 Das Chordach *184*
13.1.2 Das Langhausdach *185*
13.1.3 Das erhaltene Turmseitendach *186*
13.2 Datierung Bauphase 9 (sechste Turmbauphase) *186*

14. DAS AUFSETZEN DES TURMHELMS 1538 ..... **188**

15. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK **190**

ABKÜRZUNGEN **196**

LITERATUR **196**

INHALT BILDTEIL (BD. 2)

ABBILDUNGEN.....3

PLÄNE.....151

1) Lichtpause „Restauration der Marienkirche, Unterer GR zum Bauerlaubnisgesuch vom 9. April 1892“, unterzeichnet: D. Münchner für Kirchenräthe, Blankenstein Stadtbaurath (ELAB Bestand 3/49, Bl. 12)

2) Lichtpause „Restauration der Marienkirche, Oberer GR zum Bauerlaubnisgesuch vom 9. April 1892“, unterzeichnet: D. Münchner für Kirchenräthe, Blankenstein Stadtbaurath (ELAB Bestand 3/49, Bl. 13)

3) Kartierung der Gewölberippenformen in GR 42,70m ü.NN

4) Rekonstruktion Bauphase 1 (1. H. 14. Jh.) GR 36,30m ü.NN

5) Rekonstruktion Bauphase 2 (E. 14. Jh.) GR 36,30m ü.NN

6) Rekonstruktion Bauphase 3 (1. Drittel 15. Jh.) GR 36,30m ü.NN

7) Rekonstruktion Bauphase 5 (1437) GR 36,30m ü.NN

8) Rekonstruktion Bauphase 6-7 (2. Drittel 15. Jh.) GR 36,30m ü.NN

9) Bauphasenkartierung GR 36,30m ü.NN

10) Bauphasenkartierung GR 42,70m ü.NN

11) Bauphasenkartierung Wendeltreppe GR 39,21m ü.NN

12) Bauphasenkartierung Wendeltreppe GR 46,01m ü.NN

13) Bauphasenkartierung Wendeltreppe Längsschnitt mit Blickrichtung Norden

14) Bauphasenkartierung Wendeltreppe Querschnitt mit Blickrichtung Westen

15) Querschnitt Wendeltreppe Blickrichtung Westen mit Scanorthometrisierung der Westfassade und Kartierung der Rüstloch- und Backsteinlagen

16) Bauphasenkartierung Turm Westfassade

17) Bauphasenkartierung Turm Nordfassade

18) Bauphasenkartierung Turm Südfassade

1. Einführung

1.1 Vorwort

Die Marienkirche in Berlin-Mitte ist das einzige der vier noch erhaltenen mittelalterlichen Sakralbauwerke Berlins, das kontinuierlich bis heute gottesdienstlich genutzt wird, gleichzeitig ist ihre Baugeschichte am schlechtesten erforscht. Beinahe unbeschadet überstand sie den 2. Weltkrieg, abgesehen von einem Treffer in der Nordwestecke, einigen Rissen und dem Verlust der Glasfenster des späten 19. Jahrhunderts. Ähnlich gut erhalten ist nur noch die in der Nähe befindliche, viel kleinere ehemalige Spitalskapelle zum Heiligen Geist. Im Zuge ihrer Restaurierung 2003 bis 2005 erfolgten bauhistorische Untersuchungen, deren Ergebnisse eine gesicherte Bauphasenabfolge mit zeitlicher Einordnung erbrachten.[1] Etwa zeitgleich erarbeitete Bauforschungsergebnisse, die zu einer völligen Neubewertung des Bauablaufs führten, liegen für die als kriegszerstörte Ruine konservierte Franziskaner-Klosterkirche vor.[2] Die starke Kriegszerstörung der Nikolaikirche ermöglichte schon in den 1950ern archäologische Forschungen, die zur Ergrabung von Resten zweier Vorgängerbauten führten.[3] In Verbindung mit der für diese Kirche besseren Überlieferung von Bauereignissen und neuesten Erkenntnissen der Bauforschung, die während ihrer Sanierung 2008 bis 2009 gewonnen werden konnten, darf ihre Baugeschichte als weitgehend geklärt gelten.[4]

Für die Marienkirche liegen bislang nur unpublizierte und nicht vernetzte Ansätze einer systematischen Erforschung des Baukörpers vor. Jeweils baubegleitend wurden seit dem Jahr 2000 durch das Landesdenkmalamt Berlin (LDA Berlin) und die Evangelische Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien (Ev. KGPM) einzelne Untersuchungen und Dokumentationen beauftragt. Am Beginn standen die Material- und Bauphasenkartierung der Turmfassaden im Zuge von deren Einrüstung und Sanierung 2000/2001, ein formtreues Aufmaß, bestehend aus einem Gesamtgrundriss der Kirche und Grundrissen der Obergeschosse sowie mehrerer Schnitte des Westanbaus. Für eine künftige Auswertung wurden Laserscan-Orthometrisierungen der Innen- und Außenseiten der Chor- und Langhauswände aufgenommen. Grundrisse und Schnitte wurden im Handaufmaß 1:25 mit zahlreichen Befunden verdichtet. Aufgrund eingeschränkter Zugänglichkeit kamen die Arbeiten leider nicht zum Abschluss und zu keiner resümierenden Auswertung.[5]

Als abgeschlossene unveröffentlichte Gutachten liegen die parallel beauftragte Bild-, Archivalien- und Literaturrecherche zum Westturm,[6] für die Sanierung erforderliche Materialuntersuchungen,[7] Ergebnisse der ersten Farbfassungsuntersuchungen im Westteil des Kirchenschiffs[8] und eine kunsthistorische Analyse der zeitweilig frei zugänglichen Wandmalerei der Schutzmantelmadonna[9] vor. 2003 wurden anlässlich der Sanierung der Südanbauten deren Dachräume und die von dort aus zugänglichen Bereiche der Langhaussüdfassade bauhistorisch untersucht und dokumentiert[10] sowie eine Fassadenkartierung des Ziegelmaterials und der historischen Fugenoberflächen angefertigt.[11] Durch

[1] Barth 2005b.
[2] Breitling 2007.
[3] Reinbacher 1963.
[4] Einen Forschungsüberblick gab zuletzt Schumann in Zusammenhang mit der Präsentation der neuen Erkenntnisse. Vgl. ders. 2011b.
[5] Lediglich über die Material- und Bauphasenkartierung liegen Dokumentation und Bericht vor. Vgl. Dienstleistung Denkmal 2001. Die einzelnen in Bleistift auf Karton von unterschiedlichen Bauforschern ausgeführten Zeichnungen befinden sich im LDA Berlin.
[6] Van den Driesch 2001. Es werden darin auch wichtige Quellen zum Gesamtbau berücksichtigt.
[7] Pro Denkmal 2001, auch Fischer 2001.
[8] RAO 2001a und b.
[9] Neumann-Dietzsch 2011. Die Wandmalerei wird heute wieder von der barocken Wagner-Orgel verdeckt, die 2001 zur Generalrestaurierung abgebaut war.
[10] ASD 2003.
[11] Wunderlich 2003a.

die Verlegung von Fußbodenheizungen und Planungen zum Einbau eines Lifts kam es zu baubegleitenden archäologischen Grabungen in Anbauten und anschließend im Innern des Kirchenraums, deren Ergebnisse als einzige der jüngeren Forschungsbeiträge zur Baugeschichte der Marienkirche bereits veröffentlicht wurden.[12] Im Vorfeld der Planungen für die Innenraumsanierung wurde zeitgleich u. a. mit der Ergänzung der Quellenrecherche und der Erforschung der Entwicklung der Innenraumnutzung und -gestaltung begonnen.[13] Schließlich fand ab 2003 eine kontinuierliche restauratorische Betreuung der Baumaßnahmen mit Ergänzung der restauratorischen Fassungsuntersuchungen statt.[14]

Was bei der erreichten Fülle an Einzelinformationen fehlte, war deren Zusammenführung und Vernetzung sowie die Ableitung von bauhistorischen Schlussfolgerungen. Prof. Dr.-Ing. Johannes Cramer gilt mein herzlicher Dank, mein Interesse auf dieses Forschungsdesiderat gelenkt zu haben! Die schließlich 2009 bis 2010 durchgeführte Innenraumsanierung von Chor und Langhaus der Kirche bot die für die nächsten Jahrzehnte einmalige Chance, vom Gerüst aus eigene bauarchäologische Untersuchungen inklusive Befundöffnungen vor der Rissschließung, Putzsanierung und Neuausmalung durchzuführen. Ein Glücksfall war die zu großen Teilen mit Restaurator Hans-Jürgen Wunderlich abgestimmte und wenn möglich gemeinsame Analyse der wichtigsten Befunde. Danach noch offene wesentliche Fragen zum Bauablauf wurden durch eingehende Fassadenbetrachtung und Dachbegehungen mit punktueller Bauforschung geklärt. 2012 konnten, beauftragt durch das LDA Berlin, die bauhistorischen Untersuchungen am Turm im Bereich der Wendeltreppe in der Turmwestwand fortgeführt werden.[15] Zusammen mit einer ausgehend von den genannten Gutachten vertieften Archivalien- und Bildrecherche, wurde die bislang ausstehende Synthese der schon gewonnenen Ergebnisse, ergänzt durch die eigenen Erkenntnisse aus der Baubeobachtung, vorgenommen. Günstig waren ferner die innerhalb der Untersuchungsphase stattfindenden nahen archäologischen Grabungen vor dem Rathaus, die Erhebliches zur Genese des um die Kirche gelegenen Marienviertels und damit zu einer grundsätzlichen Bewertung der noch sehr im Dunkeln liegenden Frühzeit der Kirche beigetragen haben. Die von unterschiedlichen Disziplinen erarbeiteten Interpretationsansätze und Hinweise für die Baugeschichte sowie die gebotene hartnäckige Hinterfragung der Quelleninterpretationen erforderten viele vertiefende, klärende Gespräche mit Archäologen, Archivwissenschaftlern, Mittelalterhistorikern und Naturwissenschaftlern. Gestützt auf naturwissenschaftliche ergänzende Untersuchungen, für deren Finanzierung dem Landesdenkmalamt Berlin, vertreten durch Frau Wiltrud Barth herzlich gedankt sei, wird hiermit die erste auf Grundlage eingehender Bauuntersuchung fußende und aktuelle Erkenntnisse von Nachbardisziplinen berücksichtigende Interpretation der Baugeschichte der Marienkirche vorgelegt. Die Fokussierung auf die mittelalterlichen Baumaßnahmen ergibt sich aus der weit überwiegend dieser Epoche zugehörigen Substanz des Gebäudes, die bislang nur ungesichert und teils widersprüchlich zeitlich eingeordnet wird. Für die wenigen heute noch vorhandenen und eindeutig als spätere An- oder Umbauten identifizierbaren Bereiche sind die Baudaten hingegen weitgehend überliefert.[16] Als Endpunkt der Betrachtung bot sich der Bau des Turmaufsatzes im Jahr 1538 an. Die mit diesem Ereignis erfolgte Fertigstellung der gotischen Kirche fällt fast zusammen mit der Einführung der Reformation in Brandenburg im darauffolgenden Jahr. Damit behandelt diese Untersuchung die Baugeschichte der Kirche während des Spätmittelalters.

[12] Michas 2005, ders. 2007a.
[13] Deiters 2003, dies. 2003/04, dies. 2007a, dies. 2007b.
[14] Vgl. sämtliche Gutachten Wunderlich.
[15] Sonnleitner 2012. Bei der Kampagne 2000/2001 konnte dieser Bereich nicht vermessen und untersucht werden.
[16] Eine auf Archivalienauswertung basierende Baugeschichte unter Berücksichtigung auch verlorener Zustände erarbeitete Deiters 2003 und 2007b. Trotz der Konzentration auf den mittelalterlichen Bau wurden zahllose die späteren Bau- und Umbauphasen betreffende bauarchäologischen Befunde selbstverständlich mitdokumentiert. Es hat sich kaum überraschend erwiesen, dass nicht wenige Maßnahmen am Bau durchgeführt wurden, für die es bisher noch keinen archivalischen Beleg gibt.

Selbstverständlich lässt sich Bauforschung nicht ohne Berücksichtigung aller vorhandenen Zeitschichten betreiben. Im Gegenteil, das genaue Herausarbeiten, besonders der historistischen Umbauten, war, auch wenn sie hier nicht Gegenstand vertiefender Betrachtungen sind, Voraussetzung für die Bestimmung der mittelalterlichen Substanz. Dementsprechend beinhalten alle Bauphasenkartierungen sämtliche ermittelbaren Veränderungen und Reparaturen mit möglichst genauer Datierung. Unabdingbar für eine wahrheitsgetreue Vorstellung des Kirchenraums in seiner originalen Gestalt sind darüber hinaus die heute nicht mehr sichtbaren, nur noch im Befund erschließbaren Bestandteile der mittelalterlichen Baugestalt. Erst im Anschluss an eine nach diesen Gesichtspunkten erfolgte Rekonstruktion wird eine bauhistorische Einordnung sinnvoll. Weiterführend betrachtet, sind die Klärung der Bauabfolge und eine möglichst abgesicherte Datierung von Einzelobjekten Voraussetzungen für die Ableitung sicherer Aussagen zu einer zweifelsohne existierenden stilistischen und typologischen Entwicklungsgeschichte und sind unabdingbar bei der Beurteilung möglicher Einflussrichtungen. Jede monographische Bauforschung trägt auf diese Weise zu einer Verfeinerung des genuin kunsthistorischen stilkritischen Instrumentariums bei.

Durch Bauforschung und naturwissenschaftliche Untersuchungen gewonnene Ergebnisse machten in der jüngeren Vergangenheit immer wieder ein Überdenken lange tradierter Meinungen zur mittelalterlichen Baugeschichte nötig. Als exemplarische Beispiele aus der Region seien die wohl erst wenig vor 1300 entstandene und vor allen Dingen als einheitliches Baugeschehen zu verstehende Franziskaner Klosterkirche in Berlin[17] oder die ehemalige Wallfahrtskirche in Bad Wilsnack, deren Baubeginn von um 1385 auf um 1445 verschoben wurde[18], zu nennen. Wie im Folgenden zu sehen sein wird, gilt es auch im Fall der Marienkirche in Berlin-Mitte, bisher kaum in Frage gestellte zeitliche Einordnungen und baugeschichtliche Abläufe zu revidieren. Die Marienkirche spielte in der Architekturgeschichte des Backsteinbaus bislang keine große Rolle – vermutlich aufgrund ihres schwer einzuordnenden schlichten Äußeren und des daraus resultierenden geringen Forschungsinteresses. Es wird daher als Folge dieser Arbeit auch zu keiner großen Umwälzung der bisher gültigen Entwicklungsgeschichte des norddeutschen Backsteinbaus kommen. Ganz sicher schärfen aber die Ergebnisse den Blick für die Existenz einer Architektur jenseits der ästhetisch besonders ansprechenden repräsentativen Backsteinarchitektur mit aufwändigem bauplastischen Dekor, wie sie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter markgräflich-askanischer Protektion entstand und um 1400 in den Hinrich Brunsberg zugeschriebenen Bauten und seiner Nachfolge noch einmal zu einem Höhepunkt gebracht wurde.

Die in die Tiefe gehende Untersuchung der Marienkirche ist darüber hinaus ein Beitrag zur unterrepräsentierten mittelalterlichen Pfarrkirchenforschung in Brandenburg. Sie zeigt Facetten der brandenburgischen und spezifisch berlinischen Stadtkirchenarchitektur auf, die bisher noch kaum beachtet wurden. Dies betrifft materialtechnische Besonderheiten, wie die durchgängig zu beobachtende Verwendung von Rüdersdorfer Kalkstein und den zeitweisen Einsatz von Gipsstuck für Baudetails oder den baulichen Nachweis eines massiven Lettners. Auf Grundlage der geklärten Bauabfolge und gut abgesicherten Datierung der einzelnen Bauphasen erfolgt eine erste kunsthistorische Neubewertung der Kirche. Die zumeist vermutete Errichtung der wesentlichen Teile des Langhauses noch im 13. Jahrhundert hat sich bestätigt, allerdings ohne den erst hundert Jahre später angebauten Chor. Die mittelalterliche Baugeschichte der Marienkirche lenkt die Aufmerksamkeit damit auf alternative Konzepte zum bisher im spätmittelalterlichen brandenburgischen Stadtpfarrkirchenbau im Blickpunkt stehenden Hallenumgangschor. Es wäre erfreulich, wenn von der umfassenden Präsentation der als eine der Stadtpfarrkirchen des aufstrebenden Berlin sicher nicht unbedeutenden Marienkirche Impulse für eine stärker differenzierte Sichtweise auf die Architektur des 13. bis 15. Jahrhunderts in

[17] Breitling 2007, S. 99-126, besonders S. 117-120. Aus diesem Anlass verweist auch Schumann auf die Problematik von stilistischen Datierungen in der märkischen Backsteinarchitektur speziell der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Vgl. Schumann 2007a, S. 136.

[18] Krauß / von Olk 2007, S. 229-236, besonders S. 230.

Brandenburg ausgehen. Sicher werden kommende Untersuchungsmöglichkeiten die Erkenntnisse noch vertiefen und an mancher Stelle modifizieren. Es ist aber mittlerweile ein Forschungsstand erreicht, der ein Resumée an dieser Stelle sinnvoll erscheinen lässt.

Abschließend bedanke ich mich herzlich bei allen von mir angesprochenen Fachleuten für die immer bereitwillige, oft sogar begeisterte Auskunftsfreudigkeit. Eine persönliche Nennung erfolgt immer in Verbindung mit dem entsprechenden Thema im Text. Hervorzuheben ist die hervorragende kollegiale Zusammenarbeit mit Diplom-Restaurator Hans-Jürgen Wunderlich verbunden mit einem großen Dankeschön für die überlassene Fachliteratur. Für das Entgegenkommen und die Rücksichtnahme bei der Einteilung der Arbeiten und die immer geöffneten Augen für neue Befunde sei allen Mitarbeitern der die Putz- und Risssanierung ausführenden Restauratorengemeinschaft Koletzki-Feldmann-Cárdenas gedankt. Besonderer Dank gilt Wiltrud Barth (LDA Berlin), nicht nur für die zur Verfügung gestellten Dokumentationen und Gutachten, sondern vor allen Dingen für ihr stetes Mitdenken und Nachfragen, die Vermittlung zahlreicher Kontakte und besonders für die kritische Durchsicht des Textes. Darüber hinaus danke ich der Evangelischen Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien für die freundlich-interessierte Aufnahme, die Erlaubnis zum Betreten und zum Arbeiten in den entlegen-sten Räumen der Kirche und das entgegengebrachte Vertrauen – ohne diese mit Selbstverständlichkeit gewährten Begleitumstände wäre die Untersuchung nicht möglich gewesen. Ebenso undenkbar wäre eine Fertigstellung dieser Abhandlung ohne das große Verständnis und die Unterstützung meiner Familie zustande gekommen – ihr widme ich diese Arbeit.

1.2 Grundlagen und Methodik

Die Untersuchung fußt methodisch auf dem klassischen Repertoire der historischen Bauforschung, an deren Beginn die detaillierte Baubeobachtung und Befunderhebung steht sowie die entsprechende Dokumentation der Befunde in zeichnerischer, schriftlicher und fotografischer Form.[19] Eigene Bauuntersuchungen fanden vor allen Dingen während der in zwei Abschnitten ausgeführten Innenraumsanierung 2009 und 2010 statt, bei der die Kirche jeweils zur Hälfte eingerüstet war. In eingeschränktem Umfang war die Anlage eigener Befundöffnungen an baugeschichtlich interessanten Stellen möglich. Aufgrund des fehlenden Vorlaufs vor der beginnenden Putz- und Risssanierung konnten Wandansichten nur von den befundträchtigsten Bereichen angefertigt werden. Die Zeichnungen basieren auf CAD-Durchzeichnungen von Laserscan-Orthometrisierungen der Innenansichten von Dienstleistung Denkmal, die in Bleistift auf Karton ausgeplottet und vor Ort verdichtet wurden. Aus zeitlichen und finanziellen Gründen nicht geleistet werden konnte eine an sich sehr wünschenswerte Kartierung der Fassaden. Dies sollte im Zuge der nächsten nötigen Fassadeninstandsetzung unbedingt nachgeholt werden. Einige aufschlussreiche Erkenntnisse konnten aber bereits über die Auswertung der Laserscans im Abgleich mit einfachen fotografischen Fassadenaufnahmen und der Betrachtung mit dem Fernglas gewonnen werden. In jedem Fall erfolgte eine Beschreibung und digitale fotografische Dokumentation aller Befunde. Zeichnerisch aufgenommen wurden in der Regel mithilfe eines Profilkamms die erreichbaren Backstein-Formsteine[20] und Werksteinprofile. Darüber hinaus wurden die Backsteinmaße und -qualitäten in den unterschiedlichen Bauteilen systematisch aufgenommen und vergleichend ausgewertet. Besonderer Wert wurde auf die Materialbestimmung der konstruktiven und dekorativen Baudetails gelegt, die zum Teil mithilfe von Fachgutachtern abgesichert werden konnte.

[19] Grundlegend zur Methodik der historischen Bauforschung Cramer 1984, Grossmann 1993.

[20] In dieser Arbeit wird „Backstein“ dem Ausdruck „Ziegel“ als Bezeichnung für den keramischen Mauerstein aufgrund der eingeführten Bezeichnung Backsteinarchitektur in der Region mit einzelnen Ausnahmen der Vorzug gegeben. Dies im Bewusstsein, dass im weit überwiegenden Teil des betrachteten Zeitraums der Ausdruck „Ziegel“ nicht nur für den Dachziegel, sondern auch für den Mauerstein wohl der historisch richtigere wäre. Zur Terminologie vgl. Perlich 2007, S. 22f.

Aus der Beurteilung der baulichen Anschlüsse wurde eine relative Bauabfolge entwickelt, die unter Berücksichtigung sämtlicher zur Verfügung stehender Datierungshinweise aus den Hilfswissenschaften der Bauforschung in eine relativ genaue absolute Chronologie überführt werden konnte. Die Datierungen erfolgten immer unter Hinzuziehung sämtlicher verfügbaren Kriterien und unter Überprüfung ihrer Verlässlichkeit bei ihrer Gewichtung. Berücksichtigt wurden archäologische Datierungshinweise, die historischen Begleitumstände, Baumaterialverwendung, die überlieferte Kirchenausstattung, typologische und stilistische Bezüge zu Vergleichsbauten, Bild- und Schriftquellen, naturwissenschaftliche Datierungsmethoden sowie die Datierung über Ziegelformate. Im Folgenden werden erwähnenswerte Besonderheiten zu einigen Methoden erläutert.

1.2.1 Bildauswertung

Für das Erschließen der ältesten baulichen Zustände war aufgrund der umfassenden Restaurierung von 1893/94 eine detaillierte Auswertung von fotografischem Bildmaterial vor dieser Zeit unumgänglich. Es wurde daher ausgehend von dem vorliegenden Gutachten[21] eine auf diese Zeit fokussierte, weit über diese hinausgehende Abbildungsrecherche in der Literatur und den einschlägigen Archiven durchgeführt und das Material digital verwaltet. Die durchgängig nur mangelhafte Datierung der Aufnahmen in fast allen Archiven machte die Chronologisierung und korrekte Datierung der Abbildungen zu einer nicht geplanten kleinen Forschungsarbeit innerhalb des Aufgabenspektrums. Häufig wurde offenbar das Datum eines Abzugs überliefert, nicht das der Aufnahme. Im Falle der Fotografien von F. Albert Schwartz sind zum Teil urheberrechtliche Bedingungen für eine bewusste Falschdatierung verantwortlich.[22] Aufgrund der parallel durchgeführten vertiefenden Quellen- und Literaturrecherche entwickelte sich die Bildquellensammlung schließlich zu einem wertvollen Informationspool.[23]

1.2.2 Naturwissenschaftliche Datierungsmethoden

Im Rahmen dieser Untersuchung konnte auf ein relativ breites Spektrum an naturwissenschaftlich gewonnenen Daten aus den Hilfswissenschaften der Bauforschung zurückgegriffen werden. Naturwissenschaftlich gestützte Datierungen von ausgewählten Materialproben am Bauwerk wurden, veranlasst durch das Landesdenkmalamt Berlin, bereits seit 1993 jeweils parallel zu an der Kirche laufenden Maßnahmen vorgenommen. Diese wurden während der Untersuchungskampagnen 2009 und 2010, wiederum im Auftrag des LDA Berlin, weitergeführt bzw. im Wesentlichen vervollständigt. Es handelt sich dabei um dendrochronologische und Thermoluminesz- bzw. Optisch stimulierte Luminenszenz-Datierungen.

1.2.2.1 Dendrochronologie

Die Dendrochronologie von Holzbauteilen ist die bekannteste, am meisten angewandte und wohl verlässlichste derzeit bekannte Datierungsmethode, die im Rahmen der Bauforschung Anwendung findet. Die dendrochronologische Datierung beruht auf der Breitenmessung der aufeinander folgenden Jahresringe von Holzbohrkernen und deren Abgleich mit sogenannten Standardkurven der Jahrringbreiten der Region, in dem das Holz geschlagen wurde. Da die Wachstumsbedingungen eines Jahres für die Bäume in einer Region vergleichbar sind, ähnelt sich auch die Abfolge der von den Wachstumsbedingungen abhängigen Jahrringbreiten innerhalb einer Region. Besitzt die entnommene Probe eine Waldkante und eine genügende Gesamtanzahl von Jahresringen, kann damit das Fälldatum des Baumes von dem das Holz stammt, jahrgenau ermittelt werden. Da Baukonstruktions-

[21] Van den Driesch 2001.
[22] Vgl. dazu Klünner / Demps 1991, Nachwort.
[23] Herzlichen Dank für die Erschließung wertvoller Quellen zur Datierung und für viele grundlegende Informationen zu den einzelnen Fotografen an Ines Hahn (SSMB-Fotosammlung).

hölzer zumindest im Mittelalter in der Regel saftfrisch verbaut wurden, kann man davon ausgehen, dass das Baudatum einer beprobten Konstruktion kurz nach dem Fälldatum des dafür verwendeten Holzes liegt.[24]

In der Marienkirche wurden zwischen 1993 und 2011 in drei Kampagnen das Dachwerk über dem Langhaus, das noch mittelalterliche nördliche Turmseitendach und das Chordach dendrochronologisch untersucht. Die protokollierte Entnahme der Bohrproben erfolgte durch Karl-Uwe Heußner (DAI) und Wiltrud Barth (LDA Berlin), die Auswertung durch Bärbel und Karl-Uwe Heußner.[25] Den Einzelergebnissen und ihrer Interpretation im Sinne von über allen drei Gebäudeteilen Chor, Langhaus und Turm einheitlich nach einem Brand im Herbst 1518 neu errichteten Konstruktionen ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Bisher noch unbeprobt blieben die nachmittelalterlichen Treppen und hölzernen Geschossebenen des Mittelturms.

1.2.2.2 Thermolumineszenz (TL) und optisch stimulierte Lumineszenz (OSL)

Da die auf eine einheitliche Errichtung im Spätmittelalter weisenden Dendroergebnisse für die Datierung der ganz offensichtlich früher und in unterschiedlichen Bauphasen entstandenen Massivbauteile keine Hinweise liefern können, wurde auch die Möglichkeit zur Altersbestimmung von gebranntem Ton durch thermisch oder optisch stimulierte Lumineszenz genutzt. Bei beiden Methoden wird jeweils der Zeitpunkt bestimmt, an dem die Keramikprodukte gebrannt wurden. Sie nutzen die auf natürlicher Radioaktivität beruhende Strahlungseigenschaft der in den Tonerden enthaltenen Quarzanteile, die eine konstante Strahlung abgeben. Beim Brennvorgang wird diese Strahlung auf Null zurückgesetzt und im Anschluss daran über die Umgebung wieder akkumuliert. Durch Stimulation der Elektronenfallen im Quarzkristallgitter mit Hilfe geeigneter Energiequellen, wie etwa Licht (OSL) oder Wärme (TL), ist es möglich, die Elektronen zu befreien und die Anzahl der durch die Elektronen emittierten Photonen zu messen (=Paläodosis).

Die Untersuchung beinhaltet jeweils die Entnahme von geeignetem Probenmaterial nach gemeinsamer Auswahl durch den Naturwissenschaftler mit dem Bauforscher und die Ermittlung der Paläodosis im Labor. Die Proben sind mindestens 1-2 cm hinter der Steinoberfläche oder im Mauerkern zu entnehmen, wo das Material keinen verfälschenden Einflüssen ausgesetzt war. Vor Ort wird parallel mit der Entnahme ein sogenanntes Dosimeter in das Mauerwerk eingesetzt, welches die jährliche Strahlungsenergie in der Umgebung der Probe am Objekt misst (=Ortsdosis). Denn erst der Quotient aus Paläodosis und Ortdosis führt zur Bestimmung des Brennzeitpunkts.[26] Praktisch bedeutet das, dass ein wenige Zentimeter langes Röhrchen mit einem Durchmesser von etwas über einem Zentimeter in das Mauerwerk eingesetzt wird und dort mindestens einige Monate verbleiben muss.

Die Ergebnisse beider Untersuchungsmethoden sind zwar konkrete Jahresangaben, die aber durch zu berücksichtigende Fehler zu Zeiträumen mit einem Minimal- und Maximalwert werden. Die aus dem Ergebnis abzuleitende Tendenz führt in Kombination mit anderen Datierungshinweisen in der Regel zu brauchbaren Aussagen.[27] Deutlich unterscheiden lassen sich immer unterschiedliche Bauzeiten in zutreffender Chronologie.

An der Marienkirche wurde eine erste Kampagne am 15. 06. 2004 durch Christian Goedicke am Rathgen-Forschungslabor der Staatlichen Museen Berlin / Stiftung Preußischer Kulturbesitz während

[24] Grundlegend zur Methode Eißing 2005, mit näherem regionalem Bezug Frommhagen / Heußner / Schöfbeck 2000, Heußner / Schöfbeck 2002, Schöfbeck 2005.
[25] Gutachten Heußner 1993, 2000 u. 2011.
[26] Für die Aufklärung über die unterschiedlichen Untersuchungsmethoden sei Christian Goedicke und Alexander Fülling herzlich gedankt.
[27] Beispiele für TL-gestützte Datierungen sind z. B. die Prämonstratenserkirche in Gramzow, vgl. Holst 2001 passim, die Heiliggeistkapelle in Berlin, vgl. Barth 2005b, S. 91 oder die Stadtpfarrkirche in Beeskow, vgl. Schumann 2007b, S. 273f.

Sanierungsarbeiten an den Südanbauten und am Chor durchgeführt. Datiert wurden Backsteine aus dem Innern der Sakristeisüdwand, ein dort vermauerter Formstein eines Fensterstabs, der wohl von dem durch den Sakristeianbau zum Teil verdeckten Fenster der Langhaussüdwand stammt und mehrere Proben am Chor. Für die drei unterschiedlichen Bauteile ergaben sich gut unterscheidbare verschiedene Brenndaten und folglich Bauphasen, was durch die Bauforschungsergebnisse klar bestätigt wird. Am Chor gelang durch eine Auswertung von vier Proben und die versuchsweise doppelte Auswertung mit der TL und der OSL-Methode und eine mit der großen Datenmenge durchführbare Kontextrechnung eine optimierte Datierung mit einem sehr genau eingrenzbaren und gut abgesichertem Brenndatum.[28]

Während der jüngsten Sanierungsarbeiten ergab sich zusätzlich die Gelegenheit zur Probenentnahme an der Langhaussüdwand im Bereich des Kernbaus. Untersucht wurde nicht nur das im Zuge der Errichtung des Langhauses neu verbaute Backsteinmaterial, sondern auch die als Auszwickelung im Feldsteinsockel in großer Zahl verbauten Bruchstücke von Hohlziegeln. Hier sollte die Frage geklärt werden, ob es sich um Zweitverwendung von Abbruchmaterial oder um die Verwertung von zur Bauzeit aktuell angefallenem Ausschussmaterial aus der Ziegelproduktion handelt. Eine weitere Probenentnahme an den nach großer Hitzeeinwirkung regelrecht geschmolzenen Backsteinen der Sargwände der Mittelschiffarkaden sollte den Brand datieren, der zu diesen Schäden geführt hat. Diese zweite Kampagne wurde nur noch mit der OSL-Methode bestimmt, die inzwischen die auf Wärmezufuhr angewiesene TL nahezu abgelöst hat. Sie liefert aufgrund des geringeren Fehlerpotenzials und der höheren Präzision der neu entwickelten Untersuchungsgeräte korrektere Daten.[29] Die Probenentnahme und Auswertung erfolgte durch Alexander Fülling am Geographischen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin unter Beteiligung von Christian Goedicke.[30] Auch diese Untersuchungen führten zu klar unterscheidbaren und – mit Ausnahme der brandgeschädigten Probe – zu mit der Baugeschichte plausibel in Verbindung zu setzenden Brenndaten. Die Diskussion der Einzelergebnisse erfolgt jeweils in Zusammenhang mit der Datierung der einzelnen Bauphasen.

1.2.3 Datierung über Backsteinformate

Zur Unterscheidung von Bauphasen und zur Identifizierung von auseinander liegenden, möglicherweise aber zeitlich zusammengehörigen Gebäudeteilen, wurden systematisch millimetergenau die Formate der innen zeitweise frei liegenden Backsteine notiert und zusätzlich an größeren messbaren Flächen außen oder im Dachraum möglichst in repräsentativer Menge aufgenommen. Nach dieser Methode wurden bereits in der Vergangenheit Daten von den schon untersuchten Fassaden des Turms erhoben, was eine Fortsetzung sinnvoll erscheinen ließ.[31] Innerhalb des Gebäudes ergab sich so aufgrund der logischen Abfolge hintereinander errichteter Gebäudeteile eine Chronologie der Formate. Von der zusätzlichen Möglichkeit einer tatsächlichen, absoluten Datierungshilfe durch diese Daten wurde zunächst nicht ausgegangen, da bislang kein zugänglicher Datenpool für eine Auswertung bekannt war. Ein Vergleich mit bereits publizierten oder aus im Landesdenkmalamt aufbewahrten Untersuchungsberichten stammenden Maßangaben von datierten Gebäuden erschien von vornherein relativ unergiebig, da sich aufgrund des Fehlens eines allgemein anerkannten Standards des Messverfahrens sofort die Frage nach der Vergleichbarkeit ergibt. Häufig scheinen nur auf 5 mm gerundete Durchschnittsdaten auf oder von – bis Werte, bei denen unklar ist, wo der Schwerpunkt der Maße liegt. Auch über die Anzahl der Steine, die für die Ermittlung der Aussage gemessen wur-

[28] Gutachten Goedicke 2006, mit beigefügter Kontextrechnung für die Chordaten.

[29] Seit einigen Jahren wird eine in Großbritannien entwickelte und in den USA weiterentwickelte, offenbar erfolgreiche Methode der Altersbestimmung von Keramik diskutiert, die für Artefakte der vergangenen 2000 Jahre anwendbar sein soll. Sie basiert auf der konstanten Aufnahme von Umgebungsfeuchte einiger im Ton enthaltener Minerale ab dem Zeitpunkt des Brandes und wurde Rehydroxylation (RHX)-Datierung genannt. Vgl. dazu Wilson u. a. 2009. Für die aktuelle Einschätzung und Information über den Forschungsstand danke ich Herrn Goedicke.

[30] Gutachten Fülling 2011.

[31] Vgl. Gutachten Dienstleistung Denkmal 2001.

den, gibt es in der Regel keine Aussage. Es liegt zwar bereits für die einzelnen Regionen Brandenburgs und angrenzende Regionen ein Versuch zur Entwicklung von Backsteinchronologien vor, allerdings lieferten die festgestellten Veränderungen der Proportionsverhältnisse nur sehr ungefähre Anhaltspunkte für eine Datierung.[32] Backsteinchronologien, nach denen tatsächlich – offenbar erfolgreich – datiert wird, wurden bislang für Lübeck und mehrere italienische Regionen, z. B. Genua und Umgebung, bekannt.[33] Ein generell klar negatives Urteil über die Tauglichkeit der Formate zu einer Feindatierung fällte hingegen vor nicht allzu langer Zeit Barbara Perlich. Sie hatte zum Vergleich jeweils die Formate mehrerer datierter Backsteinbauten in mehreren Regionen aufgenommen und für jede Region eine zu große Abweichung innerhalb eines Zeitraums festgestellt, als dass eine genauer als auf ein Jahrhundert ausfallende Datierung zu erzielen wäre.[34] Es gibt inzwischen aber Grund anzunehmen, dass eine Backsteinchronologie unter bestimmten Voraussetzungen auch für den Raum Berlin funktionieren könnte.

Während meiner Arbeit vor Ort ergab sich unerwartet Kontakt zu einer sehr kleinräumlich angelegten, nämlich auf das heutige Gebiet Berlins und Potsdams beschränkten Untersuchung. Der Vermessungs-Assessor und Archäologe Thomas Seggermann ist seit einigen Jahren in seiner Freizeit mit einem von ihm Backsteinregister Berlin (BaRB) betitelten Projekt beschäftigt, in dem mittlerweile fast vollständig die Formate der datierten Bauten aus Backstein und der bei archäologischen Grabungen erschlossenen Mauerzüge aus Backstein gesammelt sind. Berücksichtigt wurden sämtliche Epochen des Bauens mit Mauerziegeln bis 1915, nicht nur das Mittelalter. Eigenhändig, d. h. nach der immer gleichen Herangehensweise einer einzelnen Person, aufgenommen wurden dabei nicht nur eine möglichst große Anzahl (mindestens um 50, aber so viele wie möglich) genauer Maße (Längen, Breiten und Höhen in Millimetern), sondern auch andere Charakteristika wie Ziegelfarbe, Herstellungstechnik, Brandqualität, Mauerverband und Eckverband. Von den erhobenen Maßen wurden nicht nur einfache mathematische Durchschnittswerte gebildet, sondern nach der im Vermessungswesen gebräuchlichen Weise statistische Mittelwerte und Standardabweichungen bei vorherigem Ausschluss von Ausreißern berechnet. Die für die Marienkirche mithilfe des Backsteinregisters gewonnenen Datierungen von Langhaus und Chor stimmten erstaunlich exakt mit anderen, Herrn Seggermann nicht bekannten Datierungshinweisen, wie den unpublizierten TL/OSL-Daten, überein. Aus diesem Grund wurden die aus den gesammelten Vergleichsdaten gewonnen Datierungsvorschläge aus dem Backsteinregister als eine der Datierungshilfen im Rahmen dieser Arbeit eingesetzt.

Es ist hier nicht der Ort ausführlich auf die Möglichkeiten, Grenzen und Ergebnisse dieser Datierungsmethode einzugehen – dies sei dem Urheber überlassen. Unbedingt hinzuweisen ist allerdings auf eine ganz deutlich aus den Beispielen der Marienkirche allgemein ableitbare Aussage über Backsteinformate im Raum Berlin: Es gab hier ganz offensichtlich keine lineare Entwicklung wie sie z. B. in Lübeck zu erkennen ist. Stattdessen wiederholten sich ähnliche Formate in jeweils etwas anderer Proportion. Den stärksten Schwankungen unterlagen die Höhen- und Längenmaße, während die Breitenmaße – zumindest im 14. Jahrhundert – vergleichsweise konstant blieben.

Als Erstresümee kann für die Zeit des Mittelalters in Berlin gefolgert werden: Eine einigermaßen verlässliche zeitliche Einordnung von Backsteinen scheint möglich, vermutlich weil damit das Einzugsgebiet nur weniger Ziegeleien untersucht wird. Dafür ist aber eine so gut wie lückenlose Abfolge datierter Gebäude nötig, da keine lineare chronologische Entwicklung vorliegt, die auf die Werte schlecht oder gar nicht belegbarer Zeiträume schließen lassen würde. Folgerichtig heißt das Projekt Seggermanns auch nicht „Backsteinchronologie“ sondern „Backsteinregister Berlin“.

[32] Schumann 2000. Zudem besteht das Problem, dass sich seit Erscheinen des Artikels für einige der zur Entwicklung der Schlussfolgerungen herangezogenen Beispielobjekte die Datierungsvorschläge verändert haben.
[33] Zu Lübeck: Gläser 1988, zum Forschungsstand in Italien, respektive Genua: Pittaluga / Valeriani 2003.
[34] Perlich 2007, S. 62-66.

1.3 Baubeschreibung

Die Marienkirche in Berlin-Mitte liegt von allen Seiten frei einsehbar, aber etwas vertieft zur Umgebung, an der Karl-Liebknecht-Straße in unmittelbarer Nachbarschaft des Neptunbrunnens und des Fernsehturms mit der zugehörigen Springbrunnenanlage (Abb. 1, 2). Der mit nur leichter Nordabweichung ziemlich exakt geostete Backsteinbau auf Feldsteinsockel besteht aus einem dreischiffigen sechsjochigen Hallenlanghaus mit einschiffigem Chor, der etwas breiter ist als das Mittelschiff (Abb. 3). Eineinhalb Chorjochen folgt ein Schluss aus einem in fünf Seiten eines Zehnecks gebrochenen Polygon.[35] Deutlich nachträglich ist der in Langhausbreite angebaute Westteil mit dem aus der Dachfläche ragenden Mittelturm. Der Westanbau besteht aus Feldstein- und Kalkbruchsteinmauerwerk mit teilweise in Backstein gemauerten Fensteröffnungen und Gebäudekanten. Der massive quadratische Turmschaft wird von einer kupferverkleideten neogotischen Holzkonstruktion des späten 18. Jahrhunderts von Carl Gotthard Langhans bekrönt. Chor und Langhaus haben gleiche Traufhöhe, jedoch ist das Chordach wesentlich niedriger als das mächtige Langhausdach, dessen Ostgiebel mit Blendenpaaren zwischen pyramidal bekrönten Pfeilern gegliedert ist.

Während das Langhaus an der Nordseite unverbaut ist, wird es an der Südseite im unteren Fassadenbereich fast vollständig von Anbauten verdeckt. Unter diesen stammt nur die sogenannte Alte Sakristei vor dem zweiten Joch der Südseite noch aus dem Mittelalter. Im Gegensatz zum sonst eher kahlen Äußeren der Kirche besitzt sie einen zierlichen Pfeilergiebel mit Spitzbogenblenden und krabbenbesetzten Fialen. Östlich davon markiert eine schräg gestellte Sichtziegelmauer mit schmiedeeisernen Barockgittern die ehemalige Simonsche Erbgruft. Zu ihr gehören außen in die Langhausmauer eingelassene Gedächtnistafeln und das repräsentative Grabmal von Bartholomé Damart im Innern. Die 1715 angelegte Grabkapelle mit Zugang zum Kirchhof und darunter eingebauter Gruft hatte laut Stichen des 18. Jahrhunderts eine Tempelfront mit Giebel, die wohl 1818 durch die schräg gestellte, zwischen Sakristeifront und Eckstrebepfeiler vermittelnde Mauer ersetzt wurde.[36]

Westlich der Sakristei schließt ein Anbau von 1893/94 an, der ältere Vorgänger ersetzt.[37] Die Ersetzung in einheitlich „gotischen“ Formen geschah aus ästhetischen Gründen und ist eine dreimalige Wiederholung der Alten Sakristei.[38] Es befindet sich darin die Vorhalle des Kirchensüdportals mit einem Treppenhaus, das in den nach 1945 ausgebauten Büroraum und zur ebenfalls 1893/94 errichteten Kaiserempore an der südlichen Kirchenschiffswand führt. Die beiden westlichen Giebel-

[35] Seit den 1980ern wird er auch als 7/12-Schluss bezeichnet, z. B. in Drescher 1983b, S. 10, Drescher 1983a, S. 38, Böker 1988, S. 117 und 190 und später in Dehio Berlin 2000 S. 35. Badstübner übernimmt in den späteren Ausgaben des Kirchenführers (z. B. 2006, S. 4) diese Sichtweise als Variante zum Halbjoch mit 5/10-Schluss. Diese Interpretation ist jedoch nicht nachvollziehbar, denn die sieben Teilflächen lassen sich nicht annähernd zu einem geschlossenen, regelmäßigen Zwölfeck vervollständigen. Die Bezeichnung als Fünfachtelschluss bei Hoffmann-Tauschwitz 2003, S. 144 ist ebenfalls nicht zutreffend.

[36] Der Stich von Bembé nach Möllendorf von um 1838 (vgl. Abb. 139) zeigt die einfache dachlose schräge Wand. Sie ist auf den frühesten Fotos 1886 verputzt (vgl. Abb. 156). Die ursprüngliche Planung von 1892 sah vor, den „stillosen schrägen Wandabschluss“ zu entfernen und „die dem Verfall preisgegebenen sehr schätzbaren schmiedeeisernen Torflügel und Fenstergitter an geeigneter Stelle wieder[zu]verwenden“. Zitat aus dem Genehmigungsschreiben der Königlichen Ministerial-Bau-Kommission zu den geplanten Baumaßnahmen an der Marienkirche vom 13.4.1892 (ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 59-64).

[37] Anstelle der jetzigen Kapelle bestand von 1729 bis 1893 ein barocker Putzbau als Vorgänger. Zur Errichtung des zum Kirchenschiff hin geöffneten Anbaus vgl. ELAB, Depositum St. Marien/St. Nikolai, Rep. I, Nr. 2 und Rep. 1667-1788, unpag. Im Raum zwischen Alter Sakristei und dieser Kapelle befand sich die Müllersche, dann Stillersche Erbgruft als Sakristeianbau. 1818 wird dem ebenfalls in diesem Winkel liegenden Südportal eine kleine Vorhalle mit Treppe zur neuen Südempore nach Entwurf von Stadtbaurat Friedrich Wilhelm Langerhans angebaut und sämtliche nachmittelalterlichen Anbauten mit einem gemeinsamen Pultdach versehen (vgl. Klein 1819, S. 23 und ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 86, vgl. Abb. 12). In den 1870ern wurde die Vorhalle durch Stadtbaurat Blankenstein erweitert und auf gleiche Flucht mit dem Kapellenanbau und dem Gruftanbau gebracht (LAB, A Rep. 004, Nr. 723 und ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 339, unpag., vgl. Abb. 46).

[38] ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 59-64.

anbauten enthielten vor 1945 die mit Kirchensitzen ausgefüllte Magistratsloge, die durch große Bogenstellungen zum Kirchenschiff geöffnet war. Genau gegenüber befand sich der ursprüngliche Standort der Schlüterkanzel mit dem kleinen Altar davor. Im Winter 1946/47 wurden die Bogenstellungen ausgemauert und somit eine abgeschlossene Kapelle geschaffen.[39] 1893/94 entstand der kapellenartige Anbau in der Südostecke am Ansatz des Chores, über dessen von außen zugängliches Kellergeschoss der in derselben Zeit unterhalb des Chors eingerichtete Heizungskeller erschlossen wird.[40] Auf der Nordseite gegenüber blieb als einziger der ehemaligen barocken Gruftanbauten das Erbbegräbnis derer von Sparr erhalten. Es wurde 1658 als Gedächtniskapelle mit Ahnengemälden und darunter liegendem Gruftkeller von General-Feldmarschall Otto Christoph Freiherr von Sparr für sich und seinen Vetter Feldmarschall Ernst Georg Graf von Sparr und dessen Söhne Ladislaus und Georg Ernst beauftragt.[41] Während die Gruft mit mehreren Zinnsärgen noch erhalten ist, dient die dreijochige kreuzgratgewölbte Kapelle heute als Küche und Aufenthaltsraum. Das Gesamtmaß des langgestreckten Kirchenbaus beträgt 83 m bei einer Breite von 33 m mit den Südanbauten.

Der Kirchenraum wird durch vier Portale erschlossen. An der Nordseite, wo das Feldsteinmauerwerk bis zur Sohlbankhöhe reicht, besteht der Eingang aus einem spitzbogigen Stufenportal aus sauber behauenen Findlingen. Genau gegenüber, im dritten Langhausjoch von Osten, befindet sich das ebenfalls zu den ursprünglichen mittelalterlichen Zugängen zählende Südportal. Es liegt als einziges der Portale in einer Vorhalle, einem Teil der 1893/94 ausgeführten Südanbauten. Im westlichsten Joch der südlichen Langhauswand wurde in der Barockzeit ein zweiter Südeingang geschaffen. Die korbbogige Öffnung wird von einem leicht vorspringenden Risalit gerahmt und von einer vorkragenden Bedachung bekrönt.[42] Heutiges Haupteingangsportal ist das 1893/94 als frei vervollständigende Kopie des mittelalterlichen Vorläufers aus Sandstein gehauene und 1958 stark vereinfachte Westportal,[43] durch das man zunächst in die Turmhalle mit dem Totentanz gelangt. Seit 1893/94 sind die drei Schiffe der Turmhalle durch eingestellte Massivwände mit drei Doppelportalen von den höheren Langhausschiffen getrennt. Für den Klimaschutz der überregional bedeutenden Wandmalerei des Totentanzes wurde 1992 eine vollständig aus Glas bestehende Schleuse in die Turmhalle eingestellt, die eine direkte Verbindung zwischen dem Westportal und dem mittleren Portal der Trennwand zum Langhaus herstellt.

Im Kirchenschiff teilen sechs Pfeilerpaare, von denen die östlichsten am Übergang zum Chor als Wandpfeiler ausgebildet sind, und breite Scheidarkaden die fast dem Quadrat angenäherten, leicht querrechteckigen Mittelschiffjoche von schmalen längsrechteckigen Seitenschiffjochen. Die westliche Verlängerung des Kirchenschiffs wird durch die massive Empore von 1893/94 mit der barocken Orgel von Joachim Wagner aus dem Jahr 1722 dominiert und von einem Stern-Netzgewölbe überspannt, das sich ähnlich in den Turmseitenschiffen fortsetzt (Abb. 4). Der untere Teil des östlichsten Freipfeilers der Nordseite wird seit 1948 von einem Unterbau aus vier Säulen mit einer alabasterverkleideten Kanzel von Andreas Schlüter gebildet, der sich bis dahin am zweiten Pfeiler der Nordseite befand. Die Schlüterkanzel von 1703 gehört mit der Wagner-Orgel und dem Altar von Bernhard R(h)ode und Andreas Krüger im Chor zu den prägenden barocken Ausstattungsstücken der Kirche (Abb. 4, 5). Der um fünf Stufen gegenüber dem Hauptraum erhöhte einschiffige Chor ist im Unterschied zu den

[39] Bericht des Propstes Grüber über erfolgte Wiederherstellungsarbeiten vom 27.März 1947, EZA, Bestand 7, Nr. 11519.

[40] Der Bau ersetzt vollständig das barocke Erbbegräbnis des Geheimen Rats und Gerichtspräsidenten Lüdcke von etwa 1762 (Alterseinschätzung des Erbbegräbnisses nach Deiters 2003).

[41] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Nr. 6.

[42] Das Portal entstand vermutlich als bequemer Zugang zu dem zahlreiche Sitzplätze enthaltenden Südanbau von 1729. Auf der Randdarstellung im Plan Schleuens von 1739 oder 1740 ist es in der beschriebenen Gestaltung wiedergegeben (vgl. Abb. 260a), während Walther 1737 eine schlichte rechteckige Umrahmung ähnlich eines Windfangs darstellt (Abb. 261). 1856/58 war die tatsächlich mit einem „holzstallähnlichen" Vorbau versehene Türöffnung überflüssig geworden und wurde zugemauert. Vgl. LAB, A Rep. 004, Nr. 723, Bl. 52 (zitiert nach Deiters 2003; der Vorbau ist in einem Aquarell Leopold Ludwig Müllers dargestellt, vgl. Abb. 64). 1893/94 wurde sie wieder geöffnet und mit einem innen angefügten Windfang versehen, der inzwischen wieder entfernt wurde.

[43] Zur Enthistorisierung vgl. LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Bl. 7.

einfachen Kreuzrippengewölben des übrigen Schiffs mit spätgotischen Sterngewölben ausgestattet, die sich in das östlichste Mittelschiffjoch mit einem Springgewölbe fortsetzen.

2. Forschungsgeschichte

Der Forschungsstand zur Marienkirche ist bisher ein sehr bescheidener. Als Monografie liegen bislang nur verschiedene Ausgaben von schmalen Kirchenführern aus der Reihe „Das christliche Denkmal“ vor[44] und in den Überblickswerken zur Backsteinbaukunst spielt sie wenn, dann meist nur peripher eine Rolle. Grundlegend ist bis heute die relativ ausführliche Beschreibung Richard Borrmanns, die noch vor der einschneidenden Restaurierung durch Hermann Blankenstein abgefasst wurde. Die neuere Hauptliteratur bilden knapp gefasste Kunst- und Architekturführerbeiträge, die dem Zweck gemäß keine Begründungen der Angaben beinhalten und meist auf einen Fußnotenapparat verzichten. Es kam nie zu einer echten Forschungsdiskussion um die Kirche, sondern es reihen sich verschiedene Einschätzungen aneinander.

Eine erste kurze Baugeschichte der Marienkirche veröffentlichte 1861 der bekannte Kunsthistoriker und Lehrbeauftragte an der Berliner Bauakademie, Wilhelm Lübke, in der von ihm verfassten, ersten Abhandlung zum gerade wiederentdeckten und frei gelegten Totentanz.[45] Lübke beschränkte sich auf eine Analyse der mittelalterlichen Bauteile, wodurch der beigefügte, von ihm selbst angefertigte erste erhaltene Grundriss der Kirche nachmittelalterliche An- und Einbauten ausspart. Auf ihn geht die Beobachtung der nur für den Raum Berlin typischen achteckigen Pfeilerform mit Halbsäulenvorlagen auf jeder der acht Seiten zurück. Sie kommt erstmals abwechselnd mit rechteckigen Pfeilern an der Franziskaner Klosterkirche vor, dann in den Langhäusern sowohl der Marienkirche als auch der Nikolaikirche.[46] Er schlägt für die Langhäuser beider Kirchen eine Datierung in der Nachfolge der seiner Meinung nach um 1271 begonnenen Klosterkirche, Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts, vor. Während diese Sichtweise für die Marienkirche bis heute weitgehend akzeptiert ist, wird das Langhaus der Nikolaikirche mittlerweile wesentlich später datiert.[47] In dem regelmäßigen Granitmauerwerk auf der Nordseite der Marienkirche mit dem damals vermauerten Spitzbogenportal sieht er einen dem Turm als ältesten Teil der Nikolaikirche ähnlichen Rest eines romanischen Vorgängerbaues. Er hält daher das Langhaus der Marienkirche für einen eine ältere Kirche ersetzenden Neubau. Äußerst einflussreich wurde seine stilistische Einordnung des Chors. Die „pilasterartigen Vorlagen, deren Ecken abgeschrägt und mit feinen Halbsäulchen geschmückt sind“ sowie „die einfache Schmiege des Sockels im Innern“ hätten noch das Gepräge der früheren romanischen Epoche und seien demnach „mit ziemlicher Gewissheit noch in’s XIII. Jahrhundert“ zu setzen. Von einer Wiederaufbauzeit der Kirche nach dem Stadtbrand von 1380 sollen hingegen „die jetzigen unschönen Scheidbögen des Schiffes samt den mager profilirten Gewölberippen“ mit den Stern- und Springfiguren im Ostteil der Kirche stammen.[48] Die Frage nach dem Ausmaß der Zerstörungen des Brandes von 1380 und die des Vorgängerbaus werden die künftigen Hauptfragen in der Interpretation der Baugeschichte der Marienkirche.

---

[44] Scherer 1947, Badstübner 1985 u. 2006. Seit der 1972 entstandenen Erstauflage wurde der Text nur leicht verändert bzw. ergänzt.

[45] Lübke 1861, Kap. II. „Baugeschichte der Marienkirche“ Spalte 5-10. Lübke unterrichtete von 1857-61 Kunstgeschichte an der Berliner Bauakademie, dann wurde er Nachfolger Jacob Burckhardts als Professor am Lehrstuhl für Kunstgeschichte des Eidgenössischen Polytechnikums Zürich.

[46] Ebd., Sp. 6-7. Noch nicht bekannt war ihm das bis heute einzige außerhalb Berlins, aber immerhin in der Nähe liegende Beispiel, die Stadtpfarrkirche St. Marien in Bernau, in der diese Form nach 1400 aufgegriffen wird. Dazu Badstübner / Knüvener 2011, S. 260.

[47] Das Langhaus der Nikolaikirche stammt nach heutigem Wissen von nach 1460. Vgl. dazu zuletzt Schumann 2007b, S. 314f.

[48] Lübke 1861, Sp. 8.

Lübke weist auch bereits auf den offensichtlich nachträglichen Anbau des Westteils mit dem Turm hin. Er geht von einem Vorgänger des jetzigen Turms aus, der wegen der schräg gestellten Eckstrebepfeiler am Westende des Langhauses nur Mittelschiffsbreite gehabt haben könne. Dieser sei eingestürzt und hätte auch die angrenzenden Gewölbe des Schiffes beschädigt, was durch die baugleiche, in Formen der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts ausgeführte Einwölbung von westlichstem Schiffsjoch und Turmseitenschiffen zu beweisen wäre. Zu dieser nach heutiger Kenntnis immerhin möglichen Darstellung gelangt er interessanter Weise durch die Fehlinterpretation der wenigen ihm bekannten Schriftquellen zum Turm. So bringt er fälschlich den für 1418 bezeugten Verkauf einer Geldrente zum Turmbau mit einer Vollendung des ersten Turmbaus in Verbindung. Die für 1490 beurkundete Nachricht von dem „teilweise errichteten“ ausdrücklich als „neu“ bezeichneten Turm dient ihm als Beweis für einen in der dazwischen liegenden Zeit erfolgten Einsturz.[49] Obwohl an dieser an sich plausiblen These nur der Zeitpunkt von Einsturz und Wiederaufbau mit Sicherheit falsch angenommen sind, wurde sie in der nachfolgenden Forschung stillschweigend übergangen.[50] Noch jüngst unkritisch wiederholt wurde hingegen Lübkes durch nichts belegte Behauptung, es seien bereits kurz nach der Reformation eine die Turmhalle vom Kirchenschiff trennende Fachwerkwand und von Treppen in der Turmhalle zugängliche Westemporen eingebaut worden.[51]

Als einen – bis auf den Turm des 15. Jahrhunderts – einheitlichen Neubau des 14. Jahrhunderts stufte hingegen Woltmann die Kirche ein[52] und wurde damit Begründer einer zweiten Interpretationsschiene. Die Kirche hätte mit der Nikolaikirche große Ähnlichkeit, nur dass sie ihr vielfach überlegen sei, „namentlich durch mehr Gediegenheit der Ausführung“ und durch größere und schlankere Verhältnisse.[53] Während auch Lübke die Kirche im Berliner Vergleich als die „schönste im Hinblick auf ihre Verhältnisse im Innern“ einschätzt,[54] erfährt sie vom „Altmeister“ der Erforschung der Backsteinbaukunst, Friedrich Adler, wenig Wertschätzung. In seinem in zwei Teilen in Berlin 1862 und 1898 erschienenen grundlegenden und mit zahlreichen Bauaufnahmen ausgestatteten Werk „Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des preußischen Staates“, kommt die Berliner Marienkirche nicht vor. Adler ist aber der Verfasser des Kurzartikels „St. Marien“ in der ersten Ausgabe von „Berlin und seine Bauten“. Darin bescheinigt er ihr im Äußeren eine „selbst in der reduzirten Denkmal-Baukunst nur selten vorkommende Nüchternheit“[55], die wohl der Grund für ihre bis heute geringe Beachtung in der Erforschung der Backsteingotik sein wird. Auf seine nicht näher begründete Einschätzung dürfte die bis in die jüngste Zeit wiederholte Vermutung zurückgehen, die Kirche sei vor ihrer Ersterwähnung von 1292, ungefähr um 1270 „gegründet“ worden. Vermutlich ist es eine Schlussfolgerung aus der zu Lebzeiten Adlers etablierten Forschungsmeinung, das Marienviertel sei als „Neustadt“ in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts neben der lediglich bis zur Königstraße reichenden „Altstadt“ Berlin mit der deutlich älteren Nikolaikirche gegründet worden.[56] Von dem um 1270 begonnenen Stiftungsbau stamme seines Erachtens das Granitmauerwerk der Nordseite. Er geht also wie Lübke und Woltmann von einem Vorgängerbau aus und schließt sich der Meinung des Letzteren an, dieser sei im Laufe des 14. Jahrhundert durch den bis heute erhaltenen Neubau, den er erstmals mit dem Terminus Hallenkirche[57] beschreibt, ersetzt und im 15. Jahrhundert durch den Westturm erweitert worden. Hinsichtlich der Datierung des Gewölbes nach dem Brand von 1380 stimmt Adler mit Lübke überein.

---

[49] Er bezieht sich auf die Wiedergabe der Urkunde in Fidicin 1837, T. 2, S. 301, wo er beschrieben wird als „novam turrim in parte edificatam“.

[50] Die von Michaela van den Driesch 2001, Teil II, S. 10, wiederentdeckte Nachricht des Einsturzes des Marienkirchturms wurde 1895 erstmals veröffentlicht in Meyer 1895, S. 260.

[51] Lübke 1861, Sp. 9. Wiederholt z. B. bei Walther 1997, S. 19. Tatsächlich wurde eine erste Trennwand erst im Jahr 1818 errichtet. Dazu Klein 1819, S. 20.

[52] Woltmann 1872, S. 7f. und 12f.

[53] Ebd. S. 12.

[54] Lübke 1861, Sp. 8.

[55] Adler 1877, S. 117f.

[56] So jeweils von einem anonymen Autor referiert in Der Bär 1884, S. 158f. und Der Bär 1886, S. 107.

[57] Die Zählung von fünf Schiffen ist offensichtlich ein Druckfehler. Vgl. Adler, S. 117.

Etwa ein Dezennium später, anlässlich des teilweisen Abrisses der benachbarten Bebauung, beschäftigt sich ein anonym gebliebener Autor, der sich ausdrücklich auf die „aufmerksame Untersuchung" des Baus beruft, neuerlich mit ihrer Baugeschichte.[58] Bezüglich eines „Gründungsbaus" und dessen Datierung werden Adlers Ansichten übernommen. Der hochinteressante neue Beitrag beinhaltet eine Lübke vollkommen widersprechende neue Deutung der Bauabfolge, die allerdings keinerlei Nachhall in der gesamten folgenden Literatur über die Kirche fand. Es wird die Meinung vertreten, nicht nur der Westturm, sondern auch der Chor wäre ein nachträglicher Anbau des 15. Jahrhunderts, der vermutlich von den reichen Gilden an der Kirche finanziert worden sei. Zuvor wäre der hier nicht näher datierte Hauptbaukörper im Osten gerade geschlossen und mit drei Fenstern belichtet gewesen.

Vermutlich weil er erstmals um die Erwähnung einiger Stichpunkte hinausgeht und die mit Abstand ausführlichste Beschreibung des Bauwerks liefert, werden die Ausführungen Borrmanns in „Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin" von 1893 zur viel zitierten bauhistorischen Standardliteratur über die Marienkirche. Borrmann, der nachweislich seiner eigenen Angabe Lübkes Beitrag kannte, schließt sich dessen Interpretation der Bauabfolge Chor – Langhaus – Turm im Wesentlichen an, präzisiert aber einen genaueren Bauablauf. Demzufolge gab es einen Vorgängerbau mit einem Langhaus aus Feldsteinen, von dem vermutlich der Chor, der „seiner mehr altertümlichen Formen wegen" noch dem Gründungsbau des letzten Viertels des 13. Jahrhunderts zuzuschreiben sei, bis heute erhalten geblieben wäre. Das bestehende Langhaus mitsamt der Sakristei gehöre seiner Interpretation nach der um 1340 archivalisch nachweisbaren Bautätigkeit an, die das Vorgänger-Langhaus ersetzte.[59] Nach dem Brand von 1380 wären beide Bauteile in nicht näher spezifiziertem Ausmaß wiederhergestellt worden. Den Turm sieht Borrmann in seinen massiven Teilen vollständig als einen Anbau des 15. Jahrhunderts, zu dem die Verlängerung und neue Einwölbung des westlichsten Langhausjochs gehören. Lediglich das Eselsrückportal sei eine Modernisierung aus der Zeit des Turmwiederaufbaus nach dem überlieferten Brand von 1518.[60] Borrmanns Arbeit zeichnet sich nicht nur durch eine gründliche Auswertung der ihm zur Verfügung stehenden Archivalien aus, sondern auch durch sehr genaue Material- und Detailformenbeschreibungen. Sie verraten, auch wenn sie einer kritischen Hinterfragung nicht immer standhalten und ihn gelegentlich zu falschen Schlüssen führen, eine bis dahin nicht feststellbare sorgfältige Beobachtung des Baus. Dies ist aufgrund der kurz danach erfolgten historistischen Restaurierung unter Blankenstein für die heutige Forschung umso wertvoller.

Von den im 19. Jahrhundert entwickelten Grundthesen des Bauablaufs spielen zwei bis in die jüngere Zeit eine Rolle, während der Vorschlag des anonymen Autors von 1886 nie diskutiert wurde.[61] Die beiden rezipierten, aber in der Folge modifizierten Thesen unterscheiden sich lediglich in der Sicht auf den Chor. Auf der einen Seite steht die Sichtweise Lübkes und Borrmanns, die den Chor noch ins 3. Viertel des 13. Jahrhunderts datieren, das Langhaus aber in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Auf der anderen Seite steht die Meinung Woltmanns und Adlers, die sowohl Chor als auch Langhaus als kompletten im Laufe des 14. Jahrhunderts entstandenen Neubau sehen. In der Frage der Wiederverwendung von Material eines Vorgängerbaus auf der Langhausnordseite, der Datierung der

[58] Der Bär 1886/87, S. 107-110 u. 174-76, hier besonders S. 107.

[59] Der Rat der Stadt Berlin nahm im Jahr 1340 zum Bau der Marienkirche 50 Mark Silber auf. Huch / Ribbe 2008, S. 104.

[60] Es gibt für die Datierung dieses Brandes zwei unterschiedliche Überlieferungen. Borrmann folgt den Angaben der Chronik des Angelus von 1596, die auch derjenigen bei Pusthius 1699, S. 14 entspricht, und datiert ihn 1514. Richtig ist jedoch die bei ihm in der Fußnote erwähnte Jahresangabe 1518 aus Hafftiz 1599, S. 86f. Dafür sprechen die dendrochronologischen Datierungen von Dachwerkshölzern in Chor, Langhaus und einem der Turmseitendächer, die auf eine Errichtung nach der Wachstumsperiode 1518 schließen lassen. Nähere Ausführungen dazu in Kapitel 13 „Bauphase 9", S. 182, Anm. 889 und S. 186f.

[61] Als einziger stellt Cante 1997, S. 6 die etablierte Bauabfolge in Frage, indem er den Chor als ans Langhaus angebaut erkannte. Er blieb jedoch bei einer Datierung beider Bauteile kurz vor und nach 1300.

Gewölbe nach 1380 und des Westurmanbaus ins 15. Jahrhundert, stimmen sämtliche Autoren überein.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird klar der spätere Datierungsvorschlag favorisiert und sogar zeitlich noch weiter nach hinten verschoben. Zu der dominanten Frage wird nun das Ausmaß der Brandkatastrophe von 1380. Schon kurz nach 1900 geht Buchholz von einer weitgehenden Zerstörung der Kirche aus.[62] Kohte, in der Dehio-Ausgabe von 1922, drückt sich für Langhaus und Chor noch vorsichtig allgemein aus und bezeichnet beide als Bau des 14. und 15. Jahrhunderts,[63] während spätestens Wendland ausdrücklich von einem kompletten Neubau nach 1380 spricht und damit eine verbreitete Ansicht der 1930er Jahre vertritt[64].

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entsteht eine erste kleine Monographie der Marienkirche in Form eines bebilderten Kirchenführers von Mechthild Scherer.[65] Sie versucht darin das Unmögliche einer Synthese aller bisheriger Theorien zur Baugeschichte und kommt dadurch zwangsläufig zu verwirrenden Aussagen: Der jetzt erhaltene Ziegelbau gehe im Wesentlichen auf eine durchgreifende Erneuerung nach 1380 unter Verwendung von Granitquadern des ersten zerstörten Baus zurück, aber trotzdem gehörten Chor und Langhaus unterschiedlichen Zeiten an. Und zwar der Chor dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, das Langhaus dem frühen 14. Jahrhundert, jedoch trügen beide letztendlich den Charakter der Wiederherstellung Ende des 14. Jahrhunderts.[66]

Eine vollkommen neue Überlegung führt Gustav Leh 1957 ein. Er stellt als erster die These eines Vorgängerbaus in Frage und tritt für eine allmähliche Errichtung des gesamten Baus ab um 1270 in den heutigen Ausmaßen ein. Chor und Langhaus stammten in wesentlichen Teilen von dieser ersten Bauperiode. Nach dem Brand von 1380, der den Einsturz der Gewölbe und Daches verursacht hätte, wären sie lediglich in etwas moderneren Formen wiederhergestellt worden.[67] Ähnlich skizziert Fait die Baugeschichte der Marienkirche, sieht aber das Zerstörungsausmaß des Brandes von 1380 offenbar größer, obwohl „beträchtliche Teile“ der frühgotischen Halle für den erweiterten Neubau übernommen werden konnten. Es seien dies die Längsmauern bis zu den diagonal gestellten westlichen Strebepfeilern mit dem Granitquaderportal sowie „einige Pfeiler, die sich durch stärkere plastische Bildung auszeichnen.“[68]

In einen größeren kunsthistorischen Zusammenhang stellt die Marienkirche erstmals Ernst Badstübner. 1972 erscheint die erste Ausgabe seines bis heute in vielen, immer wieder akualisierten Auflagen gedruckten kleinen Kirchenführers, der die erste kleine Monografie Scherers ersetzt.[69] Auch in seinen Überblickswerken und zahlreichen Artikeln zur märkischen Backsteinbaukunst ist die Marienkirche einbezogen und erhält ihre bis heute gültige entwicklungsgeschichtliche Stellung.[70] Badstübner widerspricht ebenfalls der These einer Spätdatierung des gesamten Baus auf die Zeit nach 1380 und begründet dies vor allem mit der Grundrissgestalt des Langhauses. Dessen Jochabfolge, in der die Longitudinalwirkung vorherrscht, und die Höhenproportion hätten deutlich den Charakter des 13. Jahrhunderts. Überhaupt läge dem Bau – abgesehen vom Turm – eine einheitliche Konzeption der 2.

62 Buchholz 1906, S. 169-175.

63 Kothe 1922b, S. 24. Diese Daten wiederholt fast wörtlich Müther 1956, S. 14f. Ähnlich auch Boeck / Richartz 1937, S. 20 und noch Gottschalk 1986, S. 166.

64 Wendland 1930, S. 4; ebenso Thaddea 1931, S. 197-199.

65 Scherer 1947.

66 Ebd. S. 2 und 4.

67 Leh 1957, S. 16.

68 Fait 1971, S. 355. Die 4. Auflage 1992 hrsg. von Reinhardt Hootz mit dem veränderten Untertitel „Berlin-Brandenburg“ erschien mit unverändertem Text zur Marienkirche.

69 Badstübner 1985 (1. Aufl. Berlin 1972). Ab 1995 erschien das Heft mit aktualisiertem Text.

70 Auch Zaske zieht zwar den Chor als Beispiel für ein frühes fünfseitig geschlossenes Polygon und die Pfeilerform bereits in seine entwicklungsgeschichtlichen Überlegungen ein, bringt mit seinen knappen Erwähnungen aber kein Gesamtbild und keinerlei neue Facetten. Vgl. Zaske 1970, S. 114 und S. 142.

Hälfte des 13. Jahrhunderts zu Grunde, die in der Nachfolge des Bettelordenstyps der dreischiffigen Halle mit einschiffigem Chor stehe, wie er zum Beispiel in den Dominikanerkirchen von Prenzlau, Berlin und Neuruppin verwirklicht wurde.[71]
Auf die Bauabfolge von Chor und Langhaus geht Badstübner nicht weiter ein. Böker nimmt diese enge Verknüpfung mit der Bettelordensbaukunst auf und bringt den nach seiner Sichtweise 1294 fertig gestellten Chor als Anregung für den etwas später anzusetzenden 7/10-Schluss der Franziskaner Klosterkirche in Berlin mit seiner Zentralraumtendenz ins Gespräch.[72] Der noch in Dehio 2000 wiedergegebenen, von Lübke stammenden These eines Baubeginns am Chor, der bei der Ersterwähnung vermutlich fertig gewesen sei,[73] setzt als einziger der jüngeren Autoren Marcus Cante die Möglichkeit einer umgekehrten Bauabfolge entgegen. Er sieht den Chor wenig später an das gegen Ende des 13. Jahrhunderts errichtete Langhaus angebaut.[74] Auch er schließt eine Datierung des Baus erst in spätgotische Zeit aus, „da es im ausgehenden 14. und im 15. Jahrhundert keine Parallelen für die Marienkirche gibt“[75].

Eine neue Sichtweise führt Badstübner in Bezug auf die Errichtung der Gewölbe ein. Die Kreuzrippengewölbe könnten durchaus noch zur ursprünglichen Halle des frühen 14. Jahrhunderts gehören. Es wäre denkbar, dass lediglich die Gewölbe des östlichen Mittelschiffjochs und des Chors beim Einsturz des Ostgiebels 1380 zerstört und danach in den unter böhmischem Einfluss der Parlerarchitektur stehenden Spring- und Sternfigurationen wiederaufgebaut wurden.[76] Dieser Interpretation widersprach jüngst Deiters. Da sich diese reicheren Gewölbeformen auffälligerweise in Altarnähe befinden bzw. befanden, könnten sie an diesen Stellen als Auszeichnung des Ortes gemeint sein und der gleichen Planungsphase angehören wie die einfachen Kreuzrippengewölbe.[77] Die Zuordnung des Giebels auf die Zeit nach 1380 bleibt unwidersprochen. Drescher weist zusätzlich auf die vorgesetzte Stützkonstruktion, die noch später zu datieren sei. Er stellt des Weiteren eine stilistische Verwandtschaft des Ost- mit dem Sakristeigiebel fest, wodurch der Anbau der Sakristei nicht mehr zwangsläufig mit der überlieferten Geldaufnahme von 1340 in Verbindung gebracht wird, sondern – wie auch die Fensterstabwerke – mit den Wiederaufbaumaßnahmen nach dem Brand von 1380.[78]

Während Badstübner dies in seinen frühesten Veröffentlichungen noch völlig offen lässt,[79] richtet er sich ab den späteren 1980er Jahren wie Leh eher gegen einen Vorgängerbau des vorhandenen Baukörpers. Vielmehr spreche „die ungestörte Anlage des neuartigen Hallenkonzepts“ für einen Gründungsbau, der ein gutes Beispiel für den in den märkischen Städten stattfindenden allmählichen Übergang von der Feldstein- zur Backsteinbauweise im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts sei.[80] Die altertümlichen Feldsteinbereiche mit dem Spitzbogenportal der Nordseite müssten nicht von einem Vorgängerbau sein, sondern könnten zu den frühesten Teilen der ab etwa 1270 errichteten und bis heute stehenden Marienkirche gehören. Sie sei also noch als Feldsteinbau begonnen und im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts als Backsteinbau vollendet worden. Zum Zeitpunkt des Baubeginns hätte für kommunale Bauvorhaben nur Feldstein als Baumaterial zur Verfügung gestanden. Erst während

[71] Badstübner 1985, S. 9, ders. / Badstübner-Gröger 1987, S. 19; ders. 1988, S. 23 und ders. 2008, S. 37. In Dehio Berlin 2000, S. 35 ist allgemeiner von einer Verwandtschaft mit märkisch-pommerschen Bauten vom Ende des 13. Jahrhunderts die Rede.
[72] Böker 1988, S. 117. Ganz durchdacht scheint seine These allerdings nicht zu sein, denn S. 190 wird die Beeinflussung umgekehrt beschrieben.
[73] Dehio Berlin 2000, S. 34-41, hier S. 34.
[74] Cante 1997, S. 6. Dementsprechend zählt er den Chor zu den Beispielen einschiffiger Chöre des spätmittelalterlichen Pfarrkirchenbaus. Vgl. Cante M. 2000, S. 94.
[75] Cante 1988-90, vgl. auch ders. 1997, S. 6.
[76] Badstübner 1985, S. 6, Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 22.
[77] Deiters 2003, Teil B, S. 2.
[78] Drescher 1983a, S. 38 und 1983b, S. 10, dieselbe Sichtweise wird wiederholt in der neuen Dehio Berlin-Ausgabe von 2000, S. 34f.
[79] Badstübner 1985, S. 5.
[80] Badstübner/Badstübner-Gröger 1987, S. 19.

des Bauverlaufs wäre es durch das Entstehen städtischer Ziegelhütten möglich geworden, Backstein zu verbauen.[81]

Diese, für die kunsthistorische Einordnung der Kirche bislang entscheidende Sichtweise, hält an der seit dem 19. Jahrhundert geläufigen These einer relativ späten Gründung der „Berliner Neustadt" erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts fest, die im Wortsinn allerdings keineswegs eine Neustadt mit eigenständiger Verwaltung war, sondern eine Erweiterung einer bestehenden Siedlung.[82] Unter den Historikern gibt es allerdings schon seit Eberhard Faden (1937) die Ansicht, das Marien- und Klosterviertel seien nicht erst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden, sondern deren Errichtung stehe mit der Mitteilung aus der Märkischen Fürstenchronik in Verbindung, wonach die askanischen Markgrafen Johann I. und Otto III. in der ersten Zeit ihrer Regierung, die von 1225 bis 1251 dauerte, Berlin „erbaut" hätten.[83] D. h. die vorherige frühstädtische Siedlung Berlin wurde spätestens um etwa 1240 gleichzeitig mit dem Ausbau des Marien- und vermutlich auch des Klosterviertels zu einer vollwertigen Stadt erhoben. Fritze kam nun in Bezug auf die Marienkirche zu der interessanten, die gängige kunsthistorische Meinung eines Baubeginns um 1270 integrierende Ansicht, es wäre nicht sofort mit der Stadterweiterung zu einem Erstbau der Marienkirche gekommen, sondern man hätte die romanische Nikolaikirche großzügig genug bemessen, damit dort zunächst auch die Bewohner des neuen Marienviertels am Gottesdienst teilnehmen konnten.[84]

Archäologen, wie Adriaan von Müller und Heinz Seyer, schlossen im Sinne der Nachkriegserkenntnisse zur Stadtwerdung Berlins hingegen wieder auf einen Vorgängerbau, der nach von Müller wahrscheinlich schon nach 1220 begonnen worden sei[85] und nach Seyer, ganz vorsichtig formuliert, „eigentlich um 1230, ganz sicher aber vor 1260/70" vorhanden gewesen sein müsste.[86] Innerhalb dieses Jahrzehnte umfassenden Spektrums wurden inzwischen mehrere Datierungsvorschläge für einen Erstbau von St. Marien gebracht.[87] Die Bandbreite erklärt sich aus den fehlenden Kenntnissen zur Entstehung des Marienviertels. Archäologische Grabungen stellen, mangels schriftlicher Quellen, die einzige Erfolg versprechende Methode zur Klärung der Frühgeschichte von Berlin im Allgemeinen dar. Vom Terrain des Marienviertels lagen bis vor kurzem nur die Ergebnisse einer einzelnen Ausgrabung vor. Sie wies eine älteste zwar ins 13. Jahrhundert, allerdings nicht in dessen erste Jahrzehnte, gehörende Kulturschicht auf dem Grundstück Hoher Steinweg 15 nach.[88] Neuere Grabungen direkt in der Marienkirche wurden 2003-2006 im Zuge der noch andauernden Kirchensanierung durchgeführt. Neben Gräbern des Marienfriedhofs vom 13. und 14. Jahrhundert an der Südseite des Chors brachte einer der Grabungsschnitte im Innern der Kirche unerwartete Ergebnisse. Es wurde ein Teil des Fundaments eines der südlichen Pfeiler des Langhauses frei gelegt, in dem ein gefasster Feldstein sekundär vermauert wurde. Damit liegt ein erster Beweis für den vermuteten romanischen Vorgängerbau vor.[89]

---

81 Badstübner/Badstübner-Gröger 1987, S. 19; Ders. 1994, S. 42; Ders. 2005, S. 52.

82 Eine selbständige Neustadtgründung neben einer bestehenden Altstadt gab es beispielsweise in Brandenburg/Havel. Zur Frage der Bezeichnungen siehe Schich 2002, S. 176f.

83 Eberhard Faden: Berlin im Mittelalter, in: Max Arendt / Eberhard Faden / Ott-Friedrich Gandert: Geschichte der Stadt Berlin. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Reichshauptstadt, Berlin 1937, S. 60. Zitiert nach Fritze 2000, S. 52 u. Anm. 233. Eckhard Müller-Mertens führte für einen Zusammenhang von Marienviertel und Stadterhebung noch unterstützende rechtliche Gründe an. Eine derartig planmäßige Stadterweiterung nach einer vollzogenen Stadterhebung hätte keine Parallele im Land Brandenburg. Ein erst nach der Stadterhebung geplantes und errichtetes Marienviertel hätte demnach nur ein selbständiges Gemeinwesen werden können. Müller-Mertens zitiert nach Seyer 1987, S. 57. Vgl. auch Schich 2002, S. 142, 159 und S. 162-177 passim.

84 Fritze 2000, S. 52f.

85 von Müller 1981, S. 125. Diese Ansicht übernimmt Bekiers 1987, S. 22.

86 Seyer 1987, S. 70f.

87 Schneider in Schneider/Gottschalk 1983, S. 28 setzt den Vorgängerbau ab um 1230 an. Gottschalk 1986, S. 166 gibt um 1250 an, Schich 2002, S. 163 spricht von „nicht lange nach der Mitte des 13. Jahrhunderts".

88 Seyer 1987, S. 57-59.

89 Michas 2005, S. 111f. und ders. 2007, S. 238f.

Zu einer völligen Neuinterpretation des Westturms führten die 2000/2001 im Vorfeld von dessen Fassadensanierung durchgeführten Untersuchungen und Recherchen. Bis dahin galt der im Untergeschoss die Breite des Langhauses aufnehmende und über der Traufkante als Mittelturm fortgeführte Feld- und Bruchsteinbau einhellig als an das Langhaus nachträglich angebauter Teil des 15. Jahrhunderts. Die Abfolge der festgestellten Bauphasen anhand der Analyse des Fassadenmauerwerks und deren absolute Datierung auf Grundlage der parallel durchgeführten Archivalienauswertung machten nun eine Datierung des Feldsteinteils des unteren Geschosses sogar noch vor 1380 wahrscheinlich.[90] Damit wurde die Frage nach dem früheren Westabschluss der Marienkirche, zu dem vielleicht doch – wie Lübke vermutete – bereits ein Westturm gehörte, neu aufgeworfen.

Völlig offen war zu Beginn der vorliegenden Untersuchung die Frage nach der Reihenfolge der Errichtung und der Datierung von Langhaus und Chor. Wie der Chor, ist die Halle ein auf Feldsteinsockel errichtetes Backsteingebäude, wobei das Feldsteinmauerwerk der Nordfassade bis unter die Fenstersohlbänke heranreicht und ein spitzbogiges Stufenportal aufweist. Die Interpretation dieser am Bau „altertümlich“ erscheinenden Partien und die tatsächlichen Auswirkungen des für 1380 überlieferten verheerenden Brandes gehören - neben der Frage des Turmbaus - zu den strittigen, aber für die Interpretation der Baugeschichte wesentlichen Punkten. Es stehen sich stilistische Zuordnungen vom ausgehenden 13. bis ins 15. Jahrhundert gegenüber. Eine überzeugende Argumentation für eine der Versionen wurde noch nicht geliefert, ist aber für die Aufrechterhaltung der bisher vorgeschlagenen kunsthistorischen Einordnung entscheidend. Bislang gilt sie als eine der ersten und besonders charakteristischen querschifflosen städtischen Hallenkirchen nach dem Vorbild norddeutscher Dominikanerkirchen des letzten Viertels des 13. Jahrhunderts.[91] Vergleichsweise unbedeutend erscheint dagegen die Datierungsfrage der südlich an das Langhaus angebauten alten Sakristei, für die Vorschläge von um 1340 oder nach 1380 vorliegen.

Wie die Ausführungen zeigen, sind die bisherigen Vorstellungen zur mittelalterlichen Baugeschichte von St. Marien höchst unterschiedlich und blieben jeweils ohne überzeugende Begründung. Selbst die neuesten Überlegungen zum Turm konnten nur Thesen sein, da die Überprüfung vom Gebäudeinnern noch ausstand. Im Rahmen dieser auf Bauforschung und möglichst umfassender Auswertung aller zur Verfügung stehenden Quellen fußenden Untersuchung gelang es, die vorhandenen Wissenslücken weitgehend zu schließen. Die Bauabfolge konnte nachvollziehbar geklärt und eine mehrfach abgesicherte Eingrenzung der Datierung der meisten Bauphasen vorgenommen werden. Auf dieser Grundlage wurden unter Berücksichtigung der vielen bisherigen Teilerkenntnisse eine Gesamtinterpretation des Baus und eine erste kunsthistorische Neueinordnung erarbeitet.

3. Quellenlage

3.1 Schriftquellen: Urkunden, Chroniken, Inschriften, Akten und Baubeschreibungen

Abgesehen von der Primärquelle des Baus selbst, sind die ältesten, sehr spärlich vorhandenen Quellen zur Geschichte und Baugeschichte der Marienkirche Urkunden oder Urkundenabschriften. Ab der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommen vereinzelte Erwähnungen in Chroniken hinzu. Über einige Innenraumrenovierungen und Ausstattungsstücke geben bzw. gaben Inschriften Auskunft, die meist nur noch durch ältere Kirchenbeschreibungen tradiert werden und nur noch an einigen wenigen Sachzeugnissen erhalten sind. Alle anderen schriftlichen Überlieferungen betreffen ausschließlich die nachreformatorische Zeit, beinhalten aber immer wieder Hinweise auf den

[90] Dienstleistung Denkmal 2001, Zusammenfassung der Ergebnisse zur Bauforschung am Turm, 1. Bauphase und van den Driesch 2001, Zusammenfassung, Bl. 3. Diese These floss bereits ein in Hoffmann-Tauschwitz 2003, S. 144: „Der Turm entstand im 15. Jh. auf erhaltenen Untergeschossen des Vorgängers vom Ende des 14. Jh.“.

[91] Badstübner 1985, S. 8f. und ders. 1988, S. 23.

mittelalterlichen Zustand. Eine lückenhafte Bauaktenüberlieferung setzt erst kurz nach Mitte des 17. Jahrhunderts in Zusammenhang mit Schäden am Turmaufsatz ein. Seit dem 18. Jahrhundert publizierte Kirchenbeschreibungen informieren über verschiedene Zustände der Inneneinrichtung und einige Umbauten.

3.1.1 Urkunden und Chroniken

Die urkundlichen Quellen zur Marienkirche liegen nicht als Sammeledition vor, sondern finden sich im Original oder mehr oder weniger ausführlichen historischen Abschriften verstreut in verschiedensten Archiven und/oder abschriftlich in Druckwerken. Erste Regesten zusammen mit Nachrichten aus der Chronik des Angelus[92] und von im Turmknopf der Hl. Geist-Kirche gefundenen Schriftstücken veröffentlichte Jacob Schmidt im ersten allgemeinen und im dritten, der Marienkirche gewidmeten Teil seiner Berlinischen Merck- und Denkwürdigkeiten, die als einzelne Sammlungen 1727 und zwischen 1731 und 1733 erschienen.[93] Kurz darauf beschäftigte sich Georg Gottfried Küster im 2. Teil des Alten und Neuen Berlin mit der Geschichte der Kirche und brachte neben einer noch größeren Zahl von Kurznachrichten einzelne vollständige Quellenabschriften, z. T. in ihrer lateinischen und deutschen Version. Erstmals abgedruckt sind bei ihm Schriftstücke aus dem Turmknopf der Marienkirche, die 1657 gefunden wurden. Verschiedene beide Pfarrkirchen in Berlin betreffende Urkunden enthält bereits die im ersten Teil abgehandelte Geschichte der Nikolaikirche.[94] Diese und weitere Quellen zur Marienkirche, z. T. nur als Regest, z. T. als vollständige Abschrift, finden sich verstreut in den Urkundeneditionen zur Geschichte der Stadt Berlin Ernst Fidicins und in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis (CDB), die zwischen 1837 und 1865 erschienen sind.[95]

Dieser Stand der Urkundenedition mit ihren z. T. von Küster übernommenen oder neu eingeschlichenen Ungenauigkeiten beziehungsweise auch Druckfehlern, z. B. hinsichtlich der Datierung, stand allen Autoren, die sich bisher mit der Baugeschichte der Marienkirche beschäftigt haben, zur Verfügung. Seit dem Erscheinen des ersten Berliner Inventarbands im Jahr 1893 lieferte Borrmanns Zusammenstellung und Interpretation der urkundlichen und chronikalen Nachrichten zu St. Marien das von der Forschung weiter verwendete Datengerüst.[96] Ganz aktuell berücksichtigte er die eben erst im Rahmen des CDB herausgegebene Chronik des Peter Hafftiz von 1599 und die erst zwei Jahre später allgemein zugängliche Chronik des Christian Wendland, die Nachrichten aus dem Zeitraum zwischen 1648 – 1701 beinhaltet.[97] Aus dem bis in jüngere Zeit andauernden Rekurs auf Borrmann erklärt sich, dass eine 1895 publizierte[98] und anschließend in der wissenschaftlichen Presse auch diskutierte[99] neue Information des damals entdeckten sogenannten Berliner Annalisten über den 1409 eingestürzten Turm der Marienkirche in die Baugeschichtsschreibung der Marienkirche, trotz Aufnahme in eine der Dehio-Ausgaben, keinen dauerhaften Eingang fand.[100] Erst 2001 anlässlich einer vom Landesdenkmalamt Berlin beauftragten Quellenrecherche durch Michaela van den Driesch wurde sie wiederentdeckt.[101]

---

92 Andreas Angelus: Annales Marchiae Brandenburgicae, das ist ordentliche Verzeichnus und Beschreibung der fürnemsten und gedeckwirdigsten Märkischen Jahrgeschichten und Historien, so sich vom 416. Jahr vor Christi Geburt bis aufs 1596. Jahr zugetragen haben, Frankfurt a. d. Oder 1598.

93 Schmidt decas I-IV.

94 Küster 1737, S. 220 u. ders. 1752, S. 437-480.

95 Fidicin 1837, ders. 1868, ders. 1880 und CDB.

96 Borrmann 1893, S. 205-221.

97 Hafftiz 1599 und Wendlandsche Chronik.

98 Meyer 1895, H. 3, S. 256-271, hier 260.

99 Friedel 1896/97.

100 Die von Wilhelm Meyer gefundene Nachricht kannten noch Kohte 1922b, S. 24 und Müther 1956, S. 14f. In der nachfolgenden Literatur wird sie nicht mehr beachtet.

101 Van den Driesch 2001, Bd. 1, Teil I, S. 3.

In Bezug auf die Urkunden lag dieser auf den Turm fokussierenden und auch der 2003 folgenden auf den Innenraum bezogenen Quellenrecherche von Maria Deiters[102] keine verbesserte Grundlage vor, wodurch naturgemäß keine neuen Erkenntnisse hinzu gewonnen werden konnten. Erst danach erfolgte mit der verdienstvollen kritischen Neuausgabe der Regesten der Urkunden zur Geschichte von Berlin in zwei Bänden eine Zusammenführung und „Revision" sämtlicher verstreuter urkundlicher Überlieferungen mit Angabe des Standortes der Urschriften, Abschriften und älterer Regesten sowie mit Kommentaren und Berichtigungen zu Fehldatierungen in der gedruckten Quellenliteratur.[103] Aus diesem Grund war ein Abgleich aller Urkundenüberlieferungen als Bestandteil dieser Arbeit unumgänglich. Er führte nicht nur zur Korrektur einiger kleinerer Datierungsirrtümer und einem geringen Zuwachs an bekannten Urkunden, sondern brachte endlich Klarheit bezüglich des umstrittenen Datums der Ersterwähnung der Marienkirche. Nach den Recherchen von Huch / Ribbe nennt bereits die frühere Ablassurkunde vom 4. Januar 1292 namentlich die St. Marienkirche und ist damit ihre eindeutige und nicht nur indirekte Ersterwähnung.[104]

Noch viel bedeutender für die Baugeschichte erwies sich der darin ebenfalls vorkommende Hinweis auf eine zwar von Fidicin schon 1837 als Regest gebrachten, aber in der Literatur zur Marienkirche bisher überhaupt noch nie beachtete Urkunde von 1437.[105] Nach Konsultierung des gesamten, nur bei Johann Carl Conrad Oelrichs 1761 in vollem lateinischen Wortlaut wiedergegeben Urkundentextes,[106] lässt sich damit nicht nur die Fertigstellung der Turmhalle datieren, sondern auch die eine Umsetzung beinhaltende Geschichte des markgräflichen Sigismundsaltars verfolgen. Dieser hochdotierte und am häufigsten urkundlich erwähnte Altar der Marienkirche ist der einzige ungefähr lokalisierbare Nebenaltar. Er wurde in der Vergangenheit zur Datierung des Turms und sogar zur Datierung des Totentanzes herangezogen, die jetzt als Fehlinterpretationen einzustufen sind.[107] Hiermit ist ein Problem angesprochen, das auch durch die neu herausgegebenen Regesten zur Geschichte der Stadt Berlin natürlich nicht gelöst ist: Für eine der Interpretation der Baugeschichte wirklich dienliche Quellenauswertung muss der vollständige Urkundentext vorliegen, da die Regesten in der angestrebten Kürze der Aussage manchmal irreführend sind oder entscheidende Informationen, wie das Patrozinium bei Altardotationen, -verleihungen oder –stiftungen, häufig nicht angegeben sind. Im Rahmen dieser Arbeit wurden daher sämtliche urkundliche Erwähnungen in Zusammenhang mit der Marienkirche in der möglichst vollständigen gedruckt erreichbaren Abschrift bzw. Regest eingesehen und auf relevante Hinweise überprüft.[108]

3.1.2 Inschriften und datierte Sachzeugnisse

Diese Quellengruppe gibt zumeist über die Datierung und eventuell Entstehungsumstände von Ausstattungsstücken Auskunft. Die frühesten Stücke stammen erst aus dem 15. Jahrhundert. Ältestes erhaltenes Objekt ist der heute im Zentrum des Chors aufgestellte Bronzetaufkessel von 1437 (Abb.

[102] Deiters 2003, dies. 2003/04, dies. 2007a und 2007b.
[103] Huch 2004 und Huch / Ribbe 2008.
[104] Die in der Forschung zur Marienkirche meist übernommene Nicht-Anerkennung des Datums 1292 geht auf Borrmann zurück, der behauptet, der Ablass bezöge sich nur auf die Nikolaikirche. Vgl. Borrmann 1893, S. 205, Anm. 1. Die andere häufig zu findende Meinung, es hieße nur allgemein „die Parochialkirchen von Berlin" bezieht sich vermutlich auf die verkürzt wiedergegebenen Angaben im Regest Fidicins, in ders. 1837, T. 3, S. 192f. Die Richtigstellung gelang Huch/Ribbe 2004 mittels der aus „Diebeshand" wiederaufgetauchten Urkunde aus dem BLHA. Siehe dort S. 59. Berücksichtigt wurde diese Erkenntnis bereits in der im Vorfeld der anstehenden Turmsanierung erstellten unveröffentlichten Quellenrecherche zu Totentanz und Turmhalle von Deiters 2010b.
[105] Fidicin 1837, T. 3, S. 309.
[106] Oelrichs 1761, Nr. XXVI S. 118 ff.
[107] Besonders an den Schlussfolgerungen Seelmanns zeigt sich die Gefahr der Fehlinterpretationen, die durch die Unkenntnis dieser Quelle entstanden sind. Die Annahme der Existenz zweier verschiedener Sigismundsaltäre geht in eine völlig falsche Richtung. Vgl. Seelmann 1936, S. 70.
[108] Für die freundlichen Übersetzungshilfen aus dem Mittelalterlatein danke ich sehr herzlich Ulrike Hohensee und Martina Voigt (BBAW).

6). Es ist das einzige bewegliche Ausstattungsstück für das ein Zusammenhang mit baulichen Ereignissen sehr wahrscheinlich ist, da im gleichen Jahr die Turmhalle erstmals als benutzbar nachgewiesen ist und diese als ursprünglicher Aufstellungsort prädestiniert wäre.[109] Die Mehrzahl der Inschriften befindet sich an Epitaphien. Überwiegend gehören sie der nachmittelalterlichen Zeit an. Bedeutendstes mittelalterliches Epitaph unter den erhaltenen Sachzeugnissen ist das Gemälde von 1490 für die Patrizierfamilie Wins mit der Beweinung Christi unter dem Kreuz.[110] Das älteste erhaltene Steinepitaph von Hans Schenk (genannt Scheutzlich) erinnert an den 1543 verstorbenen kurfürstlichen Kammersekretär Joachim Zerer und hängt heute an der südlichen Langhauswand.[111] Über die noch lesbaren Inschriften liegt eine Zusammenstellung mit deutscher Übersetzung lateinischer Texte vor.[112]

Eine Anzahl nicht mehr lesbarer oder nicht mehr vorhandener Inschriften, leider zum Teil ohne genauere Lokalisierung, sind in den schon genannten Werken von Schmidt und Küster überliefert. Für die Baugeschichte am interessantesten sind die einst aufgemalten Jahreszahlen von zwei Renovierungen des Innenraums 1614 und 1694.[113] Als noch in den Betrachtungszeitraum fallende Ausstattungsstücke mit Inschrift erwähnt Schmidt ein Wappen für Thomas Bartholmes von 1491 an einem Pfeiler beim Magistratsgestühl, auf dem oben ein Engel und unten einen weißes Pferd dargestellt waren.[114] Die ältesten bei Küster genannten Epitaphien entstanden für 1500 (Catharina Brackoven, geb. Petersdorff), 1515 (Elisabeth Schmides), 1516 (Anna Schmides und deren Schwester Magdalena), 1517 (Bürgermeister Hans Brakowen) sowie 1531 (Barthold von Pein) verstorbene Gemeindemitglieder.[115]

Baufeste mittelalterliche Ausstattung in Form von Wandmalerei ist an zwei Stellen erhalten geblieben. Einmal die berühmte Totentanzdarstellung in der gesamten nördlichen Turmvorhalle und eine Schutzmantelmadonna an der Westwand des Kirchenschiffs, die von der barocken Wagner-Orgel überdeckt wird. Beide sind nicht inschriftlich datiert, sondern beim derzeitigen Forschungsstand nur näherungsweise stilistisch auf um 1470 bzw. um die Mitte des 15. Jahrhunderts einzugrenzen. Darüber hinaus haben sich außerhalb der Kirche ehemalige Ausstattungsgegenstände erhalten. In das Märkische Museum gelangten das ohne Assistenzfiguren erhalten gebliebene Triumphkreuz, das durch einen im Kreuz verwahrten Stiftungsbrief auf 1485 datiert ist und Bestandteile des recht sicher um 1470 einzuordnenden Hochaltars, der bis 1757 im Chor aufgestellt war.[116] Erwähnenswert ist ferner die Marienbibliothek, die älteste erhaltene Büchersammlung Berlins, in der sich neben mittelalterlichen Messbüchern aus vorreformatorischer Zeit lateinische und griechische Literatur erhalten hat. Neben einem handschriftlichen Missale festivum vermutlich des. 15. Jahrhunderts, sind ein Missale Magdeburgense von 1480 und verschiedene Ausgaben der Missale Havelbergense und Brandenburgense zwischen 1489 und 1516 erhalten.[117]

[109] Vgl. dazu Kapitel 8.3.2 „Datierung Bauphase 5 (dritte Turmbauphase)“, S. 160.
[110] Deiters 2007b.
[111] 1886 hing es hinter der Kanzel im Nordseitenschiff (Der Bär 1886/87, S. 108) und nach 1894 bis zum Einbau von Heizkörpern 1983 an der südlichen Ostwand ganz in der Südostecke. Freundl. Hinweis von Kirchenwart Sawallisch.
[112] Typoskript von Michael Hain Ev. KGPM.
[113] Küster 1752, S. 460. Borrmann 1893, S. 207 bezieht sich die Überlieferung in der Wendlandschen Chronik. Auch Klein 1819, S. 10f. berichtet davon.
[114] Schmidt decas III S. 29.
[115] Küster 1752, S. 470ff.
[116] Zu den Wandmalereien und den beiden ausgelagerten mittelalterlichen Ausstattungsbestandteilen vgl. ausführlicher Kapitel 11 „Komplettierung der Ausstattung“, S. 175ff.
[117] Laminski 2005.

3.1.3 Akten

Die ältesten kontinuierlich überlieferten Akten der Marienkirchgemeinde sind die ab 1572 erhaltenen Rechnungsbücher, die für den Zeitraum bis 1652 im Märkischen Museum aufbewahrt werden[118]. Der restliche Kirchenaktenbestand gelangte vor wenigen Jahren als Depositum ins Evangelische Landeskirchliche Archiv Berlin (ELAB).[119] Aufgrund darin enthaltener Urkundenabschriften reicht die Laufzeit einer einzelnen Akte dieses Bestands mit 1423 sogar noch weiter zurück als die Rechnungsbücher. Hervorzuheben unter den in dieser Akte mit dem Titel „Nikolai- und Marienkirche und deren milde Stiftungen" aufbewahrten Überlieferungen, ist eine im Original beiliegende Urkunde der Markgräfin Margaretha von 1508, in der es um die Neuverleihung eines leider nicht näher bezeichneten Altars in der Marienkirche geht.[120] Wie der Aktentitel andeutet, standen die St. Nikolai- und die St. Marienkirchgemeinden in engster Beziehung zueinander. So war der Propst von St. Nikolai stets gleichzeitig Inhaber der ersten Pfarrstelle an St. Marien[121] und beide Kirchen hatten einen gemeinsamen Vorstand. Es bilden daher die Akten beider Kirchen sowie die Akten der seit der Reformation der St. Nikolaikirche als Predigtkirche untergeordneten Klosterkirche und die Propsteiakten (Berliner Stadt-Inspektions-Register) einen gemeinsamen Bestand. Darin haben sich bezüglich der Marienkirche Vorgänge zum Kirchenbau allgemein seit 1667[122], zu ein- bzw. angebauten Erbbegräbnissen seit 1637, zu Kirchensitzen seit 1615 und aus späterer Zeit zu Heizung, Orgel, Glocken etc. erhalten. Einige für St. Marien relevante Akten finden sich aufgrund der engen Verwobenheit unter den der Nikolaikirche als der Hauptkirche zugeordneten Aktentiteln und unter den Propsteiakten. Die Laufzeit des Bestands reicht bis 1991.

Abgesehen vom eigentlichen Marienkirchenarchiv bewahrt das ELAB noch Bestände anderer kirchlicher Stellen auf, die Material zur Marienkirche ab dem späten 18. Jahrhundert beinhalten. Es sind dies das Konsistorialarchiv (Bestand 14) und für das 20. Jahrhundert das Archiv des Kirchlichen Bauamts (Bestand 3) sowie das Archiv des Kirchlichen Bauamts Berlin-West (Bestand 7).[123] Berichte über die Zerstörungen und die Wiederaufbauarbeit an der Kirche finden sich darüber hinaus in den Akten des Evangelischen Oberkirchenrats, die dem Evangelischen Zentralarchiv Berlin (EZA[B]) zugeordnet sind.

Weil die Kurfürsten – wie behauptet wird – immer zum Turmbau beigesteuert hätten, ist der mit Zuschussbitten verbundene Schriftverkehr von 1656-79 über den Neubau des barocken Turmhelms von Hofbaumeister Michael Matthias Smids aus kurfürstlicher Seite im Geheimen Staatsarchiv erhalten. Dasselbe gilt für den Schriftverkehr über dessen Reparatur zwischen 1780 und 1787.[124]

[118] Sie wurden meines Wissens noch nicht ausgewertet. Laut Dube/ Kunzendorf/ Stenzel 2008, S. IX handelt es sich um Inv. Nr. XII1156, Signaturen 1820-1849.

[119] Die Kirchenakten wurden bis zum Jahreswechsel 2002/2003 innerhalb der Gemeinde, zuletzt in der Sakristei der Kirche aufbewahrt. Deshalb verwendet die Aktenauswertung van den Driesch 2001 noch die dort gebräuchlichen Altsignaturen und das Kürzel „M.-K.Archiv". Im aufnehmenden Landeskirchlichen Archiv Berlin-Brandenburg (LKABB) wurde der neue Bestand „St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte" genannt und sämtliche darin enthaltene Aktenbände mit laufenden Signaturen versehen. Eine Konkordanz Alt-Neu-Signaturen ist nur im Archiv einzusehen. Inzwischen erfolgte eine Umbenennung des Archivs in Evangelisches Landeskirchliches Archiv Berlin (ELAB), wodurch sich die korrekte Archivangabe neuerlich geändert hat. Der Bestand ist durch ein Findbuch erschlossen: Dube / Kunzendorf / Stenzel 2008.

[120] ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Nr. 117, unpag.

[121] Dube / Kunzendorf / Stenzel 2008, S.VIII.

[122] Es finden sich darin Abschriften von im Turmknopf aufbewahrten älteren Dokumenten, die mit den bei Küster publizierten Abschriften verglichen werden sollten. Nach v. d. Driesch 2001 entsprechen sie sich im Wesentlichen.

[123] Vor 2008 waren diese Bestandsgruppen noch dem Evangelischen Zentralarchiv Berlin (EZA[B]) zugeordnet.

[124] GStA PK, I. HA Geheimer Rat, Rep. 47, B4, Fasz.8: Akten Bau und Reparatur des St. Marien-Kirchturmes 1656-1679 und II. HA Generaldirektorium, Abt. 14 Kurmark, Materien, Tit. CCXX, Sect. g, Lit. B, Nr. 19: Akte wegen Reparatur des Marien Kirchturmes, 1780-1787.

Etwa um die gleiche Zeit setzt die Überlieferung des Schriftverkehrs über Bausachen von Seiten des Magistrats von Berlin als dem Patron der Kirche ein.[125] Die im Landesarchiv Berlin aufbewahrten Akten enden für die Marienkirche noch vor Beginn der für die Wirkung des Baus bis heute entscheidenden Befreiung von der umliegenden Bebauung und der darauf folgenden großen „Restauration" von 1893/94 nach Plänen Blankensteins. Die zu diesem Vorgang gehörigen Bauakten sind, wie auch der Schriftverkehr vom Bau des bis heute bestehenden Turmhelms von Carl Gotthard Langhans, nicht mehr erhalten.[126] Eine Ergänzung zu den jüngeren Akten nach 1945 bieten die im Landesdenkmalamt Berlin aufbewahrten Akten und Restaurierungsberichte.

Für die Bauakten sämtlicher erwähnter Archive konnte im Wesentlichen auf die Abschriften und Auswertungen von van den Driesch und Deiters zurückgegriffen werden.[127] Lediglich eine durch das Findbuch nun erschließbare zweibändige Akte aus dem ELAB war bisher noch nicht beachtet worden.[128] Vor allen Dingen durch die darin enthaltenen Jahresberichte zum baulichen Zustand der Kirche lassen sich nun einige im Befund nachweisbare Veränderungen auch datieren.

3.1.4 Historische Baubeschreibungen

Gedruckte historische Baubeschreibungen finden sich zuerst bei den schon mehrfach genannten Autoren Schmidt und Küster aus dem 18. Jahrhundert. Über die Errichtung des bis heute bestehenden Turmaufsatzes von Carl Gotthard Langhans und seine Vorgänger informiert eine kurze Denkschrift anlässlich der Fertigstellung.[129] Stadtrat Johann Gottlieb Klein beschrieb knapp 30 Jahre später in seiner ausführlichen Denkschrift zum nach Planungen Karl Friedrich Schinkels von Stadtbaurat Friedrich Wilhelm Langerhans ausgeführten klassizistischen Umbau von 1818 sowohl den Vorzustand als auch die neu eingerichtete Kirche.[130] Einen in Details weiter veränderten Zustand gibt ausführlich Borrmann 1893 in seinem ebenso schon erwähnten Inventarband wieder. Noch im gleichen Jahr entstehen anlässlich der bevorstehenden, während und nach der großen historistischen Restaurierung unter der Ägide Blankensteins von 1893-94, die ersten mit Fotos illustrierten Zeitungsartikel, die in Ermangelung der nicht erhaltenen Bauakten, einen Eindruck des Vor- und Nachzustandes vermitteln.[131]

3.2 Bildquellen

Einen ersten Überblick über das Bild- und Planmaterial zur Marienkirche gibt Teil IV des erwähnten Gutachtens von van den Driesch 2001. Seitdem erfolgte neue Forschungen zur Druckgraphik Berlins, zufällige Neufunde und eine Ausweitung der Recherche auf noch nicht angefragte Archive bzw. Bestände führten auch in diesem Quellenbereich zu einer erheblichen Erweiterung der Grundlagen und zu neuen Erkenntnissen. Es bleibt jedoch richtig, dass die Bilddarstellungen von Berlin allgemein spät im 16. Jahrhundert einsetzten, was selbstverständlich auch für die Marienkirche zutrifft. Die

[125] LAB, A Rep. 004, Magistrat der Stadt Berlin, Kirchenabteilung.

[126] Zu den Umbauten Blankensteins hat sich aber ein von Konservator Reinhold Persius kommentiertes Genehmigungsschreiben der Königlichen Ministerialbaukommission mit einer Aufzählung der geplanten Baumaßnahmen vom 13. April 1892 erhalten, siehe ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 59-64. Die neuerliche Recherche brachte zudem Kopien der bislang verschollenen, zum Bauerlaubnisgesuch gehörigen Zeichnungen Blankensteins vom 9. April 1892 zu Tage. Vgl. ELAB, Bestand 3, Nr. 49, Bl. 12 u. Bl. 13 (Anlage Pläne 1 und 2).

[127] Van den Driesch 2001, Deiters 2003, dies. 2003/04, dies. 2007a, dies. 2007b, Dies. 2010.

[128] ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 338 Bauten und Reparaturen im Allgemeinen Vol. I, 1732-1864 und Sign. 339 Bauten und Reparaturen im Allgemeinen Vol. II, 1864-1934.

[129] Festschrift 1790.

[130] Klein 1819.

[131] George 1893, 1894. Weitere kleinere Zeitungsartikel wurden in den Konsistorialakten gesammelt. Vgl. ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, unpag.

Materialien finden sich bunt verteilt in mehreren Berliner Sammlungen und Archiven und sogar weit davon entfernt.

Neben die schon der Forschung im 19. Jahrhundert bekannte schematische älteste Teildarstellung von St. Marien im Hintergrund einer Verurteilungsszene der Judengemeinde Berlins von 1510/11,[132] tritt seit ihrer Entdeckung und ersten Ausstellung im Jahr 2000 die älteste Ansicht von Berlin aus dem Jahre 1537, die in der Unversitätsbibliothek Würzburg aufbewahrt wird (Abb. 7, 8).[133] Die farbig ausgemalte Federzeichnung mit Goldhöhungen aus dem Reisealbum des Pfalzgrafen Ottheinrich von Neuburg zeigt die Kirche vergleichsweise detailliert und fast unverdeckt mit deutlichen Unterscheidungsmerkmalen gegenüber den anderen beiden Pfarrkirchen Berlin-Cöllns. Nach einer 100 Jahre dauernden Überlieferungslücke folgen die nächsten Stadtansichten und damit Kirchendarstellungen erst Mitte des 17. Jahrhunderts, also deutlich nach dem engeren Betrachtungszeitraum dieser Studie. Die Kirche ist weiterhin nicht Hauptmotiv, sondern wird in Stadtansichten oder -plänen mit dargestellt. Die frühesten der nun in dichterer Folge erscheinenden Stadtdarstellungen sind ein Ölgemälde von Johann Ruysche (auch Jan Ruischer, um 1646)[134] und ein möglicherweise nach dessen Vorlage entstandener Kupferstich in der Topografie Merians (1652) (vgl. Abb. 299).[135] Sie zeigen lediglich den spitzen Turmhelm Hans Schwabachs von 1538 und das große Kirchendach. Weit mehr Informationsgehalt als die Dachlandschaft der beiden Perspektiven bietet Johann Gregor Memhard(t) in seinem „Grundriss der beiden kurfürstlichen Residenzstädte Berlin und Cölln an der Spree“ (1652), denn er zeigt die wichtigsten Gebäude, darunter auch die Marienkirche, unverdeckt aus der Vogelperspektive (vgl. Abb. 9).

Wieder beinahe 100 Jahre später datieren die ersten eigentlichen Kirchendarstellungen. Der von Johann Friedrich Walther 1737 gezeichnete und von Georg Paul Busch 1738 gestochene sogenannte große Waltherplan ist der erste Berlinplan, der von Randbildern mit Einzeldarstellungen wichtiger Gebäude umrahmt wird, darunter auch die Marienkirche (vgl. Abb. 261).[136] Dieses und die späteren Randbilder zeigen immer die Süd- und Westansichten als Schauseiten der Kirche. Davon abgesehen gibt es Ansichten des nahen Neuen Marktes mit der über eine Häuserzeile hinausragenden Kirche. Die ersten wirklich portraithaft genauen Zeichnungen entstanden in Zusammenhang mit dem Bau des neogotischen Turmaufsatzes von Carl Gotthard Langhans von der Westfassade (vgl. Abb. 267).[137] Eine erste, als Stich veröffentlichte Innenraumdarstellung fertigte Friedrich Wilhelm Klose 1827 an.[138] Sie überliefert etwas idealisierend den Zustand nach der klassizistischen Umgestaltung unter Mitwirkung von Schinkel.

Wenig später entstanden bereits die ersten Fotografien der Kirche, die sie in der frühesten Zeit um 1860 allerdings nie als Hauptmotiv ablichteten.[139] Auf Leopold Ahrendts Aufnahmen des Palais Itzig von 1857/58 und der Baustelle der Börse von 1861/62 lugt lediglich im Hintergrund der Kirchturm

[132] Von den nach Mende insgesamt 22 Holzschnitten des Ereignisses veröffentlichte Holtze 1886/87 drei, darunter den mit der Marienkirche. Vgl. Mende 2011, S. 518.

[133] Marsch / Biller / Jacob 2001 und Marsch 2004.

[134] Das Original befindet sich im Potsdamer Depot der SPSG, Gemäldeslg., GK I 2880 (freundl. Auskunft von Frau Dr. Bauer, SPSG). Eine Kopie wohl des 19. Jahrhunderts besitzt die SSMB. Die Datierung folgt Marsch 2004, S. 7.

[135] Ansicht der kurfürstlichen Residenzstädte Berlin und Cölln aus Zeiller/Merian: Topographia Electoratus Brandenburgici et Ducatus Pommeraniae 1652. Bei Ernst 2009 I, S. 522 ist sie Matthäus Merian d. Ä. zugeschrieben. Sonst – wie z. B. bei Marsch 2004, S. 18 – wird häufig sein Sohn Caspar Merian angenommen, da der Vater 1650 starb. Die Abhängigkeit von Ruysche vermutet Marsch, ebd.

[136] SBB PK Kart. X 17320. Zur Einführung der Randdarstellungen Schulz 1986, S. 113.

[137] Sie werden vorgestellt und interpretiert bei van den Driesch 2007.

[138] SPSG, grafische Slg. Das Aquarell wird als Stich in Spiker 1833 veröffentlicht.

[139] Die Fotosammlung der Stiftung Stadtmuseum Berlin (SSMB) besitzt den umfangreichsten Fotobestand zur Marienkirche, zumindest aus der Zeit vor 1900. Mit den erhaltenen Inventarbänden aus der Anschaffungszeit bieten sich dort auch die besten Möglichkeiten zur Datierung der sonst häufig fehldatierten Aufnahmen.

hervor.[140] Mit einiger Detailschärfe aus relativer Nähe aufgenommene Bereiche des Turms zeigt eine Fotografie der Mariensäule am Neuen Markt aus dieser Zeit.[141] Die älteste Gesamtaufnahme der Kirche beinhaltet das vom Rathausturm fotografierte großartige Panorama Albrecht Meydenbauers von 1868, auf dem der Neue Markt und die Marienkirche mit ihrer ehemaligen Umbauung von Südosten festgehalten sind (vgl. Abb. 12).[142] Erstmals Hauptmotiv ist die Marienkirche auf der von Friedrich Albert Schwartz 1882 angefertigten Südwestansicht vom Neuen Markt aus, der weitere Aufnahmen des gleichen, als Stadtportraitist Berlins bekannten Fotografen von leicht veränderten Standpunkten aus folgen (vgl. Abb. 140 und 13).[143] Auf allen diesen frühen Bildern ist die Kirche allerdings teilweise von Umbauung verdeckt.

Eine ganze Fülle von Aufnahmen löste die 1886 begonnene teilweise „Freilegung" der Marienkirche aus. Gemeint ist damit der Abbruch der benachbarten Bauten auf der Nordwestseite entlang der Papenstraße, die so verbreitert und zu einem Teilabschnitt der neuen Kaiser-Wilhelm-Straße wurde. Noch vor Abrissbeginn entstand eine Bildserie der gesamten Bebauung des Marienkirchhofs von F. A. Schwartz, in der auch angeschnittene Details der Kirche in Nahaufnahme festgehalten wurden.[144] Etwa um diese Zeit und bis zum Umbaubeginn 1893 fertigte Schwartz mehrere nicht genau datierbare Innen- und Außenaufnahmen der Kirche an. Ein Teil der Außenaufnahmen, z. B. die des Kirchhofs, dürften im Auftrag des Magistrats von Berlin ausgeführt worden sein, der per Verfügung vom 22. Mai 1886 ein von Ernst Friedel angeregtes Dokumentationsprogramm für die durch den Ausbau Berlins vom Abbruch bedrohten Bauten in die Wege leitete.[145] Die bedeutendsten Aufnahmen für die Auswertung durch die Bauforschung sind allerdings die im gleichen Jahr entstandenen 14 Messbilder der Fassaden und des Innenraums der erst ein Jahr zuvor von Albrecht Meydenbauer gegründeten „Königlich-Preußischen Meßbildanstalt"[146].

Erstaunlich wenige verfügbare Aufnahmen dokumentieren das Innere der unmittelbar fertig umgebauten Kirche[147], hingegen wurde die Platzgestaltung um die Kirche vor und nach der Aufstellung des Lutherdenkmals von verschiedenen Fotografen festgehalten.[148] Ab etwa 1900 wachsen die erhaltenen Fotografien zu einer fast unüberschaubaren Menge an. Den besten Aussagewert bieten wieder Messbilder, die 1911 und zum Großteil 1919 aufgenommen wurden.[149] Beachtenswert für die Bauforschung sind darüber hinaus die Bildserien im ELAB von der Sanierung des Turmaufsatzes 1927-29[150] und im LDA Berlin von diversen Wiederaufbau- und Restaurierungsmaßnahmen, im Besonderen von der Umsetzung der Kanzel 1948.[151]

[140] Nentwig / Bartmann 2010, S. 144 (Aufnahme aus der Fotosammlung der SSMB) und Klünner / Demps 1991, S. 42 (Aufnahme aus dem LAB).

[141] Neuer Markt 4-7 mit Mariensäule im Vordergrund, Fotograf unbekannt: SSMB_IV 67-579 V.

[142] Für die freundliche Auskunft zur korrekten Datierung danke ich Astrid Mikoleietz, Messbildarchiv im BLDAM. Ebenda ist eine Reproduktion des verlorenen Originalabzugs unter der Signatur 38 e 21 / 5556.2 erhalten. Ein weiterer Abzug in den SMBPK, Fotosammlung KBB 6547 ist fälschlich 1886 datiert. Ein anderes, um diese Zeit vom Dach des Französischen Doms aufgenommenes Panorama von Friedrich Albert Schwartz zeigt nur Dach und Turm von Südwesten. Vgl. Abzug in der SBB PK, datiert 1865 und Abzug in der SSMB, fotografische Slg., Sign. IV 87/417 V, dort datiert 1868.

[143] Exemplare dieser Aufnahmen besitzen die Fotosammlungen der SSMB, des LAB, der SBB PK und der SMBPK Kunstbibliothek.

[144] SSMB, Fotografische Slg. und SBB PK, Fotosammlung der Kartenabteilung, Y 44252, Nr. 61 A-F.

[145] Die Marienkirche ist in den erhaltenen Listen der wünschenswerten Aufnahmen auf jeden Fall enthalten. Vgl. Ebert 2006, S. 9. Die Aufträge wurden vom Leiter des Märkischen Museums und Stadtrat Ernst Friedel vergeben. Das Museum kaufte jedoch schon seit den 1880er Jahren Stadtbildaufnahmen von Schwartz an. Vgl. Hahn 2006, S. 11.

[146] BLDAM, Messbildarchiv, Sign. 21 b 3/1569.1 – 21 b 16/1569.14.

[147] Mir sind nur zwei Innenaufnahmen nach Richtung Westen von Hugo Rudolphy bekannt geworden. Vgl. George 1894, S. 505 und SSMB, Fotosammlung, XI 6487.

[148] Vgl. Aufnahmen von Hugo Rudolphy und Georg Bartels in der SSMB und Lucien Levy in Levy 1986, S. 83.

[149] 21 Stück, BLDAM, Messbildarchiv, Sign. 21 b 17/1569.15 – 21 b 37/1569.38.

[150] ELAB, Bestand 7.01, Bauamt Berlin-West, Sign. 2394-2419.

[151] LDA Berlin, Archiv, Fotos Marienkirche. Die gesamte Serie ist zu spät auf 1949/50 datiert. Die tatsächliche Ausführung im Jahr 1948 lässt sich durch Akten belegen. Vgl. EZA, Bestand 7, Nr. 11519.

4. Rahmenbedingungen

4.1 Kirchenpatrozinium, Patronat und kirchliche Verfassung

Das Patrozinium der Marienkirche teilte sich im Mittelalter die Hauptpatronin Jungfrau Maria („Beate Mariae Virginis“, auch „Unser lieben Frau“)[152] mit ihrer Mutter, der heiligen Anna und dem Heiligen Mauritius dem Märtyrer.[153] Letzterer wird als farbiger „schwarzer“ Ritter dargestellt, gilt als Standesheiliger der Ritter und ist Stiftspatron des Erzbistums Magdeburg.[154] Möglicherweise deutet sich in der Wahl dieses Nebenpatrons eine zur Zeit der Gründung der Kirche relevante Beziehung zu Magdeburg an. Annenpatrozinien wurden besonders von den Franziskanern zur Verbreitung der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens gefördert.[155]

St. Marien hatte als zweite Pfarrkirche von Berlin eine enge Beziehung zur ältesten Kirche St. Nikolai, was sich an der häufigen Nennung beider Pfarrkirchen in Urkunden ablesen lässt. Zum Beispiel wurden mehrfach Ablässe parallel für beide Kirchen ausgestellt, z. B. 1292, 1294 und 1300, 1334, 1335, 1348, 1352, 1380, 1487 und um 1503.[156] 1319 wurden die Pfarren von Berlin und Cölln zu einer einheitlichen Propstei zusammengefasst, wodurch der jeweilige Propst Pfarrer aller drei Pfarrkirchen wurde.[157] Dies schlägt sich auch an den gewährten Ablässen nieder, denn ab 1334 wird auch die Petrikirche häufig mit gleich lautenden Urkunden bedacht bzw. miteingeschlossen.

Das Patronatsrecht hatte seit der im 16. Jahrhundert einsetzenden Aktenüberlieferung der Rat der Stadt. Für die Zeit davor lassen sich nur indirekte Schlüsse ziehen. Nach Cante kann aufgrund der bekannten mittelalterlichen Patronatsrechte anderer städtischer Pfarrkirchen in Brandenburg davon ausgegangen werden, dass es bei den jeweiligen Markgrafen als den Landesherrn lag. Es gibt jedenfalls kein nachgewiesenes Beispiel einer brandenburgischen Stadt, die schon seit der Gründung das Patronatsrecht inne gehabt hätte.[158] In der Marienkirche übte der Landesherr zumindest das Patronatsrecht über den Hochaltar aus.[159] Da das Vorschlagsrecht für den Berliner Propst noch im 15. Jahrhundert beim Landesherrn lag,[160] darf von einer Kontinuität im Patronat über die Berliner Kirchen ausgegangen werden. Der ursprünglich wohl mit dem Patronatsrecht verbundene Einfluss auf das Baugeschehen hat sich aber schon lange davor abgelöst. Typischerweise verantwortete und verwaltete auch in der Berliner Marienkirche mindestens seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Rat, also die städtische Gemeinschaft, die Bauangelegenheiten.[161]

---

[152] Schon anlässlich der Ersterwähnung ist von St. Marien die Rede. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 59.

[153] Die Nebenpatrozinien werden erstmals in einem Ablass zum Turmbau vom 26. April 1490 genannt:“ [...] ecclesie gloriosissime Marie virginis Anne matris eius et Mauricii martiris in Berlin [...]“ Vgl. Huch / Ribbe S. 512; Borrmann 1893, S. 206, ausführliche Textwiedergabe bei Fidicin 1880, S. 459, Nr. CCC.

[154] Von einem Mauritiusaltar der Tuchmacher, der gemeinsam mit der Elendengilde gestiftet worden war, ist 1326 erstmals die Rede. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 84. Mauritius oder Moritz ist Schutzpatron der Ritter, Kaufleute, Wäscher, Färber, Glasmacher, Waffen- und Messerschmiede und Tuchmacher. Sein Gedenktag ist der 22. September. Schauber / Schindler 1999, S. 477.

[155] Zu den regelrechten „Moden“ in der Wahl der Patrozinien vgl. Angenendt 1997, S. 204. Die heilige Anna ist u. a. Schutzpatronin der Mütter, Witwen, Bergarbeiter, Weber, Drechsler, Kunsttischler, Müller, Krämer, Seiler und Schneider. Ihr Gedenktag ist der 26. Juli. Schauber / Schindler 1999, S. 36f.

[156] Vgl. dazu die Angaben in Huch / Ribbe 2008 zu den entsprechenden Daten.

[157] Die Kirchen behielten aber ihre eigenen Einkünfte und einen eigenen Küster. Vgl. Cante M. 2000, S. 76, Anm. 46.

[158] Cante M. 2000, S. 79. Ähnlich auch Badstübner 1988, S. 20f. Böker berichtet von einer frühen Übernahme des Patronats der Nikolaikirche in Spandau durch die Bürgerschaft im Jahr 1240. Ders. 1988, S. 222.

[159] So Knüvener 2011b, S. 171f. Vermutlich bezieht er sich dabei auf die Überlassung des Patronats über den Altar Unser lieben Frau (und des Elisabethaltars in der Petrikirche) durch Markgraf Johann an die Kalandsbruderschaft zu Teltow im Tausch gegen den Altar der 11000 Jungfrauen in der Marienkirche im Jahr 1489. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 510 und Borrmann 1893, S. 206.

[160] Cante M. 2000, S. 80, Anm. 64.

[161] Zur allgemeinen Entwicklung von Bauverwaltung und Bauinitiative in Brandenburg, u. a. unter Einbeziehung der urkundlichen Quellen der Marienkirche, ebd. S. 83-87.

Die erste wörtlich mit dem Kirchenbau in Zusammenhang stehende Urkunde der Berliner Marienkirche aus dem Jahr 1340 weist bereits den Rat zu Berlin als Kreditnehmer aus.[162] Nachweislich seit 1418 (bestätigt 1480) obliegt diese Aufgabe Kirchenverwesern oder Kirchenvorstehern (*vitrici et provisores ecclesie*)[163], die sich mit dem Rat ins Einvernehmen setzen mussten.[164]

Nur in Zusammenhang mit dem Turm lässt sich in nachmittelalterlicher Zeit eine direkte Beteiligung des Kurfürsten an Baukosten nachweisen, die aber auf eine schon frühere Beteiligung am Bau weisen könnte.[165] 1657 bitten die Kirchenvorsteher den Kurfürsten um finanzielle Unterstützung zur fast abgeschlossen Turmreparatur, da auch seine Vorfahren - wie aus im Turmknopf gefundenen Dokumenten hervorgehe - immer etwas zum Turm beigesteuert hätten.[166] Diese Aussage bezieht sich offenbar nur auf den Turmaufsatz. Pusthius überliefert, dass die 1538 aufgesetzte Turmspitze „zuvor auf dem runden Thurm vor dem Schlosse an der Spree, (davon auch das Fundament im Mauerwerk zum Theil steht), gestanden, und Chfl. Gn. [Kurfürstliche Gnaden Joachim II. Markgraf zu Brandenburg – Anm. A. S.] dieselbe der Kirche verehrt“.[167] Demnach erbaute der Zimmermann Hans Schwabach den auf ersten Stichen der Kirche überlieferten spitzen Turmhelm aus wiederverwendetem Holz vom runden Turm neben der Langen Brücke.[168] Ein nächstes Mal ist kurfürstliche Beteiligung an Baukosten 1613 überliefert, als u. a. Westturm und Dachreiter mit schwarz gestrichenen und überfirnissten Eichenholzschindeln neu eingedeckt wurden und der Glockenturm zusätzlich mit „3. neuen Giebeln und darauf gesetzten verguldeten Wetterhaehnen befestiget, gezieret, und geschmuecket“ wurde.[169]

Markgraf Ludwig der Ältere stiftet mit Zustimmung seines Vaters Kaiser Ludwig IV. 1334 einen den Heiligen Katharina und Margarethe geweihten Altar[170] und Otto V. 1370 den Sigismundsaltar[171], womit zusammen mit dem erst 1489 erwähnten Marienaltar („Unser lieben Frau“),[172] dem mutmaßlichen Hauptaltar, insgesamt drei Altäre unter markgräfliches bzw. kurfürstliches Patronat fielen. Demgegenüber besaß der Rat schon vor 1319 einen Altar der Heiligen Maria Magdalena,[173] stiftete 1335 einen Stephanus, Hippolyt und Matthias geweihten Altar zur Sühne des Mordes an Propst Nikolaus von Bernau[174] und besaß nachweislich schon vor 1375 mit dem Agnes- oder Agnetisaltar[175]

[162] Der Rat zu Berlin nimmt zum Bau der Marienkirche [ad structuram templi S. Mariae semper virginis] 50 Mark brandenburgisches Silber von Münzmeister Otto v. Buch auf. S. Huch / Ribbe 2008, S. 104; Fidicin 1880, S. 77, Nr. XLI; Küster 1752, S. 437; Riedel CDB Suppl. S. 230, auch Pusthius 1699, S. 7.

[163] So bezeichnet in einer Ablassurkunde von 1490. Zitiert nach Borrmann 1893, S. 206.

[164] Der Rat der Stadt beglaubigt eine Rentenverschreibung der Kirchenverweser bei der Marienkirche, Hans Ritter und Klaus Nagel, die 50 Schock Groschen Kapital für den Bau des Glockenturms Unserer Lieben Frau aufnehmen. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 291; Fidicin 1880, S. 336, Nr. XVIII und Borrmann 1893, S. 206. Zu den Aufgaben der Kirchenvorsteher vgl. Cante 2000, S. 84, besonders Anm. 85.

[165] Cante berichtet von mehren Anzeichen markgräflicher Einflussnahme auf Turmbauten. Obwohl solche konkreten Hinweise fehlen, vermutet er im Fall der Marienkirche eher eine Einmischung negativer Art, die zur Behinderung des auffällig lange in Bau befindlichen Turms geführt haben könnte. Vgl. Cante M. 2000, S. 99f.

[166] GStAPK, I. HA Geheimer Rat, Rep. 47 Geistliche Angelegenheiten, B4, Fasz. 8, Bl. 9.

[167] Pusthius 1699, S. 16.

[168] Der Name des Zimmermanns ist durch Texte aus dem Turmknopf, die 1657 gefunden wurden und bei Küster 1752, S. 464, abgedruckt sind, überliefert.

[169] Aus einer Urkunde, die 1657 im Turmknopf gefunden wurde, und bei Schmidt decas III, 1733, S. 75f. sowie Küster 1752, S. 465f abgedruckt wurde; vgl. auch ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I., Sign. 2, unpag. (Bl. 202).

[170] Huch / Ribbe 2008, S. 94, Teilabschrift bei Fidicin 1880, S. 63f. Nr. XXII; Fidicin 1837, T. 3, S. 96.

[171] Huch / Ribbe 2008, S. 171f.; Fidicin 1880, S. 171f Nr. CLXIV mit dt. Übersetzung; Fidicin 1868, S. 116. Vgl. auch Riedel CDB Suppl. S. 245f.

[172] Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 510 und Borrmann 1893, S. 206.

[173] Nach Fidicin 1837, T. 3, S. 95. Bei Huch / Ribbe 2008 fehlt das Regest, jedoch lässt sich über Bestätigungsurkunden von 1337 und 1380 die Echtheit der Nachricht erschließen.

[174] Huch / Ribbe 2008, S. 97f.; Fidicin 1837, T. 3, S. 96; Gercken 1771, S. 99f.

[175] Huch / Ribbe 2008, S. 180; Fidicin 1880, S. 183f, Nr. VII; Küster 1752, S. 439; Fidicin 1837, T. 2, S. 71, Nr. LVI. ausführl. Übersetzung ins Deutsche, ebd. T. 3, S. 249f.

noch ein weiteres Altarpatronat. 1417 fällt ihm noch eine private Altarstiftung (Johannis Evangelista, Hl. Apostel Bartholomäus und Hl. Agathe) der Lizen von Falkenberg zu.[176]

Je einen Altar besaßen zumindest zeitweilig der Kaland in Teltow,[177] die Elendengilde am Neuen Markt,[178] der Kaland bzw. die Elendenbruderschaft für Geistliche in Berlin,[179] die Bischöfe von Brandenburg,[180] die Tuchmachergilde[181] und die Wollen- und Leinenwebergilde.[182] Im 15. Jahrhundert sind nur noch private Altarstiftungen nachzuweisen.[183] Darüber hinaus lässt sich eine Beteiligung der Gewerke an speziellen Baukosten und Ausstattung nachweisen, die vermutlich bereits in vorreformatorischer Zeit bestand. Als Stifter verschiedener Kirchenfenster mit Gewerkswappen bzw. dem schwarzen Bären von Berlin werden das Tuchmacher-, Fleischer-, Bäcker-, Schuster- und Zimmergewerk sowie der Rat von Berlin mehrfach von den Kirchenvorstehern von St. Marien zur Übernahme von Reparaturkosten aufgefordert.[184] Aus den Streitigkeiten geht auch hervor, dass die Gewerke jährlich Geld für Wachslichter zu geben hatten.[185] Der Kirchenvorstand bezieht sich für die Durchsetzung dieser Verpflichtungen auf die „Neumärkische Kastenordnung von Kirchen-Hospitalien und dergl. Gütern, gegeben von dem Markgrafen von Brandenburg Johann vom Schlosse Küstrin“ von 1540, die vorsieht, dass die althergebrachte Verpflichtung der Gewerke "einen Altar mit Tafeln Leuchtern undt andern Altar geräthe [..zu] erhalten“ und "ein sonderliche Fenster in der Pfarr Kirchen für undt für erhalten," beibehalten werden solle, "das es nicht alles auf der Kirch außgaben lauffe die andern Fenster möchten alßdann von der Kirchen Einnahmen mit Zutaht frommer menschen die darzu vermögen werden erhalten." Des Weiteren bezieht er sich auf die Consistorial und Visitations Ordnung von 1573 in der es heißt: .."und sollen die Geschlechte, Gülden und Gewerke, die Kirchfenster und anders wie vor Alters bessern und halten."[186]

Ein einzelner Hinweis spricht für eine Bedeutung der Marienkirche auch als Rechtsort, allerdings in einer rein kirchlichen Angelegenheit. Am 11. August 1366 wurde ein Streit über Ansprüche an Einkünften der Pfarrkirche zu Nauen entschieden. Als Parteien standen sich Mathias Honow, der Vicar des Altars der 11.000 Jungfrauen in der Marienkirche zu Berlin war, und seine Brüder Wilhelm, Henning und Nicolaus Honow, alle Bürger von Berlin, auf der einen und das Brandenburger Domkapitel, vertreten durch den *Praeposito Patre* Otto und den *Cellerario* Bernhard, auf der anderen Seite, gegenüber. "In Portico Ecclesiae Sanctae Mariae Virginis gloriose in Berlin" verzichteten die Brüder

176 Huch / Ribbe 2008, S. 290; Fidicin 1880, S. 335, Nr. XVI; Borrmann 1893, S. 206; Fidicin 1837, T. 3, S. 97.

177 Nämlich den ersten überhaupt erwähnten Altar des Nikolaus, den sie 1300 an den Bischof von Brandenburg abgeben. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 62; Borrmann 1893, S. 205, CDB, T. I, Bd. 11, S. 207. 1489 besitzen sie einen Altar der 11000 Jungfrauen, den sie mit dem Landesherrn gegen den Marienaltar eintauschen. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 510; Borrmann 1893, S. 206.

178 Bis 1326 haben sie gemeinschaftlich mit den Tuchmachern das Patronat über den Mauritiusaltar. Siehe Huch / Ribbe 2008, S. 84. 1350 besitzen sie den Flüchtlingsaltar. Vgl. ebd., S. 132

179 Zur Unterscheidung von Elendengilde und Kaland vgl. Schich 2002, S. 238. Die 1344 gegründete Bruderschaft hat nachweislich 1345 einen Andreasaltar in der Marienkirche. Siehe Huch / Ribbe 2008, S. 112.

180 1300 erhalten sie den Nikolausaltar vom Kaland in Teltow. Vgl. ebd. 2008, S. 62; Borrmann 1893, S. 205, CDB, Teil I, Bd. 11, S. 207. Auch an einem 1481 erwähnten Erasmusaltar scheint Bischof Arnold zu Brandenburg Patronatsrechte zu besitzen. Huch / Ribbe 2008, S. 482; Küster 1752, S. 441 u. 451.

181 1326 erhält sie den gemeinsam mit der Elendengilde gestifteten Mauritiusaltar zur alleinigen Verfügung. Huch / Ribbe 2008, S. 84; Borrmann 1893, S. 205; Küster 1752, S. 442f. in Latein und Deutsch; Fidicin 1837, T. 3, S. 96.

182 1331 sind sie als Stifter des Dreieinigkeitsaltars erwähnt. Fidicin 1837, T. 3, S. 96. Bei Huch / Ribbe 2008 findet sich dazu kein Regest.

183 Nämlich vor 1417 von den Lizen zu Falkenberg (Huch / Ribbe 2008, S. 290; Fidicin 1880, S. 335, Nr. XVI; Borrmann 1893, S. 206; Fidicin 1837, T. 3, S. 97), 1422 von Wilke und Barbara Makeprang der Jacobsaltar (Huch / Ribbe S. 299; Fidicin 1880, S. 341, Nr. XXVIII u. Fidicin 1837, S. 142, Nr. CVIII.) und 1466 von Johann Schulte (Huch / Ribbe S. 434f.; Küster 1752, S. 441, auch Borrmann 1893, S. 206. CDB Suppl. S. 322 und Fidicin 1837, T. 3, S. 358f.)

184 Erstmals ist die Rede davon 1678 (Zimmerleute), 1732 (Tuchmacher, Fleischer, Bäcker, Schuster und Magistrat), 1749 (Zimmerleute), 1844 (alle Gewerke und Magistrat). Dazu ELAB, St. Nikolai-St. Marien Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 878, unpag.

185 ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 878, unpag. (Bl. 2).

186 ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 878, unpag.

Honow unter Beglaubigung des Notars Nikolaus Ruleken zugunsten des Domkapitels auf ihre Ansprüche.[187]

4.2 Städtebauliche Lage

Weil der Marienkirche ihre gewachsene Umgebung vollkommen entzogen wurde und daher ihre die Außengestaltung mitbestimmende Lage in keiner Weise mehr nachvollziehbar ist, soll hier die Entwicklung ihres unmittelbaren Umfeldes thematisiert werden. Um die für diese Arbeit neben der Bauuntersuchung selbst immens wichtigen historischen Fotos korrekt einordnen zu können, war eine Beschäftigung mit den verschiedenen Stadien der tiefgreifenden Umgestaltungen des Umfeldes seit dem 19. Jahrhundert vonnöten. Die maßgeblichen Veränderungsschritte werden daher schlaglichtartig vorgestellt.

Die Kirche wurde wie die anderen wichtigen Gebäude der Stadt – die Nikolaikirche, das Rathaus und der markgräfliche Alte Hof mit dem späteren Hohen Haus – auf einer von Talsand umgebenen Dünensandkuppe errichtet.[188] Der günstige, etwas erhöhte Baugrund wird auf eine bewusste Standortwahl innerhalb des planvoll angelegten Stadtgrundrisses zurückgeführt. Für Berlin ist weder ein mittelalterlicher Stadtplan überliefert, noch liegen genügend archäologische Grabungsergebnisse aus dem Marienviertel vor, die über die Genese der Bebauung rund um die Kirche genaueren Aufschluss geben könnten.[189] Nach wie vor müssen daher Rückschlüsse auf den mittelalterlichen Stadtgrundriss über die relativ späte erste Plandarstellung der Stadt von Johann Gregor Memhard(t) aus dem Jahr 1652 gezogen werden (Abb. 9).[190] Die Marienkirche liegt in der Nähe des Neuen Marktes im Winkel zwischen den mittelalterlichen Hauptverkehrsadern Oderberger- und Spandauerstraße. Sie ist von einem Häusergeviert umgeben, in das sie aufgrund ihrer Ausrichtung nach Osten schräg hineingestellt ist. Die dicht an die Kirche heranreichenden kleinen Grundstücke sind mit den tiefen Hausparzellen der übrigen Baublöcke nicht vergleichbar. Eine der schmalen Häuserzeilen trennt die Kirche vom Neuen Markt. Auf der gegenüberliegenden Seite ist der Markt entlang der Spandauerstraße durch Kramhaus und öffentliche Waage begrenzt. Die Umbauung der Kirche wird aufgrund von Analogiebeispielen als allmähliche Versteinerung ehemaliger Marktbuden gedeutet, die schon im Laufe des Mittelalters bis um 1400 erfolgte.[191] Dies mag besonders für die zum Markt hin orientierte Gebäudezeile zutreffen. Es werden darunter aber auch bereits früh zur Kirchengemeinde gehörige Gebäude gewesen sein.[192] Beispielsweise befand sich die zwar dem Rat unterstellte, aber durch die geistlichen Lehrkräfte eng mit der Kirche verbundene Marienschule vom Neuen Markt aus gesehen

[187] Zit. nach der Abschrift bei Küster 1752, S. 443f; vgl. auch Huch / Ribbe 2008, S. 164; Fidicin 1880, S. 159f, Nr. CLI; Fidicin 1837, T. 3, S. 96 u. 241.

[188] Vgl. von Müller 1968, S. 13 und ders. 1981, S. 114 mit Schich 2002, S. 149 und 163. Desselbe trifft für die Schwesterstadt Cölln zu.

[189] Die ältere Grabung von Erwin Reinbacher am Hohen Steinweg 15, der Verbindungsstraße zwischen Neuem Markt und dem Rathaus, blieb in der Datierung des ersten Bebauungshorizontes auf nach den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, leider etwas ungenau. Vgl. dazu Seyer 1987, S. 56-59. Die neuesten Grabungen in der Königstraße (so benannt seit der Krönung Friedrichs I, zuvor Oderberger- heute Rathausstraße) belegen eine Besiedlung des zur Stadterweiterung zählenden Bereichs nahe des älteren Siedlungskerns schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dendrochronologisch datiert wurden zwei Brunnen auf um/nach 1220 und 1255 +/- 10. Vgl. Escobedo/Faensen/Kennecke 2011, S. 129 und Kieseritzky 2011, S. 523.

[190] Die Datierung folgt Schulz 1986, S. 13 u. 175. Die verschiedentlich noch zu findende Datierung 1648 ist nach Schulz auf einen Fehler aus dem 19. Jahrhundert zurückzuführen.

[191] Schich 2002, S. 166 und Abb. S. 165.

[192] Im 18. und 19. Jahrhundert gehörten neben einigen weiter entfernt liegenden Häusern auch ein Großteil derjenigen im umliegenden Karree zum Kirchenbesitz, z. B. Neuer Markt 1, 3, 4, 5 und 6, Marienkirchhof 2., Bischofstraße 3, 4, 6, 7, 8, 9, Klosterstraße 11-13, 15-18 und Papenstraße 19-22. Vgl. die entsprechenden Akten ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte. Inwiefern sie auch schon in mittelalterlicher Zeit der Kirche gehört haben könnten, ist nicht untersucht.

hinter der Marienkirche in der Nähe der Nordostecke des Langhauses (a).[193] Die an der Gestaltung der täglichen Messen mitwirkenden Lateinschüler konnten über das fast gegenüber liegende Nordportal auf kurzem Weg in die Kirche gelangen. Der Gründungszeitpunkt der Schule ist unbekannt, sie wird aber für das 14. Jahrhundert vorausgesetzt.[194] Ein weiteres dieser mit der Marienkirchgemeinde in Verbindung stehenden umliegenden Häuser war das 1490 erwähnte „Ehrlich Huss, By Vnser Liven Frowen Kercken belegen", das zum Vermögen der Altäre St. Andreas und St. Barbara „in die par Kercke Unser Liven Frowen" gehört hatte.[195] Dessen genauer Standort ist leider nicht bekannt.

Einen Hinweis auf die erst allmähliche Entstehung der dichten Bebauung um die Kirche oder zumindest ihren Anfangs untergeordneten Charakter, liefert die Ortsangabe „St. Marien auf dem neuen Markt" von 1337.[196] Zu dieser Zeit wurde als Markt offenbar noch das gesamte von Spandauer Straße, Geckhol/Klosterstraße, Papenstraße und Bischofsstraße umgrenzte Gebiet bezeichnet. Eine relativ barrierefreie Verbindung setzen auch die Schilderungen der Ereignisse um die Ermordung des Probstes Nikolaus von Bernau im Jahr 1323 voraus, der vor die Tore der Kirche gezerrt und im Jahrmarktstreiben auf dem Neuen Markt erschlagen wurde.[197] Dass dasselbe auch für die gegenüberliegende Häuser- oder Budenzeile dicht am Chor der Kirche gilt, belegt die Beschreibung des bischöflichen Hofes von 1381 als „bei der Marienkirche gelegen".[198] Das von den Bischöfen von Brandenburg erworbene ehemalige Bürgerhaus lag an der nordöstlichen Straßenseite der Klosterstraße (b).[199] Vermutlich war die spätere Häuserzeile, in der sich die erwähnte Marienschule befand, damals noch kein dichter Gebäuderiegel, der den bischöflichen Hof von der Kirche vollkommen getrennt hätte. Die noch bis zu den Kriegszerstörungen des Zweiten Weltkriegs gebräuchliche Straßenbezeichnung ‚Marienkirchhof' für das direkt um die Kirche liegende Häusergeviert, deutet auf den ursprünglich an der Kirche befindlichen Friedhof. Er ist durch mehrere dicht an der Südseite des Chors gefundene Bestattungen des 13. und 14. Jahrhunderts sicher belegt.[200]

Erahnt werden kann aus diesen spärlichen Hinweisen für das 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhundert noch eine dominierende Stellung der Kirche auf dem großen Marktplatz. Es ist anzunehmen, dass sich um die Kirche niedrige Verkaufsbuden aus Holz befanden, die nur wenig die beherrschende Wirkung der Kirche beeinflussten. Im Laufe des 14. Jahrhunderts entstand eine feste Bebauung auf dem Markt, die sich in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr verdichtete. Ob die Bebauung rund um die Kirche schon im späten Mittelalter aus einem Block aus zwei zusammengehörigen Häuserreihen bestand, ist nicht bekannt. Spätestens im 17. Jahrhundert bestand die Bebauung einer Parzelle aus je einem größeren zu einer der umliegenden Straßen orientierten Haus und einem zur Kirche ausgerichteten weniger tiefen Haus mit der Adresse Marienkirchhof, die durch einen sehr kleinen Innenhof getrennt waren (Abb. 10 und 11). Zur Zeit Memhardts scheint der Baublock etwas schmaler gewesen zu sein als in den späteren Stadtplänen und war möglicherweise noch mit eher niedrigen Häusern bebaut. Er hat aber schon eine Struktur erreicht, die sich bis zu den großen Freilegungen und Flächenabrissen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur noch wenig veränderte. Der die Kirche umgebende geschlossene Baublock war durch insgesamt vier Gassen aufgebrochen, die die einzigen Zugänge und Blickachsen zu den Fassaden der Kirche bildeten. Zwei davon waren mit dem Neuen Markt verbunden. Die eine führte genau auf das Westportal zu, die andere zum Südportal mit dem benachbarten Sakristeigiebel. Die zweite Verbindung ist auf der ältesten Darstellung der Marienkirche zu sehen (vgl. Abb. 7). Sie zeigt die auf der Ostecke des Neuen Markts im Jahr 1510 stattfindende Gerichtsszene der Verurteilung der Brandenburgischen Juden mit der

[193] Schich 2002, 238. Zur Lokalisierung auf dem Grundstück Klosterstraße 15a vgl. von Müller 1981, Abb. 42.
[194] Urkundlich ist sie in Zusammenhang mit einer Prozessionsordnung 1476 erwähnt. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 467.
[195] CDB, Suppl., S. 349f.
[196] Fidicin 1837, T. 3, S. 214.
[197] Huch / Ribbe S. 82f.
[198] Huch / Ribbe 2008 S. 189.
[199] Zur Lokalisierung siehe von Müller 1981, Abb. 42.
[200] Michas 2007, S. 238.

Marienkirche von Südwesten im Hintergrund. Die Häuserzeile zwischen Kirche und Markt besteht bereits aus zweistöckigen trauf- und giebelständigen Häusern wie sie ähnlich auf dem Schulzplan von 1688 zu sehen sind. Am Ende der Verbindungsgasse führt ein rundbogiges Tor auf den Kirchhof. Dies spricht für eine in dieser Zeit bestehende Verschließbarkeit des gesamten Gevierts um die Kirche, wie sie für den in ganz ähnlicher Weise zu großen Teilen noch bestehenden Baublock um die Marienkirche in Wittenberg archivalisch ab dem 15. Jahrhundert nachweisbar ist und in Anbetracht des in beiden Fällen vorhandenen Friedhofs vollkommen verständlich ist.[201] Durch eine weitere, sehr schmale Gasse zwischen Bischofstraße 7 und 8 gelangte man ebenfalls zum Südportal (vgl. Abb. 9). Ob der Pfeilerblendengiebel der Sakristei schon bauzeitlich primär als Blickpunkt dieser beiden Straßenzüge zum Südportal wirkte oder ob er ursprünglich sogar als kleines Schaustück in Richtung Rathaus gedacht war, ist heute nicht mehr eindeutig zu entscheiden, aber eher unwahrscheinlich.[202] Es könnte nur dann eine Sichtbeziehung bestanden haben, wenn abgesehen von der direkt umliegenden Bebauung auch das Quartier zwischen Bischofs- und Oderberger Straße nur niedrig oder lückenhaft bebaut war. Die vierte Verbindung führte von der Klosterstraße in Verlängerung der Kalandsgasse beim Kalandshof (c) unmittelbar an der Marienschule entlang in Richtung Nordportal. Der Blick durch die Gasse dürfte die Nordostseite des Chors gezeigt haben an der sich seit 1658 der Sparrsche Kapellenanbau befindet.

Seit dem späten Mittelalter waren innerhalb der Stadt von der Marienkirche im Wesentlichen nur noch das riesige Langhausdach mit dem Ostgiebel und der Westturm zu sehen. Die beiden Gassen vom Neuen Markt boten Sichtfenster auf die beiden anderen Schmuckstücke der Kirche, die sich - vielleicht genau aus dem Grund der Umbauung - auf das Westportal und den Schmuckgiebel der Alten Sakristei beschränkten. Eine annähernde Gesamtansicht der Kirche, wie auf der ersten Berliner Stadtansicht von 1537, ermöglichte nur die Fernsicht (Abb. 8). Dies blieb Jahrhunderte lang so, wie das 1868 entstandene, vom Rathausturm aufgenommene Panorama Albrecht Meydenbauers bezeugt (Abb. 12). Eine gravierende Änderung der städtebaulichen Situation begann knapp 20 Jahre später mit den Flächenabrissen zum Bau der Kaiser-Wilhelm-Straße, dem Vorläufer der heutigen Karl-Liebknecht-Straße.

Für das Weichbild der Stadt bildete der Marienkirchturm lange Zeit eine bedeutende Dominante. Möglicherweise traf das allerdings erst nach dem Bau des hölzernen Turmaufsatzes von Michael Matthias Smids 1663-66 in vollem Umfang zu.[203] Küster beschrieb ihn in diesem Zustand folgendermaßen: „Da auch dieser Thurm bisanhero, der groeste, ansehnlichste, und hoeheste in der ganzen Stadt gewesen ist: so hat man denselben von einigen Seiten, in der Distanz von 2 Meilen, und noch weiter erblicken können. [...]“[204] Mit dem 1789/90 errichteten neuen Aufsatz von Carl Gotthard Langhans misst der Turm 89,7 m und wird im Höhen-Ranking der Berliner Kirchtürme bis heute nur von der Kuppel des 1893-1905 erbauten Berliner Doms übertroffen.[205] Heute ist von diesem Superlativ aufgrund der unmittelbaren Nachbarschaft des alles Umliegende minimierenden Fernsehturms nichts mehr spürbar.

[201] Dies ergaben die jüngsten Forschungen im Projekt „Ernestinisches Wittenberg“. Nach Elgin von Gaisberg in ihrer Antrittsvorlesung zur Honorarprofessur Archäologische Bauforschung an der TU Berlin am 24. 06. 2013. Vergleichbar zu Wittenberg ist auch die unmittelbare Nachbarschaft der Kirche mit ihrer schon im Mittelalter festen – und hier nachweislich teilweise unterkellerten – Umbauung zum Marktplatz und die im Unterschied zu den sonstigen städtischen Hausparzellen geringe Grundstücksgröße dieser oft in kirchlichem Besitz befindlichen Randbebauung.

[202] Auf die häufigen Sichtbeziehungen von Markt oder Rathaus mit Schaufassaden von Kirchen verwiesen nach Cante M. 2000, S. 97 bereits Ernst Badstübner, Antje Grewolls und Jan Klaus Philipp.

[203] Der Turmknopf wurde offenbar am 9. Juli 1666 aufgesetzt, der Bau war aber zehn Jahre später immer noch nicht ganz vollendet. ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, Bl. 29-52.

[204] Küster II 1752, S. 463.

[205] Ernst-Jürgen Bachus, www.berliner-kirchtuerme.de.

Der erste Schritt zur heutigen „All-Ansichtigkeit“ der Kirche wurde im April und Mai 1886 gemacht, als u. a. die Häuser Klosterstraße 11, Marienkirchhof 18 bis 23, Neuer Markt 8 und 9 sowie Papenstraße 18 bis 20 und 23/24 zur Durchlegung der Kaiser-Wilhelm-Straße „auf Abbruch“ verkauft wurden (Abb. 13 bis 15). Dies führte nicht nur zur Freistellung der Marienkirche auf ihrer West- und Nordseite, sondern auch zu einem gewissen Entsetzen der Bürger über die ebenfalls „frei gestellte“ Schmucklosigkeit der Kirche[206], die zudem „unschön mit schmutzig grauem Kalk bekleidet“ war.[207] Es kam zu einer regen Debatte um das ästhetische Problem der Freilegung des von einem Abgeordneten als "architektonisches Monstrum"[208] titulierten Kirchenbaus, zu deren negativen Wirkung sich noch Jahre später Cornelius Gurlitt bedauernd äußerte.[209] Es ging vor allen Dingen um die nun unangenehm auffällige Tieflage der Kirche, die durch die allmähliche Anhebung des Geländeniveaus verursacht war.[210] Im Frühjahr 1891 wurden auch die Häuser Neuer Markt 6 und 7 abgerissen, um eine am Ende nicht verwirklichte Straßenbahnlinie an ihrer Stelle entlang zu führen und ihre Feldsteine zur Betongewinnung für die Chaussierung des Terrains verwenden zu können.[211] Laut einer Meldung der Vossischen Zeitung folgte im April 1893 das Haus Neuer Markt 4,[212] dem Haus Nr. 5 notwendiger Weise vorausgegangen sein muss. Schwartz dokumentierte die Situation noch kurz vor dem Abbruch des Eckhauses Nr. 4 und dem Beginn der von Stadtbaurat Blankenstein geleiteten regotisierenden Restaurierung (Abb. 16). Die Kirche wurde am 2. Osterfeiertag geschlossen[213] und um den 5. Mai begannen nach erfolgtem Abbau der Orgel und des Gestühls die Bauarbeiten.[214]

Mit Beginn der Restaurierung war somit erstmals der Anblick der Kirche von ihrer südwestlichen Schauseite tatsächlich in der Weise möglich, wie es die ältesten Stichdarstellungen des 18. Jahrhunderts idealisierend schon immer zeigten. Auf Hugo Rudolphys Ansicht vom September 1894[215] ist die neue, nach der Restaurierung nur noch kurz bestehende Nachbarschaft der frisch steinsichtig rekonstruierten und mit ergänzendem Bauschmuck versehenen Kirche mit der Mariensäule festgehalten (Abb. 17). Auf der Fotografie von Schwartz von 1885 (vgl. Abb. 13) war der Springbrunnen auf dem Neuen Markt noch durch die Häuserzeile von der Marienkirche getrennt. Das Gelände direkt um die Kirche wurde zur Freilegung des Sockels im Zuge der Restaurierung abgetragen, wodurch sich ein merkbares Gefälle zum umliegenden Straßenniveau bildete (Abb. 18). Dieses wurde kaschiert durch eine 1895/96 ausgeführte Gartenanlage, die abgestimmt war auf die gleichzeitige Neugestaltung des Neuen Marktes.[216] 1895 war dort das den Springbrunnen ersetzende monumentale Lutherdenkmal aufgestellt worden. [217] Damit war ein offenbar dem Zeitgeschmack sehr entsprechendes Ensemble von Denkmal und Kirchenfassade geschaffen, das sich zu einem beliebten Fotomotiv entwickelte und die Wahrnehmung der Kirche bis zu den Kriegszerstörungen von 1945 prägte (Abb. 19). Nach den

[206] Den Ablauf der Freilegung und die Diskussionen in dieser Zeit rekonstruierte Benedikt Goebel. Siehe Goebel 2003, S. 141f.

[207] Zitiert aus Der Bär 1886/87, S. 107.

[208] Zitiert nach Goebel 2003, S. 143f.

[209] Gurlitt / Clemens 1910, S. 22

[210] Goebel führt die Tieflage auf die Aufschüttungen für die neue Kaiser-Wilhelm-Straße zurück. Allerdings beweisen die bei ihm zum Teil sogar veröffentlichten Aufnahmen des Marienkirchhofs von F. A. Schwartz vom Winter vor dem Abbruch, dass Langhaus und Chor schon zuvor bis zum Sockelgesims im Pflaster „versunken“ waren. Durch die Straßenchaussierung kann sich höchstens die Tieflage in der Fernwirkung noch verstärkt haben.

[211] Goebel 2003, S. 143, Anm. 1.

[212] ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, unpag.

[213] LAB, Rep. 000-02-01, Nr. 2136.

[214] ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 84f.

[215] Die Wiedereröffnung hatte laut gedrucktem Festprogramm am 26. August mit einem Eröffnungsgottesdienst stattgefunden. ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, unpag.

[216] Goebel irrt sich hier in der Datierung der schlichten Gartenanlage, indem er den anvisierten Termin 1894 nennt. Laut erhaltener Unterlagen im ELAB gibt der Kirchenrat den die Kirche umgebenden Platz als Garten erst 1895 an die Stadtgemeinde ab, da sie sich dessen Gestaltung und Erhaltung nicht leisten kann. Am 3. Juli 1896 ist die Gartenanlage fertig gestellt. ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 125f., 132f., 135f. und 143f.

[217] Das Modell Luthers von Prof. Otto wurde schon 1892 der Gießerei übergeben. ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 75 und ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 125-126, 132-133, 135-136, 143-144.

Zerstörungen von 1945 wurde sukzessive die verbliebene historische Umgebung für die sozialistische Innenstadtgestaltung des sogenannten „Zentrumsbandes“ weiter verändert und die letzten noch in der Nähe befindlichen Gebäude bis 1968 entfernt (Abb. 20 und 21). Seitdem besteht tatsächlich die bis auf Bepflanzung barrierefreie Sichtverbindung zwischen Rotem Rathaus und der Südfassade der Marienkirche mit den seit 1893/94 vervielfältigten Sakristeigiebeln. Die zugehörige u. a. auch autofreundliche neue Verkehrsplanung führte zu weiteren Terrainveränderungen im Zuge der Anlage der Karl-Liebknecht-Straße anstatt der Kaiser-Wilhelm-Straße Ende der 1960er Jahre.[218] Im nochmals erhöhten Umfeld wurde die jetzt wieder in Erneuerung begriffene Gartenanlage mit den zur Kirche hinunter führenden Treppenanlagen angelegt.[219] Die zur Diskussion stehende Platzgestaltung wurde um den Fernsehturm als Zentrum entworfen und bezieht die Kirche als Überbleibsel einer vergangenen Zeit wie ein Ausstellungsstück am Rande mit ein.[220]

5. Der Vorgängerbau

Der von den älteren Autoren durchweg verfochtenen Annahme eines Vorgängerbaus der jetzigen Kirche, steht die erst nach 1945 entwickelte Sichtweise der Kirche als Gründungsbau entgegen, der noch im „Feldstein-Bauzeitalter“ um 1270 begonnen und nach dem Verfügbarwerden von Backsteinen für die Kommune gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Backsteinbau weitergebaut worden wäre.[221] Seit jeher geht es dabei um die Interpretation des relativ sorgfältig gesetzten, aus behauenen Feldsteinen errichteten noch „romanisch“ wirkenden Sockelmauerwerks, das an der Nordseite bis auf die Höhe der Fenstersohlbänke reicht und ein spitzbogiges Stufenportal aufweist.

Wie im Rahmen des Forschungsüberblicks bereits ausgeführt wurde, geht die Einschätzung dieses Mauerwerks als Rest eines Vorgängerbaus, der aus „Sparsamkeit“ beim späteren Umbau wiederverwendet wurde, auf Wilhelm Lübke zurück.[222] Als Rest eines spätromanischen Baus *in situ* kommen die Steine nicht in Frage, da der gesamte Kirchenumriss mit seinen von Beginn an eine Einwölbung vorbereitenden Strebepfeilern vor und um 1250 in der Region keine Parallele hätte. Unter den Archäologen blieb diese Ansicht im Prinzip vorherrschend. Seit den späten 1970er Jahren wurde der mutmaßliche Vorgängerbau mit der angenommenen Gründung des Marienviertels zwischen 1225 und 1251 im Rahmen der in diesem Zeitraum anzusiedelnden Stadtrechtsverleihung Berlins in Verbindung gebracht,[223] wobei der früheste Datierungsvorschlag mit „nach 1220“ von Adriaan von Müller formuliert wurde.[224] Die in den letzten Jahren durch Bauvorhaben möglich gewordenen Grabungen auf dem Boden des ehemaligen Marienviertels liefern Argumente, die von Müllers Sichtweise unterstützen. So brachte die Grabung im Vorfeld des Baus der U5 vor dem Roten Rathaus 2009

[218] Goebel 2003, S. 144. Mit der Behauptung, die heutige Tieflage der Kirche beruhe nicht nur auf der Erhöhung des Straßenniveaus, sondern auch auf einer Tieferlegung des Kirchenfußbodens in den 1950ern, irrt Goebel allerdings. Fast in der gesamten Kirche liegen nach wie vor die roten und gebrochen weißen Fliesen mit den Heizungsgittern der Restaurierung von 1893/94. Richtig ist, dass schon bei dieser Gelegenheit eine Vertiefung des Fußbodenniveaus erfolgte, diese korrigierte aber eine allmähliche Erhöhung. Vgl. dazu Kapitel 6.6.1 „Fußboden“, S. 60.

[219] An der Südseite der Kirche betrug die neuerliche Anhebung ca. 40 cm. Das ist in den Akten überliefert, weil dadurch die barocke schmiedeeiserne Tür an der schrägen Wand, die den ehemaligen Grabanbau Simon ersetzt, „verstümmelt“ wurde. Sie war unten gekürzt worden, weil sie sich durch die Erhöhung nicht mehr bewegen ließ. LDA-Archiv MIT Z 21/34, Marienkirche, Mappe 1968-70.

[220] Zur Zeit sind Planungen zur Aufwertung des Umfeldes der Marienkirche in der Diskussionsphase.

[221] Letztere These wurde erstmals von Leh 1957, S. 16 verfochten und von Badstübner mit Überlegungen zum verfügbaren Baumaterial ergänzt und bestätigt. Z. B. in Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 19. Zuletzt wiederholt in Badstübner 2005, S. 52.

[222] Lübke 1861, Sp. 7.

[223] Die Stadterhebung Berlins wird zeitlich eingegrenzt durch die Märkische Fürstenchronik, in der es heißt, die Markgrafenbrüder Johann I. und Otto III., deren gemeinsame Regierungszeit 1225 begann, hätten u. a. die Stadt Berlin „erbaut“ (*exstruxerunt*) und der Ersterwähnung Berlins als Stadt (*civitas*) 1251. Vgl. dazu z. B. Schich 2002, S. 141f.

[224] Von Müller 1981, S. 125. Ähnlich Seyer 1987, S. 58 und 71.

den ersten Nachweis einer Besiedlung jenseits der Rathausstraße,[225] also im Bereich des Marienviertels, schon für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Einer der frei gelegten Kastenbrunnen, der zu dem ehemaligen Grundstück Königstraße 61 gehörte, konnte auf 1220d datiert werden, ein weiterer 1255+/-10.[226] Eine 2012 erfolgte Ausgrabung im Vorfeld der Neubebauung an der Südwestseite des S-Bahnhofs Alexanderplatz (Bauvorhaben Alea 101) untermauerte diese Ergebnisse mit verbautem Holz von 1218d und beweist die Ausdehnung des damals besiedelten Gebietes entlang der Oderbergerstraße (jetzt Rathausstraße) im Marienviertel bereits bis zum ehemaligen Georgentor.[227] Weitere Belege für eine Bebauung um die Mitte des 13. Jahrhunderts gibt es in der Spandauer Straße zwischen Karl-Liebknecht-Straße und Rathausstraße sowie am Hohen Steinweg, einer nicht mehr vorhandenen Straße zwischen Marienkirche und Rathausstraße. Insgesamt geht man heute von einer Besiedlung des gesamten Areals der späteren mittelalterlichen Stadt schon um 1200 oder wenig später aus.[228]Der Nachweis einer frühen Besiedlung auch des Marienviertels schon vor der vermuteten Stadtwerdung stellt einerseits die These in Frage, dass eine Stadterweiterung Marienviertel erst mit der Stadtrechtsverleihung in einem Gründungsakt „angelegt“ wurde[229] und kann andererseits als indirekter Hinweis auf das Vorhandensein einer Kirche in dem Gebiet schon vor 1250 gewertet werden. Zusammen mit Befunden an der Kirche selbst ist inzwischen mit Sicherheit von einer Vorgängerkirche des jetzigen Baus auszugehen.

Schon im Forschungsüberblick erwähnt wurde der gefasste, im Fundament des südlichen Freipfeilers des Langhauses vor dem Südportal gefundene Feldstein in Sekundärverwendung. Der 2004 angelegte Grabungsschnitt legte einen Teil des Pfeilerfundaments mit intakter Baugrube frei (Abb. 22). Die Baugrube schnitt eine bereits vorhandene Bestattung und war in ihrem unteren Teil mit kleinformatigen Feldsteinen und viel Mörtel verfüllt. Das Grab beweist die kirchliche Nutzung der Fläche schon vor dem jetzigen Bau - entweder im Rahmen eines Friedhofs oder einer innerkirchlichen Bestattung. Im unteren Teil des Fundaments wurde der Feldstein mit rot gefassten Mörtelresten mit weißem Fugenstrich zusammen mit ungefassten sekundär verwendeten Feldsteinen vermauert (Abb. 23). Von Michas wird der Befund als erster Beweis für die These eines spätromanischen Granitquaderbaus interpretiert, für den er vorsichtig eine Datierung vielleicht um die Mitte des 13. Jahrhunderts in die Diskussion brachte.[230] So überzeugend der Stein für einen Vorgängerbau in Granitquaderbauweise spricht, eine genauere zeitliche Eingrenzung desselben ist aufgrund der angegebenen Eigenschaften schwer möglich. Die Aufnahme zeigt eine zumindest für den brandenburgischen Quaderbau typische Gestaltung mit einem hier dunkel hervortretenden sichtbaren Steinspiegel, an den großzügig farbig gefasster Putz herangezogen ist. Im Verband mit ähnlichen Steinen ergab sich zwischen den am weitesten hervortretenden unverputzt gebliebenen Steinflächen eine relativ breite, hier rötlich eingefärbte Mörtelfläche, die mit einem exakten weißen Bandfugennetz versehen war. Ob die weiß gehöhten Fugen zwischen Fugenritzungen aufgetragen wurden, ist nicht erkennbar, wäre aber aufgrund von Vergleichsbeispielen zu vermuten.[231] Eine derartige Fugenbehandlung ist das gesamte 13. Jahrhundert an Feldsteinaußenwänden in Brandenburg üblich. Eine zeitliche Abfolge scheint

[225] Die Rathausstraße hatte mehrere vorausgehende Bezeichnungen. Sie hieß seit der Krönung Friedrichs I. Königstraße (1701-1951), davor Georgenstraße. Als erste Straßenbezeichnungen haben sich Oderbergerstraße für den Abschnitt von der Spandauer Straße Richtung Alexanderplatz und An der langen Brücke für den Abschnitt von der Kurfürstenbrücke bis zur Spandauer Straße überliefert.

[226] Escobedo / Faensen / Kennecke 2011, S. 129 und Kieseritzky 2011, S. 523.

[227] Freundlicher Hinweis von Wiltrud Barth (LDA Berlin).

[228] Michas 2010, S. 76 u. 82.

[229] Für das Gelände um die Nikolaikirche und die Petrikirche in Cölln ist die alte These eines Neubaus beider Städte aus wilder Wurzel um 1230 durch Grabungen seit der Nachkriegszeit bereits seit langem widerlegt. Auf beiden Territorien begann die Besiedelung in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Dazu zusammenfassend Michas 2010, S. 84.

[230] Michas 2005, S. 111f. und ders. 2007, S. 238f. Der diesen ersetzende vorhandene Neubau wird von ihm allerdings auf nach 1380 datiert, was sich im Rahmen der Bauforschung als nicht zutreffend herausgestellt hat.

[231] Dazu Burger 1998, besonders S. 14-18. Ein frühes vergleichbares Beispiel wäre die Dorfkirche Stechau (Lkrs. Elbe-Elster) aus dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts und ein ebenso ähnliches etwas späteres die Dorfkirche Kunow (Lkrs. Uckermark) aus der Mitte bis dem 3. Viertel des 13. Jahrhunderts

lediglich in der tendenziellen Abnahme der Sorgfältigkeit der Kantenbearbeitung jedes einzelnen Quaders vor seinem Versatz zu liegen.[232] Derartige Kriterien sind allerdings bei einem einzelnen, noch dazu wieder verbauten Stein nicht zu beurteilen.

Diesem eindeutigen Befund für einen Vorgängerbau ist eine zweite Baubeobachtung am gesamten Langhaus – ausgenommen ist nur die spätgotische westliche Verlängerung – an die Seite zu stellen. Sowohl im Fundament, als auch im aufgehenden Mauerwerk des Sockels und der Feldsteinzone darüber wurden die Fugen allseitig und reichlich mit Ziegelbruch ausgezwickt, der überwiegend von deutlich erkennbaren Hohlziegeln stammt (Abb. 24). Deren Dicke beträgt zwischen 15 und 23 mm, die Oberfläche ist glatt. An der Langhaussüdwand, ca. 145 cm oberhalb des Fußbodens, wurde das leicht verzierte vordere Endstück eines Firstziegels eingebaut (Abb. 25, 26, zur Lokalisierung siehe steingenaue Kartierung Abb. 53). Es blieb als ca. 7 cm hohes und 6 cm breites Bruchstück erhalten. Die Vorderkante ist in Richtung Wandinneres eingemauert, eine abgerundete Endung ist gerade noch erkennbar. Die vorne sichtbare Kante ist eine Bruchkante, hinter der sich eine flache, gegratete Nase erhebt. Es handelt sich also hier eindeutig und wohl auch bei den übrigen Hohlziegeln um Dachziegelreste einer Mönch-Nonnen-Deckung. Die Vermutung einer Wiederverwendung schon gebrauchter Dachsteine lag nahe. Es hätte sich aber auch um Bruchmaterial aus der Ziegelproduktion handeln können, das erst etwa gleichzeitig mit dem Bau des Langhauses gebrannt worden war. Die Menge der verbauten Dachsteine führte zu der Überlegung, dass sie, wenn sie wiederverwendet waren, von einem großen Gebäude stammen müssten, vielleicht handelte es sich tatsächlich um Reste des Vorgängers? Um einer Antwort näher zu kommen, wurde daher 2009 die großflächige Freilegung des Mauerwerks an der Südwand im westlichsten Joch zur vergleichenden Datierung von Ziegeln der ersten Bauphase des Langhauses mit Hilfe der OSL genutzt. Untersucht wurden das mutmaßlich wiederverwendete Bruchziegelmaterial der Auszwickelung des Feldsteinunterbaus, gesichertes Originalmauerwerk des darüber befindlichen Backsteinmauerwerks an der ursprünglichen Südwestecke des Langhauses und durch Brandeinwirkung oberflächlich geschmolzene Backsteine aus der Sargmauer der Südarkade im Dachraum. Als Ergebnis letzterer Probe war nicht die Datierung des ursprünglichen Ziegelbrandes, sondern der Zeitpunkt der Brandeinwirkung anvisiert, wodurch sie inhaltlich erst in Zusammenhang mit der Bauphase 1518d behandelt wird.

Die Probe eines Dachziegels aus dem Feldsteinmauerwerk wurde 125 cm über dem Fußboden und etwa 15 cm von der ursprünglichen westlichen Außenkante entfernt entnommen. Als Brennzeitpunkt wurde 1220 +/- 45 Jahre ermittelt. Die Probe aus dem sauber gemauerten Backsteinmauerwerk stammt von der im Mauerkern befindlichen Rückseite eines Läufers der ehemaligen Westfassade in 4 m Höhe über Fußboden und ergab ein OSL-Datum von 1295 +/- 50.[233] Beide Ziegel sind also klar zu unterschiedlichen Zeiten gebrannt worden. Aus dem deutlich helleren Aufleuchten der älteren Probe bei der Laboranalyse ist ferner auf unterschiedliche Grundstoffe zu schließen.[234] Das im Feldsteinmauerwerk verwendete Auszwickelungsmaterial wird dadurch als Abbruchmaterial eines oder mehrerer älterer Bauten charakterisiert und deutlich nicht als parallel zur Ziegelproduktion der Bauzeit des Langhauses angefallenes Ausschussmaterial. Es fällt die Übereinstimmung des ermittelten Brennzeitpunkts mit der Datierung des älteren Kastenbrunnens von 1220d auf. Unter Berücksichtigung der Fehlermöglichkeit von +/-45 liegt man immer noch innerhalb der Datierung des zweiten Brunnens. Dass die Dachdeckung von einem noch vor 1250 errichteten Gebäude stammt, wird nahe gelegt. Die Frage ist allerdings, ob es sich zwangsläufig um am Ort verbliebenes Altbaumaterial des Vorgängerbaus der Marienkirche handeln muss, zumal, wie im Folgenden noch ausführlich erläutert werden wird, Gründe für eine längere parallele Existenz zumindest von Teilen eines Vorgängerbaus und des begonnenen Neubaus vorhanden sind.

[232] Ebd. und Vinken 1998, S. 32.
[233] Fülling 2011.
[234] Freundliche Auskunft von Alexander Fülling vom 30. 03. 2012.

Es gibt noch andere Argumente, die zur Vorsicht mahnen, mit Sicherheit damit den Vorgängerbau zu datieren. So konnten 2001 an der Spandauer Straße, im Abschnitt zwischen Karl-Liebknecht-Straße und Rathausstraße, mehrere Häuser nachgewiesen werden, von denen zwei in die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert werden und bereits eine Hartdeckung aufwiesen.[235] Daraus ist zu folgern, dass Dachziegel um diese Zeit kein exklusives Baumaterial mehr für Großbauten waren, sondern sogar in der Umgebung der Marienkirche schon lange vor der Errichtung des stehenden Baus ab etwa 1290 üblich waren. Zudem hat sich die Verwendung von Dachziegelbruch im Feldsteinmauerwerk, sei es für Fundamente oder aufgehendes Mauerwerk, mittlerweile als eine seit gegen Ende des 13. Jahrhunderts übliche Bauweise erwiesen (vgl. dazu ausführlich im folgenden Kapitel). Ob dafür jeweils das Material des unmittelbaren Vorgängerbaus eingesetzt wurde oder ob man stadtweit Abbruchmaterial z. B. in einem Bauhof sammelte, um es bei Bedarf zur Verfügung zu haben, muss offen bleiben. Für ersteres spräche, dass für das Feldsteinmauerwerk der vor/um 1300 datierten, aber ohne Hinweis auf Vorgängerbebauung gebliebenen Heiliggeistkapelle kein Ziegelbruch erwähnt wird.[236] Dass aber grundsätzlich schon viel Ziegelbruch vorhanden war, besagen auch die Befunde der ersten Straßenbefestigungen der Rathaus- und Spandauer Straße, wo dieses Material Ende des 13. Jahrhunderts in auffälliger Menge eingesetzt wurde.[237] Eine regelrechte Ziegelbruchgründung unter den darüber folgenden Feldsteinmauern mit Ziegelauszwickelung besaßen nach Malliaris Mauern beim Dominikanerkloster in Cölln.[238] Die Bruchstücke aus der Marienkirche müssen daher nicht unbedingt direkt den ersten Kirchenbau datieren. Sicher sind sie aber ein Zeugnis für ein schon entwickeltes Baugeschehen im Marienviertel lange vor 1300, wodurch sie zumindest indirekt als Argument für die Existenz einer Marienkirche schon vor der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts taugen.

Auf wiederverwendetes Material deutet ein weiteres, viel versteckteres Detail an der Marienkirche. An der Nordfassade am dritten Strebepfeiler von Westen befindet sich ostseitig ein Feldsteinquader mit einer runden schüsselförmigen Ausnehmung. Er ist ohne besondere Hervorhebung in 1,80 m Höhe in der 6. Feldsteinlage oberhalb des Sockels, unmittelbar angrenzend an die Nordwand eingebaut (Abb. 27, 28). Es handelt sich um einen Skolithus Sandstein, der, bislang nur von Geologen beachtet, als sekundär verwendetes Weihwasserbecken eines Vorgängerbaus interpretiert wurde.[239] Der Stein ist annähernd quadratisch mit 32/30 cm Größe und ist liegend eingebaut. Die runde, an der tiefsten Stelle 9,5 cm messende Aushöhlung hat einen ebenfalls leicht gedrückten Durchmesser von 16-17 cm. Falls es sich überhaupt um ein mit der kirchlichen Nutzung zusammenhängendes Objekt handelt, könnte darin ein Kugeltopf als eigentliches Weihwassergefäß gestanden haben.[240]

Die Gesamtheit der vorgestellten Befunde und der historischen Begleitumstände stützen eindeutig die Annahme eines Vorgängerbaus der jetzigen Marienkirche. Auszugehen ist von einem Feldsteinquaderbau mit einer Dachhaut aus Hohlziegeln in Mönch-Nonne-Deckung, auch wenn die in der bestehenden Hallenkirche sekundär verbauten Dachsteine von anderen Bauten Berlins stammen könnten. Keine Hinweise gibt es bis jetzt auf Grund- und Aufriss dieses ersten Baus von St. Marien, außer dass er die Ausmaße des Nachfolgebaus nicht erreicht haben wird.

[235] Michas 2010, S. 82.
[236] Vgl. Barth 2005b.
[237] Freundlichen Hinweis von Thomas Seggermann.
[238] Malliaris 2012, S. 133-135. Als Grund für die ungewöhnliche Menge nimmt er ebenfalls entweder eine nahe Ziegelei oder den Abbruch von Vorgängerbauten an.
[239] Geschiebekartierung von Alfons P. Meyer und Angela Ehling in Jekosch 2006, S. 83.
[240] Interpretationsvorschlag von Thomas Seggermann. In einer mündlichen Mitteilung wies Michas auf die Möglichkeit schon vorchristlicher Bearbeitungsspuren hin. Der Stein könnte als Fundobjekt verbaut worden sein.

6. Bauphase 1 – das Langhaus (um 1290 bis 1. Hälfte 14. Jahrhundert)

6.1 Die Bauabfolge zwischen Chor und Langhaus

Wichtigstes Ergebnis der Bauforschung an der Kirche ist die Korrektur der bisher weit überwiegend angenommenen Interpretation der Bauabfolge. Es ist nicht der Chor der als erstes errichtete Bauteil, dem wenig später das Langhaus folgte. Eindeutig ist der Chor dem Langhaus angebaut, wie an den Baunähten am Außenbau und im Innenraum abzulesen ist. Von außen ist der Sachverhalt nur noch an einer relativ kleinen Stelle erkennbar, denn bei der von Stadtbaurat Hermann Blankenstein verantworteten Restaurierung von 1893/94 wurden direkt neben den Choranschlussstellen Schornsteinröhren ins Mauerwerk eingebaut. Sie führen von dem zeitgleich anstelle von Grüften unterhalb des Chors angelegten Heizungskeller die Chorseitenwände hoch, wo sie vor der Traufe nach Westen verziehen und, als zwei der Wandpfeiler des Ostgiebels weitergeführt, über den Giebelschrägen als Fialen austreten. Dies erklärt die seit der Restaurierung in Durchmesser und Ziegelmaterial deutlich abweichende Ausbildung der jeweils mittleren Wandpfeiler jeder Giebelhälfte (vgl. Abb. 131-132, 141-142 und Abb. 18). Die heute analog zu den anderen Fialen eine Pyramidenform aufweisenden Bekrönungen waren nach der Restaurierung eindeutig als Schornsteinaufsätze ausgebildet. Im Bereich der Chormauern ließ Blankenstein den Einbau in der Regel von außen ausführen.[241] An der gesamten südlichen Chorfassade ist daher das Mauerwerk ab der Anschlussstelle an der Langhausostwand bis an die Kantensteine der Fensterlaibung des westlichsten Chorfensters 1893/94 neu ausgeführt worden, wodurch die Befunde hier zerstört sind. Die Ersetzung reicht außen durchgehend vom Boden bis zur Traufe. Die Mauerinnenseite blieb hingegen unberührt, was an Putzfehlstellen während der letzten Innenrestaurierung überprüft werden konnte. Das ausschließliche Arbeiten von außen war möglich, weil das zuvor hier angebaute Erbbegräbnis Lüdcke vollständig abgebrochen und durch einen kompletten Neubau ersetzt wurde. Er enthält den von außen erschlossenen Zugang in den – jetzt nicht mehr als solcher in Verwendung stehenden – Heizungskeller unter dem Chor.

An der Chornordseite befindet sich glücklicherweise der barocke Kapellenanbau des Erbbegräbnisses Sparr, der, in Verbindung mit dem zugehörigen qualitätvollen Epitaph von Artus Quellinus im Innern, immer hohe Wertschätzung genoss und nicht den historistischen Baumaßnahmen geopfert wurde. Es wurde daher auf dieser Seite vom Heizungskeller aus zunächst von Innen gearbeitet. Während der Baumaßnahmen im Jahr 2010 lagen die entsprechenden Baunähte zu einem großen Teil frei von Putz (vgl. Abb. 173). Über einen lose eingelegten Binder war sogar der Blick auf den innerhalb der Mauer hochgeführten, aus Ziegeln im Reichsformat gemauerten Schornsteinzug möglich. Die Baunaht des Schornsteineinbaus war bis knapp oberhalb der ursprünglichen Fensterbrüstungen des Chores sichtbar – ab hier wurde von außen weiter gearbeitet. An der Außenseite ist der Wechsel von innen nach außen durch eine horizontale Baunaht deutlich erkennbar: Der 1893/94 neu aufgemauerte Bereich der Chornordwand besteht aus wesentlich kräftiger roten und viel glatteren Ziegelsteinen als das umgebende mittelalterliche Mauerwerk (Abb. 29). Darunter hat sich der originale Anschluss von Langhaus und Chor erhalten, ist aber durch die genau in der Ecke platzierte Regenrinne nur vom Dach des Sparrschen Gewölbes aus tatsächlich einsehbar. Da die Aussagekraft von Fotos des interessierenden Bereichs beschränkt ist (Abb. 30), verdeutlicht hier zusätzlich eine Detailzeichnung, dass der Mauerverband der Ostwand vom darauf auftreffenden Chormauerwerk überdeckt wird (Abb. 31). In jeder zweiten Lage verschwindet der jeweils einem Binder-Eckformstein folgende vermutliche Läufer hinter der angebauten Chorwand. Das Mauerwerk der Chorwand hingegen beginnt nach einer deutlichen senkrecht durchlaufenden Mörtelfuge mit einem regelmäßigen

[241] Laut neu entdeckter Kopie des Blankensteinschen Umbauentwurfs war die Position der Schornsteine ursprünglich anders geplant. Die 42/47 cm großen quadratischen Röhren sollten jeweils in der Ostwand knapp vor den auftreffenden Chorwänden eingebaut werden (vgl. Pläne 1,2).

Verband aus abwechselnd einem Läufer und einem Dreiviertelstein. 11 Lagen Mauerwerk der älteren Ostwand stehen 11 ½ Lagen des Choranbaus gegenüber.[242]

Von Innen sind die Baunähte zu beiden Seiten fast auf voller Höhe durchgängig zu sehen, aber durch zahlreiche Anstrichlagen unauffällig geworden (Abb. 32, 35).[243] Langhaus und Chor treffen innerhalb der genau an der Grenze zwischen beiden Baukörpern liegenden Dreiviertelpfeiler aufeinander. Vollkommen überdeckt wurden die Baunähte nur im Bereich bis 90 cm über dem Fußboden. Es sind dort 1948 kreisrunde Ummantelungen aus Bindermauerwerk um die Pfeilerbasen gemauert worden, die mit einem gezogenen Karniesprofil zu den mittelalterlichen Originalpfeilern überleiten. Diese an den beiden Wandpfeilern am Choransatz, an der gesamten nördlichen Langhauspfeilerreihe und am östlichsten Freipfeiler der Südreihe angebaute Verstärkung wurde anlässlich der Versetzung der Schlüterkanzel ausgeführt.[244] Abb. 33 zeigt den gerade neu rekonstruierten zweiten Pfeiler von Westen auf der Nordseite, an dem die Kanzel 1703 – unter Ersetzung etwa der Hälfte des Pfeilers – eingebaut worden war. Der Pfeiler westlich davon ist noch frei von der Ummantelung. In Abb. 34 sind die vier Säulen der Kanzelkonstruktion, die nun am ersten Freipfeiler von Osten eingebaut wurden, zusammen mit der bereits ausgeführten Ummantelung der Pfeilerbasen der Nordreihe zu sehen. Vorne rechts ist der interessierende Wandpfeiler am Choransatz angeschnitten. Was hier wegen der aufgemalten Fugen der Blankenstein-Fassung nur zu erahnen ist, sieht man unter dem einfarbigen Anstrich von heute im Relief durch: Auf dem gesamten Pfeilerschaft von der gemauerten Ummantelung bis hoch zum Pfeilerkapitell verspringen die Backsteinlagen. Der auf beiden Wandpfeilern spiegelgleich vorhandene Lagenversprung liegt innerhalb des Wandpfeilers. Er befindet sich im Grundriss genau in Verlängerung der Innenseite der Langhausostwand, d. h. nach der ersten Halbsäulenvorlage von Osten und der folgenden vorstehenden Kante des achteckigen Pfeilerkerns (Pläne 5-10). Im Gewölbe verläuft die Baunaht nicht in dieser senkrechten Ebene, sondern befindet sich am Rand des östlichsten Mittelschiffjochs (Plan 10). Das Gewölbefeld wurde beim Abbruch des vorherigen Ostabschlusses des Mittelschiffs – vielleicht weil es im Zuge dessen irreparabel beschädigt wurde oder weil man es neu gestalten wollte – ebenfalls entfernt. Die Befundlage außen und innen spricht übereinstimmend für den Anbau des Chors an ein bestehendes Langhaus. Die inneren Baunähte lassen darüber hinaus Schlüsse auf den ursprünglichen Ostabschluss des Langhauses zu, auf den noch einzugehen sein wird.

6.2 Fundamente

2003 wurden in der ehemaligen, seit 1947 als Marienkapelle genutzten Magistratsloge von 1893/94 durch das Landesdenkmalamt Berlin sanierungsbegleitende Grabungen durchgeführt, bei denen

[242] Es wurden Backsteine von Ostgiebelwand und Chorwand systematisch gemessen. Die Steine der Ostgiebelwand erscheinen der originalen Anschlussstelle zufolge etwas größer als die des Chors, da auf 11 Lagen der Ostwand, 11 ¼ Lagen des Chors kommen. Mit den Durchschnittsmaßen von 293/140/95 mm übertreffen die Ziegelmaße des Langhauses aber nur Länge und Breite, nicht die Höhe der Backsteine im Chor mit durchschnittlich 287/132/96 mm. Der Schichtenunterschied liegt offenbar hier an den besonders breiten Fugen der Ostgiebelwand. Im Innern ist der Befund dann tatsächlich auch gegenteilig: 10 chorseitige Ziegellagen entsprechen knapp 11 Lagen der Langhauspfeiler. Möglicherweise weichen die Formsteinmaße der Pfeiler auch etwas von den Normalsteinen der Langhauswände ab.

[243] Für den Hinweis auf das innen zunächst nicht auffindbare Gegenstück zur äußeren Baunaht danke ich Thomas Seggermann.

[244] Die die Umsetzung dokumentierende Fotoserie im LDA ist mit 1949 und 1950 datiert. Diese Zeitangaben können sich bestenfalls auf die Herstellung der Abzüge beziehen, denn durch Archivalien im EZA und ELAB ist die Bauausführung 1948 eindeutig belegt. In ELAB, Bestand 3/Nr. 52 sind die Planzeichnungen für die während der Umsetzung benötigte Stützkonstruktion für die gekürzten Pfeiler und die neue Treppenanlage der in gedrehter Position eingebauten Kanzel vom Januar und Februar des Jahres überliefert. Am 2. September berichtet der Tagesspiegel von der fast völlig fertigen Kircheninstandsetzung. Es sei u. a. die Schlüterkanzel "aus weißem Marmor und geschnitztem Holz, die er [Schlüter, Anm. A. S.] quer zur Längsrichtung der Kirche eingefügt hatte, [...] nun links vor dem Chor in einen Pfeiler eingebaut worden, der durch die vier alten Marmorsäulen abgefangen wird. So hat man wieder das alte gotische Langschiff zur Geltung gebracht." EZA, Bestand 7, Nr. 11519.

auch das Langhausfundament auf der Außenseite der Südfassade zum Teil bis zum anstehenden Talsand frei gelegt wurde.[245] Das durch eine nur etwa 70 cm von der Langhaussüdwand entfernt gesetzte Gruftmauer schwer einsehbare Streifenfundament hatte durch die Störungen des Grufteinbaus keine intakte Baugrube mehr.[246] Die Fundamentsohle bestand 50-70 cm hoch aus locker verlegten Feldsteinen unterschiedlicher Größe, die mit Sand und trockenem Mörtel verdichtet wurden. Aufgrund der fehlenden Baugrube ist zwar nicht sicher nachweisbar, anhand von vergleichbaren Funden an der Klosterkirche aber zu vermuten, dass man Gräben in Fundamentbreite aushob, die Steine und Zuschläge einfüllte und das Trockenmauerwerk von oben kräftig feststampfte.[247] Darüber folgte ein rund 1,20 m hohes vermörteltes Fundament aus unbehauenen geschichteten Feldsteinen mit Auszwickelungen aus kleineren Steinen, Ziegel- und Dachziegelresten.

Ein Jahr später konnte im Vorfeld des Einbaus der neuen Fußbodenheizung eines der Pfeilerfundamente angeschnitten werden. Ein Teil des Schnittes am zweiten südlichen Freipfeiler von Osten wurde bis zur untersten Fundamentlage abgetieft. Die unterste Schicht des kreisrunden und über 2 m hohen Fundaments bildeten unbearbeitete große Feldsteine. Das sich nach oben in zwei Stufen verjüngende aufgehende vermörtelte Fundamentmauerwerk bestand aus gespaltenen Feldsteinen. Die Zwischenräume waren mit Mörtel, Dachziegel- und Ziegelresten verfüllt. Im unteren Teil des Fundaments fand sich der mit gefassten Putzresten versehene Feldstein des Vorgängerbaus (vgl. Abb. 23).[248] Insgesamt sind die Fundamente im Vergleich z. B. zu denen der Franziskaner-Klosterkirche deutlich tiefer und von Grund auf besser verdichtet, was sicherlich mit dem sandigen Baugrund am Standort der Marienkirche erklärbar ist.[249]

6.3 Der Feldstein-Unterbau

Als einheitlich der ersten Bauphase zugehörig haben sich die Langhaus-Seitenwände ab der auffälligen Baunaht des Westanbaus und die Ostwandabschnitte bis zur weniger deutlichen Baunaht zum Chor erwiesen. Die ehemalige Westwand befand sich hinter den westlichsten Strebepfeilern, die schräg gestellt, analog zur Ausführung im Osten, die ehemaligen Gebäudeecken markieren. Die durch die Strebepfeiler gegliederten Backsteinfassaden erheben sich auf einem unterschiedlich hohen Unterbau aus relativ sauber behauenen Feldsteinquadern. Der eigentliche Sockel ist mit einer heute sichtbaren Schichthöhe von 2-3 Lagen auf der Nord- und Südseite gleich. Lediglich am Nordportal, zu dem zwei Steigungen hinunter führen, ist noch erkennbar, dass das Bodenniveau um die Kirche trotz schon erfolgter Tieferlegung noch immer höher als das bauzeitliche ist. Es sind dort seit der Freilegung 1893/94 wieder knapp vier Feldsteinlagen sichtbar (Abb. 36). Der Sockel wird umlaufend mit einem ca. 16 cm hohen Kalksteingesims aus einem Karniesprofil mit Absatz (von oben: Kehle, schmale Stufe und Wulst) abgeschlossen, das auf der Südseite etwa eine Feldsteinschicht tiefer liegt, als auf der Nordseite und Richtung Westen um ca. 10 cm abfällt.[250] Verantwortlich für diese Höhenunterschiede dürften am ehesten unregelmäßige Setzungen sein. Auf den historischen Aufnahmen

[245] Uwe Michas (LDA Berlin) herzlichen Dank für die ausführlichen Telefonauskünfte und die Bereitschaft, sich so gründlich in die Dokumentationsunterlagen zu vertiefen.

[246] Die Gruft gehörte zum Vorgängerbau der Magistratsloge, der 1729 angebauten „neuen Kapelle“. Wegen aufsteigendem Grundwasser wurde sie nur bis 1753 benutzt und durch eine neu angelegte Gruft unter der Sakristei ersetzt. Vgl. LAB, A Rep. 004, Nr. 651, Bl. 5f. – zitiert nach Deiters 2003, B1, S. 5 u. 13.

[247] In der Klosterkirche wurden die nur fundamentbreiten Gräben nachgewiesen. Die untersten Lagen bestanden dort aber aus nur lose verlegten Steinen ohne Verfüllung mit Sand oder ähnlichem.

[248] Michas 2005, S. 111f. und ders. 2007, S. 238f. Michas stellte fest, dass dieses Pfeilerfundament lt. Fotografien der Grabung Reinbachers im Aufbau identisch mit denjenigen des Langhauses der Nikolaikirche sei. Die dort zum Langhaus von um 1460 zählenden Pfeiler ähneln sich also offensichtlich nicht nur oberirdisch, sondern sogar im Fundament.

[249] Freundlicher Hinweis von Uwe Michas.

[250] Den Scanorthometrien nach befindet sich die Unterkante des Gesimses auf der Nordseite im Osten bei etwa 35,90 m ü. NN und fällt Richtung Westen auf rund 35,80 m ü. NN. Auf der Südseite liegt die Unterkante im Osten bei ca. 35,50 m ü. NN und fällt wieder Richtung Westen ab auf 35,30 m ü. NN.

der Zeit vor der großen Restaurierung tritt das Gesims nur noch punktuell in Erscheinung, weil das Bodenniveau des umgebenden Pflasters bis in diese Höhe angewachsen ist (Abb. 37 u. 40). Die vor den Umbauten erfolgte Baubeschreibung Borrmanns bestätigt die Existenz des umlaufenden „einfachen Plinthengesimses aus Sandstein“, das sich von dem des Chores etwas unterscheide (Abb. 38).[251] Da bei der Restaurierung die gesamten Feldsteinbereiche neu verfugt wurden, ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob die heute sichtbaren Gesimsprofile, die eindeutig aus Rüdersdorfer Muschelkalk bestehen, noch mittelalterlichen Ursprungs sind. Der unterschiedliche Verwitterungsgrad der einzelnen Werkstücke und Unterschiede in Farbigkeit und Struktur dürften für einen nur teilweisen Austausch einzelner Profilsteine des 1893/94 frei gelegten Sockels sprechen.[252] Der Widerspruch zu Borrmanns ausdrücklicher Materialangabe Sandstein relativiert sich insofern, als sich alle von ihm als Sandstein angesprochenen und noch erhaltenen Baudetails mittlerweile als Kalkstein erwiesen haben.[253] Sandstein ist hingegen – soweit eine Gesteinsbestimmung erfolgen konnte – bislang immer der Blankensteinschen Restaurierung von 1893/94 zuzuordnen. Neben dem weiter unten interessierenden Westportal, sind dies zum Beispiel die Ecksteine am Sohlbankgesims des Langhauses. Chor und Langhaus werden vollständig von einem Kaffgesims in Sohlbankhöhe umzogen, das um die Strebepfeiler verkröpft. An den Ecken der Strebepfeiler wurden anstatt der Backstein-Gesimssteine Naturwerksteine verbaut. An einer abgebrochenen Kante des Strebepfeilers an der Nordostecke des Langhauses ist ein deutlich gelb geäderter Sandstein erkennbar, ansonsten weisen die Oberflächen mittlerweile die materialtypischen Verschwärzungen auf. Der relativ geringe Verwitterungsgrad und die durchweg noch scharfen Kanten aller Gesimseckstein am Langhaus schließen aus, dass es sich um mittelalterliches Originalmaterial handelt (Abb. 39).[254] Es wurde tatsächlich erst 1893/94 nach dem Vorbild des Chors, wo das Kaffgesims schon auf den ältesten Aufnahmen vorhanden ist und die Ecksteine aus Rüdersdorfer Kalkstein bestehen,[255] an den Langhausfassaden ergänzt. Das Sohlbankgesims am Langhaus gehört damit zu den im Sinne des Zeitgeschmacks betriebenen aufwertenden und vervollständigenden Ausschmückungen des Außenbaus.[256] Bis zum Einbau des nachträglichen Sohlbankgesimses waren die Langhausfassaden oberhalb des Sockelgesimses horizontal nur durch die Zäsur des Wechsels vom Feld- zum Backsteinbau gegliedert (Abb. 40, vgl. auch Abb. 37 u. 166), der an der Südfassade nach vier Feldsteinschichten und an der Nordfassade erst in Sohlbankhöhe erfolgt. In der Nordostecke entspricht das 9 Lagen, die sich ab dem ersten östlichen Joch auf 9,5 und dann auf 10 Lagen erhöhen. Es sind diese relativ sauber gequaderten und geschichteten Natursteinschichten, die wiederholt mit vergleichsweise präzise gearbeitetem spätromanischem oder frühgotischem Feldsteinmauerwerk assoziiert wurden.[257] Borrmann betrachtete die Ausführung des Feldsteinmauerwerks differenziert. Er sah eine sorgfältige

[251] Borrmann 1893, S. 208.

[252] Es gibt homogene, an Sandstein erinnernde Werkstücke, die optisch etwa den nachweislichen Schaumkalken in der Turmhalle entsprechen, aber auch durch Auflösung karbonatischer Bestandsteile stark reliefierte Oberflächen mit deutlich sichtbaren Schichtungen, löchriger Struktur oder versteinerten Einschlüssen.

[253] Aufgrund der außen wie innen früher gefassten Natursteine ist der Irrtum Borrmanns verständlich. Petrografisch untersucht wurden Gesims und Kalksteinstufen im Turmanbau. Vgl. Gutachten Schirrmeister 2011. Für das vollständig in Schlesischem Sandstein ersetzte Westportal ist als ursprüngliches Baumaterial in einer anderen zeitgenössischen Beschreibung Kalkstein überliefert. Da diese Erkenntnisse wiedergibt, die auf der Baustelle unmittelbar während seines Ausbaus gewonnenen wurden, dürfte sie als verlässlicher einzustufen sein, als die aus der bloßen Anschauung des wohl mit Farbschichten überzogenen Portals entstandene Einschätzung Borrmanns. Vgl. George 1893, S. 608.

[254] Für die Bestätigung dieser Einschätzung danke ich Dr. Gerda Schirrmeister.

[255] In Jekosch 1999, S. 59 bzw. 2006 S. 81 ist irrtümlich verallgemeinernd für den gesamten Bau nur der Rüdersdorfer Muschelkalk des Chores angegeben.

[256] Das nachträgliche Gesims „verfälscht“ die tatsächliche Bauzeit des Langhauses, da das außen umlaufende, an den Strebepfeilern verkröpfte Kaffgesims in Sohlbankhöhe nach Sünder-Gaß erst eine Entwicklung des 14. Jahrhunderts darstellt. Vgl. Sünder-Gaß 2000, S. 644, die als frühe Beispiele die ab der Mitte des 14. Jahrhunderts neu errichteten Teile der Marienkirche in Salzwedel und der Stadtpfarrkirche von Gardelegen nennt.

[257] Lübke setzt diese mutmaßlichen Reste eines Vorgängerbaus mit dem Westbau der Nikolaikirche in Beziehung, vgl. Lübke 1861, Sp. 7. Borrmann hält hingegen die Granitbauteile der Nikolaikirche für wesentlich älter, geht aber ebenso von einer Wiederverwendung von Altmaterial aus einem Vorgängerbau aus, Borrmann 1993, S. 207. Von Resten eines Stiftungsbaus sprechen auch Adler 1877, S. 117, Kohte 1922, S. 24, Drescher 1983b, S. 10. und Bekiers 1987, S. 22.

Technik nur im Chor angewandt und beschrieb den Feldsteinunterbau am Langhaus als „von geringerer Ausführung“ und „untermischt mit Ziegelbrocken“, worunter sich Dachsteine befinden würden.[258] Tatsächlich geht der heutige ganz ebenmäßige Eindruck eines reinen Feldsteinmauerwerks auf einen zum Teil großflächigen Steinaustausch und die Neuverfugung von 1893/94 zurück. 1886 war die Nordfassade im Bereich des Feldsteinunterbaus – mit Ausnahme des dritten Jochs von Osten mit dem zugesetzten Nordportal – durch ehemalige oder bestehende Öffnungen „durchlöchert“. Besonders eindruckvoll ist dies an der Außenseite des westlichsten Langhausjochs nachzuvollziehen (vgl. Abb. 40, 41). Auf der Aufnahme von 1886 ist der gesamte Wandabschnitt unterhalb des Langhausfensters unter Aussparung einer segmentbogigen Fensteröffnung in Ziegelmauerwerk ausgeführt (Abb. 40a). Die Baunähte verlaufen schräg von etwas oberhalb der Fensterunterkanten bis zu den Strebepfeilern in Höhe der Zäsur des Materialwechsels. Seitlich des Fensters zeichnet sich eine steile Dachschräge ab, deren First im oberen Drittel der westlichsten Fensterbahn gelegen hat. Da die Steine entlang der Kante 1893/94 ausgetauscht wurden, war die Dachkante vermutlich nicht nur eine Mörtelkante, sondern eine Eintiefung ins Mauerwerk. Auf den sich hier abzeichnenden zum Kirchenschiff durch einen Wanddurchbruch geöffneten jochbreiten Anbau wird in Kapitel 9.1 noch näher eingegangen, weil es Indizien gibt, die für eine Errichtung noch in mittelalterlicher Zeit sprechen. An dieser Stelle interessiert die von Blankenstein veranlasste Rekonstruktion des Mauerwerks, die sich perfekt in das umliegende Originalmauerwerk der Strebepfeiler einpasst. Lediglich die Verwendung von einigen sich hell abzeichnenden und mit deutlich erkennbaren Bearbeitungsspuren versehenen Sandsteinen, besonders in den oberen Lagen, verrät auf den zweiten Blick die Nachträglichkeit des „Feldsteinmauerwerks“ dieses Jochs.

In den östlich folgenden Jochen ist die rekonstruierende Zumauerung nicht mittelalterlicher Öffnungen hingegen am Außenbau praktisch nicht mehr erkennbar. Den Messbildern zufolge gab es neben den offensichtlichen Fenstern mit Segmentbogensturz im vierten und fünften Joch von Osten[259] noch eine zugesetzte, vielleicht ähnliche Fenster(?)-Öffnung im zweiten Joch[260] und im ersten Joch ein östlich des Spitzbogenfensters gelegenes, ebenfalls zugesetztes kleines Rundfenster knapp oberhalb des Pflasters, das vermutlich zu einer Gruft gehörte[261] (Abb. 44). Der Fotovergleich verdeutlicht auch, dass die Erhöhung von 9 zu 10 Natursteinlagen erst 1893/94 mit einer eingefügten, in Joch 1 beginnenden und am Strebepfeiler zwischen dem zweiten und dritten Joch endenden, langsam sich zur normalen Lagenhöhe steigernden Feldsteinlage ausgeglichen wurde. Davor bestand in der Ecke zwischen dem dritten Strebepfeiler und dem dritten Joch von Osten einfach ein Höhenversprung von 9 Lagen am Strebepfeiler zu 10 Lagen an der Wand (Abb. 42, 43).

Auf der Südfassade gibt es ebenfalls keinen Jochabschnitt mehr, in dem das untere Wandmauerwerk „unversehrt“ mittelalterlich wäre. Im Bereich des östlichsten Jochs befanden sich vermutlich Wanddurchbrüche in das nur noch rudimentär vorhandene Grabmal Simon mit zumindest einem noch vorhandenen natursteingerahmten Fenster. Da der Wandbereich durch die außen eingelassenen Natursteinepitaphien großflächig verdeckt wird, ist die Ursprünglichkeit des Mauerwerks zu großen Teilen nicht zu beurteilen. Hier fehlen außerdem Aufnahmen von vor 1893 zum Vergleich. In den

[258] Borrmann 1993, S. 208. Möglicherweise führte diese richtige Beobachtung zu seiner Ansicht, der Chor sei älter als das Langhaus. Mittlerweile weiß man, dass die Abnahme der Präzision in der Steinbearbeitung im Feldsteinmauerwerk keine lineare Entwicklung ist.

[259] Die unterhalb der verkürzten Spitzbogenfenster eingefügten segmentbogigen Fenster im 4. und 5. Joch von Osten wurden 1818 zur Belichtung des Raums unterhalb der neu errichteten Emporeneinbauten eingebrochen. Im Innern konnte 2009 im 4. Joch von Osten die westliche Fensterkante mit den ersten Bogensteinen entlang einer Rissbildung dokumentiert werden. Vgl. Skizze Wunderlich 2008b, Bl. 9.

[260] Für ein derartiges schon vor 1886 geschlossenes Fenster spricht eine segmentbogenförmige Zusetzung aus Ziegelsteinen.

[261] Im Ostteil des Langhauses und im Chor befanden sich mehrere Grüfte, die zum Großteil bereits 1818 zugeschüttet wurden. Beispielsweise werden die Grüfte der Erbbegräbnisse Sparr, Simon und Lüdcke "zur Erweiterung des Platzes am Hohen Altar" mittels "neuen glatten Gewölben dem Fußboden gleichgeschlagen" (LAB, A Rep. 004, Nr. 723, Bl. 146, zitiert nach Deiters 2003, B1, S. 17-19). Deren genaue Anzahl und Lage ist vollkommen unbekannt.

folgenden beiden Jochen mit den Anbauten sind die in Innenräumen liegenden ehemaligen Außenwandflächen verputzt und z. T. durch Einbauschränke nicht einsehbar oder durch Öffnungen durchbrochen. Die Wandpartien zwischen den Strebepfeilern der Joche vier und fünf von Osten wurden 1729 mit jochbreiten Öffnungen versehen, um den Kirchenraum nach Süden zu erweitern. Sie wurden erst im Winter 1946/47 wieder zugemauert.[262] Im westlichsten Joch besteht der neben dem barocken Portaleinbau verbliebene Wandbereich oberhalb des Feldsteinunterbaus aus Mauerwerk von 1893/94, das auch hier eine vermutlich 1818 angelegte Fensteröffnung wieder verschließt (vgl. Abb. 37 u. 45).[263] Der Blick auf die unteren Ostwände ist durch die erwähnten Anbauten verstellt.

Über einigen Strebepfeilern sind in der Dachfläche der Zeit vor dem Umbau 1893/94 Türmchen zu erkennen. Dabei handelt es sich um die Rauchabzüge der 1859 auf Vorschlag von Friedrich August Stüler eingebauten Heizungsanlage aus mehreren Einzelöfen[264] und ihrer 1873 ausgeführten Erweiterung.[265] An der Südseite befanden sich die Schornsteine am 2. und 6. Strebepfeiler von Osten, an der Nordseite am 2., 4. und 6. und jeweils am westlichsten Chorstrebepfeiler. Die Rauchrohre waren von außen als rechteckige Vorsprünge sichtbar in den Winkeln zwischen Strebepfeilern und Außenwänden eingebaut (Abb. 40, 42, 46 und 156). 1893/94 wurden sie wieder entfernt und sind bis heute durch das an diesen Stellen erneuerte Backsteinmauerwerk nachvollziehbar. Im Feldsteinbereich sind die Erneuerungen wieder so gut wie unsichtbar.

Weitgehend originales mittelalterliches Natursteinmauerwerk ist nach Fotovergleich am ehesten an den Strebepfeilern und am dritten Joch von Osten mit dem Nordportal erhalten. Es befindet sich in einer leicht vorspringenden rechteckigen Portalvorlage, die genau in einer Ebene mit dem Sockel liegt. Auf der historischen Aufnahme Abb. 42 ist der ursprüngliche obere Abschluss der Portalvorlage mit dem darüber etwa um zwei Ziegellagen im Vergleich zu den anderen verkürzten Fenster erkennbar.[266] Es scheint eine Rollschicht aus Binderköpfen existiert zu haben. Vielleicht handelte es sich sogar um eine in diesem Joch gesimsartig vorkragende Lage. Klären lässt sich dieses Detail wegen des am Chor orientierten, 1893/94 eingefügten Kaffgesimses leider nicht mehr.

6.3.1 Das Nordportal

Das spitzbogige Feldstein-Stufenportal mit Scheitelstein, d. h. mit in den Scheitelstein eingehauener Bogenspitze, besteht aus Feldsteinen größeren Formats als das Wandmauerwerk. Die in historischen Fotos oberhalb des erhöhten Bodenniveaus sichtbaren Gewändesteine entsprechen den vorhandenen, wodurch der mittelalterliche Ursprung des äußeren Portalbogens nachweisbar ist (Abb. 42, 47). Hinterfragt werden muss aber das Alter der dort nicht sichtbaren beiden inneren Stufen des Portalgewändes, denn sie sind in der Restaurierungsplanung Blankensteins farbig als Neubau gekennzei-

[262] LDA-Archivunterlagen Marienkirche.

[263] Auf den Randdarstellungen in den Plänen von Walther 1737/38 (Abb. 261) oder Seutter um 1745 ist noch kein Fenster erkennbar. Wahrscheinlich gehört es zu den nach Klein 1818 zur besseren Belichtung der Kirche geschaffenen neuen Fenstern. Vgl. Klein 1819, S. 22.

[264] Die Feder-Grundrissskizze der gesamten Kirche und Detailskizze zum Vorschlag Stülers rechnet mit sechs Schornsteinen, die anscheinend nicht sofort verwirklicht wurden. Vgl. ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 18, unpag. (Bl. 137/138) und Spendenaufruf für die Finanzierung der Heizung vom 18. Feb. 1859 mit Nachweis der Ausführung aus dem Jahr 1860 in ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, unpag. Auf dem Panorama Meydenbauers (Abb. 12) mit der Südseite der Kirche von 1868 ist nur ein Schornstein am zweiten Strebepfeiler von Osten nachzuweisen.

[265] In der Aufstellung des Maurermeisters Händly von 1885 über seine seit 1853 für die Kirche ausgeführten Arbeiten heißt es, er hätte 1873, „durch Aufmauern von 6 Stück Schornsteinen [...] dieselbe heizbar gemacht“. ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 339, unpag. Einer der Einzelöfen neben dem Grabmal Hacker wurde um 1886 fotografiert, vgl. Abb. 81.

[266] Das darüber liegende Fenster weist von innen die gleiche, durch abgeschlagene Gesimssteine als original erkennbare Sohlbankhöhe wie die übrigen Fenster auf. Es hatte also ursprünglich mit Sicherheit keine nennenswert erhöhte Brüstung, wie das gegenüber liegende Fenster über dem Südportal.

chnet (Plan 1)! Granitfarbigkeit und Steinbearbeitung sowie -maße lassen dies nicht auf den ersten Blick vermuten, aber es lässt sich nicht abstreiten, dass nur in den beiden inneren Gewändestufen fast marmoriert wirkende, mehrfarbige und teilweise besonders helle Steine eingesetzt wurden. Letztlich verhindern aber im Moment die sehr gut erhaltenen Blankensteinschen Rundstabfugen die Beurteilung des Versatzes.[267]

Festzuhalten ist, dass die unterste Feldsteinlage sich vom Sockel über den Risalit bis in alle drei Gewändeabtreppungen des Portals horizontal durchzieht, ebenso die Kämpferlinie. Zwischen diesen durchgängigen Lagerfugen sind die Gewändesteine jeweils in individueller Größe ausgeführt. Auffällig sind die unten verbauten, besonders großen Feldsteine der Laibungen, die über zwei bis drei Schichten hoch sind. Insgesamt ähnelt das Portal mit diesen Charakteristika und in seiner Proportion dem heute durch Erhöhung des Straßenniveaus „versunkenen“ Westportal der Berliner Nikolaikirche. Dessen innerste Gewändeabtreppung ist interessanter Weise ganz sicher eine Hinzufügung der historistischen Restaurierung, die an der Nikolaikirche schon von 1876 bis 1878, ebenfalls nach Plänen Hermann Blankensteins, durchgeführt wurde (Abb. 49a).[268] Ein Vergleich beider Portale scheint ein weiteres Argument für die Nachträglichkeit der inneren Portalstufen der Marienkirche zu liefern: An der Marienkirche sind die Lagerfugen der einzelnen Stufen stark zueinander versetzt. Im Nikolaikirchenportal sind im Gegensatz dazu nach nur einer aufrecht verbauten Großsteinlage fast sämtliche folgenden Laibungssteine beider Portalstufen lagerecht verbaut, zum Teil sogar lagerecht mit dem angrenzenden Mauerwerk. An der Marienkirche weist aber auch die sicher originale äußere Laibung keine auf gleicher Höhe mit dem Wandmauerwerk liegenden Fugen auf. Es ist daher das gesamte Konstruktionsprinzip beider Portale nicht miteinander zu vergleichen. Das Marienkirchenportal ist in dieser Hinsicht anderen Feldsteinportalen verwandt, z. B. dem ähnlich nicht lagerecht verbauten Gewände des dreistufigen spitzbogigen Feldsteinportals der Franziskaner-Klosterkirche Angermünde (Abb. 49b). Denkt man an das unter Blankenstein an mehreren Stellen so perfekt verbesserte oder zurückrestaurierte Feldsteinmauerwerk, so würde eine Ergänzung der inneren beiden Stufen analog zum Nikolaikirchenportal derselben Einstellung gegenüber dem Bau entsprechen. Denn zum Ideal des präzise gefügten Feldsteinbaus gehören eben als eine der „Leitformen“ die in zahlreichen Beispielen in Brandenburg vorhandenen Stufenportale.[269]

Den Zweifel an der Bauzeitlichkeit schienen zunächst auch die an der Innenraumseite der inneren Gewändestufe angebrachten vier schmiedeeisernen Türangeln zu bestätigen. Letztlich ist aber auch deren Einordnung bislang unklar. Sicher ist nur, dass die mit einfachen Zickzackmustern dekorierten, nur aus horizontal liegenden Ringen ohne Dorn bestehenden Angeln mit den Feldsteinen eingemauert worden sein müssen (Abb. 48). Je zwei kommen in gleicher Gestaltung, aber dort deutlich nachträglich eingefügt, am kleinen Portal zur Wendeltreppe in der Turmwestmauer vor und an der überhaupt erst 1893/94 entstandenen Tür zur kleinen Kammer unter der Emporentreppe. Alle insgesamt acht Angeln könnten daher erst aus dieser Zeit stammen. Dagegen spricht aber, dass die noch fast überall in der Kirche erhaltenen einheitlich konstruierten Eichentüren von 1893/94, mit Ausnahme der genannten drei Beispiele, gleiche aufwändige Schmiedeeisenbeschläge haben. Warum sollten “á la Mittelalter“ ausgeführte neue Beschläge ausgerechnet an untergeordneten oder kaum sichtbaren Stellen eingebaut werden? Auf der Innenseite des wieder geöffneten Nordportals wurde, wie an allen außen liegenden Portalen, ein hölzerner Windfang in neogotischen Formen angebaut, der die Portalinnenseite stark verdunkelt haben musste. Die zur Diskussion stehenden handge-

[267] Die dunkelgraue Oberfläche der Rundstabfugen der beiden inneren Gewändestufen harrt noch einer Erklärung. Spätestens seit dem frühen 20. Jahrhundert ist die in Wandebene nirgends vorhandene, nur oberflächliche Färbung des Mörtels über Fotos nachweisbar und erstreckt sich sogar auf die ergänzten Steinkanten. Dass diese oberflächlichen Merkmale Rückschlüsse auf das Alter der Gewändeabtreppung zulassen, ist allerdings eher unwahrscheinlich. Die Erklärung dürfte eher in unterschiedlichen Bewitterungs-verhältnissen an den mehr oder weniger geschützten Flächen liegen.

[268] Badstübner 1987, S. 66. Die Schwelle lag rund 71 cm unter der neuzeitlichen.

[269] Badstübner 1994, S. 37.

schmiedeten Angeln in Form runder Ösen mit kreisrundem Loch sind am Nordportal heute funktionslos, ob und wie sie ab 1893 in Verwendung waren, ist nicht belegt. In diejenigen im Westteil wurden jedenfalls für deren Verwendung vermutlich 1893/94 nachträglich Dorne zum Einhängen von Türblättern mit Bandrolle an die Löcher angeschmiedet. Es wäre zu überlegen, ob die insgesamt vier im Westanbau verwendeten Schmiedeeisenteile von einem der ursprünglichen Portale stammten. Möglich wäre die Herkunft von dem in unmittelbarer Nähe befindlichen 1893/94 ausgetauschten Westportal. Zu denken wäre aber auch an das Südportal, denn es leuchtet nicht ganz ein, dass die Ausführung von Türangeln zur Zeit der Errichtung des Nordportals Ende des 13. und zur Entstehungszeit des Westportals im 15. Jahrhundert gleich gewesen sein sollte – es sei denn, es wurde dort bereits der Türbeschlag seines Vorgängers wiederverwendet.
Resümierend ist zum jetzigen Forschungsstand daher festzustellen, dass die Bauzeitlichkeit der beiden innen liegenden Stufen des Marienkirchenportals anhand der vorliegenden Indizien noch nicht abschließend zu entscheiden ist.

6.3.2 Material und Mauertechnik

Für einen kleinen Abschnitt der Nordwand, an der Ostseite des dritten Strebepfeilers von Westen, liegt eine Kartierung der vorkommenden Geschiebesteine vor, die exemplarisch über die Herkunft der Feldsteine Auskunft gibt. Demnach handelt es sich um verschiedenste skandinavische Granitarten, Gneisgranite und einzelne nordische Sandsteine, die als Findlinge von den Eismassen der letzten Eiszeit in den Raum Berlin transportiert wurden (vgl. Abb. 27 und 50).[270] In dieser Fläche wurde der im vorhergehenden Kapitel erwähnte einzelne, als Weihwasserbecken interpretierte Feldstein mit vertiefter Oberfläche eingebaut. Vier Lagen unterhalb ist deutlich eine typische Maßnahme der Restaurierung von 1893/94 zu sehen, die das Erscheinungsbild der Feldsteinmauerwerksbereiche erheblich beeinflusst hat. Um ein möglichst gleichmäßiges Fugennetz zu erhalten, wurden an breiten Fugen oder bei unregelmäßigen schrägen Kanten Steine mit eingefärbtem Putz begradigt oder vergrößert (vgl. Abb. 27, 36).[271] Es wurden dafür den unterschiedlichen Steinfarben entsprechend verschieden eingefärbte Mörtel verwendet: rötliche, gelbliche und eher graue, die, mit Kieselsteinzuschlägen versetzt, eine steinähnliche Struktur erhielten. Die angesprochenen Mauerwerksrekonstruktionen und von gewissem Abstand wirksamen Täuschungen abgezogen, ist das mittelalterliche Mauerwerk des Unterbaus aus unterschiedlich großen, an den Sichtflächen annähernd quaderartig behauenen und geglätteten Feldsteinen vorwiegend lagerecht aufgeschichtet. Die Schichtenhöhen sind nur in etwa gleich (25-30 cm hoch), so dass die Lagerfugen eine nicht ganz horizontale schwankende Linie beschreiben. Stärker differieren die Feldsteine in der Länge. Sie reichen von liegenden großen Formaten um ca. 60 cm bis zu ganz schmalen hochrechteckig verbauten von um ca. 10 cm. Es erreicht zwar nicht die Akkuratesse des Mauerwerks der Zinnaer Klosterkirche, kann aber sicher noch als Granitquadermauerwerk bezeichnet werden. Erkenntnissen an ähnlichen Mauerwerken zufolge wird man sich dazu eine Verfugung mit einem weit in die Steinspiegel gestrichenen Mörtel vorstellen können, der mit einem sorgfältigen Bandfugensystem versehen war. Für diese Art der Fugengestaltung wurde in den geglätteten breit aufgetragenen Fugenmörtel zunächst ein Fugennetz aus zwei Linien in etwa 2 cm Abstand eingeritzt, wobei zuerst die horizontalen Lager-, dann die Stoßfugen ausgeführt wurden. Indem man den Mörtel jenseits der Ritzungen mit der schrägen Kellenkante an den Stein zog, blieb die Bandfuge als etwas erhöhter glatter Steg stehen, der zusätzlich mit Kalkweiß optisch gehöht wurde.[272] Ein Nachweis für oder gegen eine derartige Gestaltung wird nach der offensichtlich sorgfältigen Putzabschlagung und der

[270] Geschiebekartierung von Alfons P. Meyer und Angela Ehling in Jekosch 2006, S. 83.

[271] Am nur an einigen Stellen lagerecht gemauerten Feldsteinmauerwerk des Turms war die Technik noch viel einflussreicher für das Erscheinungsbild. Mehrere kleine Steine wurden dort mit eingefärbtem Putz zusammengeschlossen, damit die Illusion eines möglichst lagerechten Verbands aus großen Steinen entsteht.

[272] Die Beschreibung orientiert sich an Burger 1998, S. 16f, der die technologischen Ergebnisse des 1994-97 durchgeführten Modellprojekts zur Erforschung und Erhaltung historischer Putze und Mörtel im Land Brandenburg zusammenfasst.

ebenso sorgfältigen Neuverfugung von 1893/94 kaum noch zu erbringen sein. Das unter der Leitung Blankensteins handwerklich gut ausgeführte Stabfugensystem wurde mit einem gerundeten Fugeneisen erzeugt und ist bis heute über weite Strecken erhalten. Abplatzungen an den mittlerweile mehrfach erneuerten Fugen im Sockelbereich legten an beiden Fassaden sowohl in Stoß- als auch Lagerfugen die Beschreibung Borrmanns bestätigende, als Versetzkeile eingefügte Hohlziegelbruchstücke frei (Abb. 51, vgl. auch Abb. 24, 25).
Der Setzmörtel unter dem in einem eigenen Arbeitsgang aufgetragenen Fugenmörtel unterscheidet sich optisch in allen dem Mittelalter angehörenden Bauphasen kaum, jedoch deutlich von den späteren weichen, sandenden und deutlich dunkleren Mörteln. Der nicht im Labor analysierte bauzeitliche Kalkmörtel ist in der Grundfarbe hell, fast reinweiß, mit meist kleinen Kalkspatzen, die vereinzelt aber auch bis etwa 5 mm Durchmesser haben können. Leicht erkennbar ist er an zahlreichen kleinen dunklen Sprenkeln, die aus der Farbe des zugesetzten Sandes resultieren werden (vgl. Abb. 25, 86).

Durch den vollflächigen Verputz konnte eine Sichtung der Wandinnenseiten des Feldsteinunterbaus nur ausschnittsweise erfolgen. Stichprobenartig angelegte Sondagen und Einblicksmöglichkeiten an vorhandenen Montagelöchern oder an Stellen mit losem Putz ergaben, dass die unteren Wandbereiche an der gesamten Nordseite und den nicht durch Grabmäler verbauten Teilen der Ostwand und an der Ostecke der Südwand zudem von innen verblendet wurden und daher eine flächige Untersuchung des Mauerwerksgefüges dort nicht möglich ist. Die um 1862 aufgebrachte, an der Nordwand vom Fußboden bis etwa zur Kämpferzone des Nordportals (um 2,30 m) reichende „Isolierwand“ besteht aus einer Schicht flach auf der langen Kante liegender, untereinander mit reichlich Mörtel verbundener Dachsteine, die mit Eisennägeln und dazwischen gespanntem Draht am Feldsteinmauerwerk gesichert wurden. Zum Teil ist ein geringer Hohlraum zwischen Mauer und Isolierschicht nachweisbar, der wohl der Hinterlüftung dienen sollte (Abb. 52, vgl. auch Abb. 83).[273] Immerhin konnte für die Nordwand anhand der Montagelöcher der hinter der Verblendung liegende Feldstein mehrfach nachgewiesen werden (Abb. 85, 96). An der einzigen an der Nordseite angelegten Sondage für den Nachweis des Wechsels vom Feldstein- zum Backsteinmauerwerk liegt die Materialgrenze erwartungsgemäß analog zur Außenseite in Höhe der Fensterunterkanten auf 38,80 m ü. NN oder 4,20-4,30 m oberhalb des Fußbodens (Abb. 85).[274] Aber auch auf der Südseite beginnt das Backsteinmauerwerk im Innern im Gegensatz zu außen, zumindest im Ostteil, auf fast gleicher Höhe, nämlich erst bei 4,10 m über dem Fußboden (Abb. 91).[275] Dieser Befund relativiert die Bedeutung der unterschiedlichen Höhe des Übergangs zum Backsteinmauerwerk zwischen Nord- und Südfassade als eine exakte Material- und mögliche Bauphasengrenze.

An der Innenseite der Südwand im westlichsten Joch war ausnahmsweise eine größere zusammenhängende Fläche zeitweilig freigelegt. Aufgrund von massiver Versalzung mussten etwa 6 m^2 Wandputz unmittelbar östlich des dort befindlichen nachträglichen barocken Seitenportals

[273] Die Dachziegel sind ziegelrot, maschinell gepresst, ca. 15-15,5/35,5 cm groß und 1,3 cm dick. Ihre Vorderkante ist flachbogig gerundet. An der Oberseite befinden sich Längsgraten in mindestens zwei verschiedenen Arten: 5 Grate bei 2,5 cm Abstand und 4 breite Grate bei 3 cm Abstand. Sie sind flach liegend übereinander angeordnet ohne bedeutende Verschiebung der Stoßfugen. Sichtbar ist teilweise die Unterseite mit abgeschlagener Nase, teilweise die Oberseite der Ziegelsteine. An der südlichen Ostwand ist die Isolierung wegen darüber eingebauter Epitaphien nur 93 cm hoch und ohne Drahtsicherung. Dort sind fast alle Ziegel mit dem rechteckigen Stempel einer Rathenower Ziegelei versehen („F B RATHENOW“, vgl. Abb. 83). Die Maßnahme ist im Jahresbericht für ausgeführte und noch auszuführende Bauten vom 20. August 1862 unter „Aufführung der Isolierwand“ aufgelistet. (Vgl. ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 338, unpag.).

[274] Die für das neue Hängesystem der Gemälde 2010 ausgeführten Bohrungen bestätigten zum großen Teil das Feldsteinmauerwerk unterhalb dieser Grenze. Leider konnte ohne weiterführende Materialuntersuchungen des an einigen der Bohrungen vorhandenen Ziegelmehls (westlichstes Joch) nicht entschieden werden, ob es sich um einzelne im Mauerwerk eingefügte Backsteine, ein an der jeweiligen Stelle schon homogenes Backsteinmauerwerk oder nachträgliche Ausbesserungen mit Ziegeln handelt.

[275] Der Befund war an zwei Stellen im zweiten südlichen Joch von Osten identisch.

abgenommen werden, wodurch eine Untersuchung und Kartierung der Wandkonstruktion möglich wurde. Das regelmäßige Backsteinmauerwerk beginnt hier bereits in 2,50 – 2,80 m Höhe, gleich oberhalb des Portalkämpfers (Abb. 53 und 54). Das ist wesentlich tiefer als an den erwähnten Befundstellen im Ostteil der Kirche, aber immer noch ca. 1,30 m über dem außen an der Südfassade sichtbaren Materialwechsel. Darunter besteht die Wand aus einem unregelmäßigen, aus sehr verschieden großen Steinen errichteten Feldsteinmauerwerk mit Auszwickelungen und Ausgleichslagen aus Feldsteinstücken, Ziegelbruchstücken und vereinzelten ganzen Ziegeln. Obwohl das Material unregelmäßig ist, lassen sich deutlich etwa 30 cm hohe Schichten ausmachen. Unter dem Ziegelbruch befinden sich zahlreiche Teilstücke von Hohlziegeln, die vermutlich von Mönch-Nonne-Dachdeckungen stammen (vgl. Abb. 25, 26, 53 und 54).[276]

Die unterste Steinlage ist im frei liegenden Bereich fast durchgängig aus auf allen sichtbaren Seiten relativ sorgfältig zu Quadern behauenen Feldsteinen gefügt.[277] Darüber folgt eine rund 30 cm hohe Aufschichtung aus vorwiegend kleineren Feldsteinbruchstücken und weitgehend unbehauenen kleinen runden Findlingen mit ca. 15-20 cm Durchmesser. Die folgende Schicht mit nur etwa 15 cm Höhe enthält wieder mehrere Quader, aber auch einen Backstein-Binderkopf mit den Maßen 90/140 mm und einen Schmauchziegel mit einer Höhe von 87 mm. Nach einer Ausgleichsschicht aus Feldsteinbruchstücken folgen wieder mehrere Lagen mit großen behauenen Feldsteinquadern. Durch den späteren Ausbruch einer Nische und den Durchbruch des barocken Portals sind davon jedoch nur mehr jeweils geringe Bereiche erhalten. Die Steinlagen mit den größten Feldsteinquadern befinden sich interessanterweise erst 173 cm oberhalb des Fußbodens. In dieser Höhe wurde der größte Stein mit maximal 35/40 cm verbaut. Darüber, auf Höhe der unter Blankenstein eingebauten Gewölbekonsolen für die Westempore, folgt eine besser erhaltene Lage mit besonders großen und geradkantigen Steinen in den Maßen 30/40,5 cm 27/23 cm und 30/25,5 cm über der in diesem Joch das regelmäßige Backsteinmauerwerk beginnt. Die Struktur der Wandinnenseite spricht für eine Durchmauerung des gesamten Feldsteinunterbaus in Schichten. Leider ist eine Überprüfung der Übereinstimmung mit den außenseitigen Feldsteinlagen aufgrund der Südanbauten direkt im Bereich der Freilegungsstelle nicht möglich. Es befindet sich aber auf der Außenseite westlich des Barockportals genau auf der Schnittebene des Grundrisses (36,30 ü. NN) eine Lagerfuge, die auch innenseitig östlich des Portals auf gleicher Höhe zu finden ist.[278] Auch stimmen die außen ab dieser Horizontalen abwärts bis zur Schwelle des Portals vorhandenen fünfeinhalb Steinlagen mit der Anzahl der Schichten im untersuchten Wandabschnitt innen überein. Alle genannten Befunde sprechen für ein durchgehend gemauertes Schichtmauerwerk im Gegensatz zum Schalenmauerwerk. Die über größere Strecken verbauten kleinstformatigen Steine der Innenseite könnten kaum eine feste Mauerschale bilden, die für einen Kern aus Mörtelverfüllungen geeignet wäre.[279]

Obwohl dies hier nicht so deutlich sein kann wie im darüber befindlichen Backsteinmauerwerk, ist auch im Feldsteinmauerwerk der ehemaligen Südwestecke die abgebrochene ursprüngliche Westwand erkennbar (Abb. 53). So lässt sich die in der Stärke auffällig variierende Putzschicht mit der darunter besonders unregelmäßig vor- und zurückspringenden Abbruchfläche erklären. In Fußbodennähe scheinen Putzergänzungen nötig geworden zu sein, denn einige der typischen und in den Steinzwischenräumen zahlreich verbauten Dachsteinbruchstücke sind dort sekundär in Gips vermauert. Aufgrund eines nachträglichen Nischeneinbaus, der in den Bereich des Wandabbruchs

[276] Zur genaueren Beschreibung vgl. Kapitel 5 „Der Vorgängerbau“, S. 38.

[277] Die Maße betragen 22,5/21 cm, 25/23 cm, 31/20 cm, 26/22 cm.

[278] In den Scanorthometrisierungen sind ein umlaufender Maßstab und die horizontalen Schnittebenen eingezeichnet. Vgl. Südseite, Joch 6.

[279] Die aus der Erforschung von Feldsteinkirchen im Land Brandenburg im Rahmen eines Modellprojekts gewonnenen Erkenntnisse sprechen für die weite Verbreitung einer in sorgfältigen Schichten ausgeführten Bauweise. Dazu Burger 1998, S. 14. Das Feldsteinmauerwerk des etwa parallel aufgeführten ersten Bauabschnitts der Heiliggeistkapelle in Berlin wurde ebenfalls in horizontalen Schichten von 30-50 cm Stärke hochgeführt. Vgl. Barth 2005b, S. 88.

hineinreicht, ließ sich der Feldstein-Mauerkern auch hier nicht überprüfen. Dies war erst für das darüber befindliche Backsteinmauerwerk möglich.

6.4 Das Backsteinmauerwerk

6.4.1 Material und Mauertechnik

Das oberhalb des Feldstein-Unterbaus einsetzende Backsteinmauerwerk besteht aus hellrotbunten, beigegrünlichen bis orangeroten in rechteckigen Formen hergestellten mittelalterlichen Backsteinen mit deutlichen Quetschfalten und gelegentlichen Abdrücken, wie z. B. Tierpfoten, die während des Trocknungsprozesses zufällig entstanden. Davon setzen sich die angesprochenen Ergänzungen, Rekonstruktionen und der Austausch einzelner Steine von 1893/94 aus einheitlich rot durchgefärbten Nachbränden deutlich ab (Abb. 55). Der hier für den Versatz und die Fugen verwendete Mörtel entspricht dem für das Feldsteinmauerwerk beschriebenen Setzmörtel. Charakteristisch ist seine große Festigkeit, die durch die sorgfältige, mit einigem Druck erfolgte Verdichtung bedingt ist.

Während Mauertechnik und Materialspezifik des Backsteinmauerwerks aufgrund des Verputzes im Innern im Wesentlichen nur an den Fassaden beurteilt werden konnten, gilt für die Mörtelfugen das Gegenteil. Das ursprüngliche Fugenbild hat sich am Außenbau nur noch an geschützten, kaum zugänglichen Bereichen erhalten, wie in den Fenstergewänden des nördlichen Ostfensters oberhalb der Sparrschen Kapelle (vgl. Abb. 55, 56). Die sogenannten Dach- oder Gratfugen wurden nach dem ersten bündigen Abstreichen des überschüssigen Mörtels noch zwei Mal behandelt. Zunächst wurde die Stoßfuge fertig ausgeführt, indem der Mörtel entlang der rechten Fugenkante mit der leicht schräg gehaltenen, flach angelegten Kelle glatt gestrichen und dabei etwas unter die angrenzende Steinkante gedrückt wurde. Dann wurde die Kelle mit der Kante etwa in Fugenmitte angesetzt und nach links mit leichtem Druck über den benachbarten Backstein gezogen. Die linke Fugenhälfte wurde dadurch leicht abgetieft und etwas rau, die rechte blieb geglättet. Bei den anschließend gestrichenen durchgehenden Lagerfugen ist der obere Teil glatt und erhaben und der untere Teil Unebenheiten ausgleichend rau über die Backsteinoberfläche gezogen. Beim zuerst erfolgten Glätten mit der schräg gehaltenen Kelle wurde die Unterkante des oberen Steins leicht unterschnitten. Beim Ansetzen der Kellenkante vor dem Abziehen nach unten wurde zum Teil tief in die Fuge gedrückt, so dass teilweise eine Ritzung entstand. Eine durchgehende zusätzliche Ritzung ist aber nicht zu beobachten.[280] Gelegentlich besteht der Eindruck, es wurde nach dem die obere Steinkante unterschneidenden Glätten auf das Abziehen nach unten verzichtet und stattdessen die Ritzung ausgeführt.[281] Es gibt also ein grundsätzliches System, das in der Ausführung manchmal vereinfacht oder variiert wurde. Parallele Befunde im Innern belegen, dass die Fugen an Wandaußen- und -innenseiten gleichartig behandelt wurden. Charakteristisch ist das sofortige Einsetzen des Fugenstrichs mit der ersten Backsteinlage über dem Feldsteinunterbau, das sowohl auf der Nord- als auch der Südwand im Inneren nachzuweisen war.

Sowohl auf der Nord- als auch der Südwand konnte an mehreren Stellen die Abbruchkante der ehemaligen Westmauer betrachtet werden. Die 107 cm breite Mauer war demnach weitgehend in einem lagerecht über die gesamte Wandstärke durchgemauerten Verband gemauert. Zu sehen war dies während der Baumaßnahmen besonders im Bereich des unteren Wanddrittels an kurzfristig möglichen Einblicken hinter die Westempore von 1893/94. Abb. 57 zeigt den durchgehenden

[280] Der Befund entspricht der Beschreibung von Zahn 2005, S. 30. Nach seiner Beobachtung ist diese Technik im gesamten Mittelalter verbreitet, wird aber in jüngeren Bauten durch eine durchgehende zusätzliche Ritzung bereichert. Diese Aussage wird durch die Befunde im Turm der Marienkirche aus dem 15. Jahrhundert bestätigt.

[281] Nach Beobachtungen Zahns an der St. Georgenkirche in Wismar wurde die Ritzung zum Schluss und immer im geglätteten oberen Bereich der Fuge ausgeführt. Vgl. Zahn 2005, S. 35.

Backsteinverband.[282] Dazu korrespondieren die vom Dach aus frei einsehbaren Mauerkronen der Reste der abgebrochenen Westwand, die beidseitig etwa auf einer Länge von 30 cm vor der Innenwandflucht erhalten geblieben sind. Die Mauerstärke beträgt auf der Nordseite die auch weiter unten gemessenen 107 cm, an der Südseite aber nur 80 cm (Abb. 58). An der ehemaligen Außenseite, etwa an der Einmündung des Eckstrebepfeilers ist jedoch ein etwa 15 cm breiter Vorsprung erkennbar, der auf eine unterhalb durchaus dickere Mauerstärke verweist. Im Vergleich mit den anderen Wänden war aber auch die im Langhaus mehrfach überprüfbare volle Westwandstärke von ungefähr 107 cm deutlich geringer als die der Seitenwände mit um 120 cm und besonders der rund 148 cm dicken Ostwand. Es könnte sich bei dem Verhältnis zwischen Mauerstärke und Backsteinmaßen sogar um einen zumindest teilweise regelmäßigen Verband mit ganzen Formaten handeln, wie es der Einblick hinter die Empore nahe legte. Zumindest würden drei Steinlängen und eine Seinbreite des im unteren Wandbereich verwendeten, im Durchschnitt 29,3/14/9,5 cm großen Formats plus Mörtelfugen sehr genau in eine 107 cm-Wand und vier Steinlängen plus Mörtelfugen in eine 120 cm dicke Wand passen. Knapper verhält es sich mit der Ostwand, bei der bei fünf Längen kaum noch Platz für Mörtelfugen wäre. Im Dach erscheint der Mauerkern zwar überwiegend in Lagen durchgemauert, aber unter Verwendung von vorwiegend gekürzten, wahrscheinlich meist schlecht geratenen oder zerbrochenen Steinen und zum Teil sehr breiten Mörtelfugen.[283] Die nördliche Abbruchkante zeigt in diesem obersten Abschnitt mindestens in jeder dritten Lage durchbindende Schichten, dazwischen aber auch Feldsteine und größere Mörtelverfüllungen im Mauerkern (Abb. 59). Dieser Befund entspricht eher Beobachtungen an der Franziskaner-Klosterkirche in Berlin.[284] Wie auch dort bleibt unklar, inwiefern von einzelnen Mauereinblicken auf die Gesamtkonstruktion zu schließen ist. Die Mauereinblicke im Bereich der Überbauung durch die Blankensteinsche Empore und das Verhältnis von Mauerquerschnitt und Backsteinformaten in den unteren Wandbereichen lassen zumindest die Überlegung zu, dass zu Beginn der Arbeiten in einer sehr sorgfältigen, möglicherweise in jeder Lage durchgemauerten Mauertechnik gearbeitet wurde. Der damit erreichten Qualität könnte oberhalb der Gewölbezone möglicherweise nicht mehr dieselbe statische Bedeutung beigemessen worden sein, wie in der unteren Wandzone oder die Annäherung an das Zweischalenmauerwerk lag schlicht an dem etwas kleineren Format, mit dem der Bau fortgesetzt wurde (vgl. dazu folgendes Kapitel). Allerdings darf bei der Interpretation die Lage der sehr begrenzten vertikalen Einblicksebenen nicht vergessen werden. Im Innenraum liegen sie direkt an einer Gebäudeecke. Für Kanten und Ecken bleibt ein sorgfältiger vollständig aus Ziegeln hergestellter Verband auch im Spätmittelalter, in dem tendenziell nachlässiger gemauert wird, und darüber hinaus, noch selbstverständlich.[285] In diesem Sinne könnte der schon 30 cm von der Ecke entfernte Mauereinblick oberhalb der Gewölbe auch einen Übergang zur Schalentechnik in geraden Wandabschnitten dokumentieren.

6.4.2 Beobachtungen zum Bauablauf an den Fassaden

Farbunterschiede zwischen den Originalbacksteinen ergeben sich einerseits durch unterschiedliche Tönungen des Ausgangsmaterials, unterschiedlich starken Brand mit einzelnen Schmorziegeln, aber

[282] Für den Einbau der Empore Blankensteins wurde weitgehend der Wandputz abgeschlagen und die Abbruchstellen dadurch frei gelegt. Einzelne vorgeblendete Backsteine an tiefen Ausbrüchen beeinträchtigen allerdings eine durchgängige Einsicht auf die Abbruchkante. Unterhalb der Empore ist die Wandabbruchkante im Süden durch das ehemalige Fenster und eine Wandnische darunter gestört. Auf der Nordseite ist die gesamte Unterwand großflächig mit Dachsteinen verblendet (s. o.).

[283] Nach Perlich 2003, S. 100 sind durchgemauerte Wände mit Fehlbränden im Mauerinnern im norddeutschen Raum die Regel. Laut Holst wäre ein selbst aus „guten“ Steinen durchgebundenes Mauerwerk um 1300 aber keine Seltenheit. Dazu Holst 2005b, S. 357.

[284] Breitling 2007, S. 106.

[285] Auf eine Zunahme von Feldstein- und Mörtelfüllungen deuten die bei Perlich angeführten Beispiele des 15. Jahrhunderts (Storchenturm Ziesar und St. Nikolai in Luckau) im Gegensatz zu den mit Backstein durchgemauerten Chornebenkapellen im Kloster Chorin (um 1275), wobei die Autorin selbst nicht auf eine in dieser Hinsicht zeitliche Abfolge der Mauertechnik eingeht. Vgl. Perlich 2007, S. 89.

auch die teilweise abgegangene Brennhaut.[286] Mit Beschädigungen von Ziegeloberflächen und Fugen ist sicherlich auch durch das Abklopfen des vollflächigen Fassadenputzes des 18. und 19. Jahrhunderts im Rahmen der Restaurierung von 1893/94 zu rechnen.[287] Im Untersuchungszeitraum war eine annähernd vollständige Fassadenuntersuchung aus der Nähe nicht möglich. Die folgenden Aussagen stützen sich daher auf die Auswertung von Scanorthometrien,[288] Fotos und die Beobachtung vom Boden aus mit dem Fernglas. Aus relativer Nähe konnte nur der nördliche Teil der Ostwand vom Dach des Sparrschen Anbaus aus betrachtet werden. Zusätzlich kann auf Beobachtungen aus der Untersuchung der Dachräume der Südanbauten im Jahr 2003 zurückgegriffen werden.[289]

Im Originalmauerwerk sind in horizontaler Richtung Farbwechsel erkennbar, die erstens auf die Horizontalbauweise und zweitens auf unterschiedliche Bauabschnitte mit etwas abweichendem Material schließen lassen (Abb. 60, 61, vgl. auch Abb. 29, 41). Etwa in der halben Fensterhöhe der gesamten Nordfassade und nördlichen Ostfassade wechselt das zuerst relativ gleichmäßig hellmatte Backsteinmaterial zu einem tiefer roten Ton. Der Wechsel vollzieht sich nicht in einer einzigen horizontalen Fuge, sondern es zeichnet sich ein Übergang mit abwechselnder Materialverwendung ab. Nach einer nur zwei bis fünf Lagen hohen Schicht in dunklerem Rotton, folgt wieder für sechs Lagen der hellere Stein der unteren Wandpartie. Nach ungefähr ebenso vielen dunkleren Lagen sind ein letztes Mal die hellen Backsteine verbaut, bevor das Mauerwerk mit dem dunkler und tiefer roten Material abschließt. Ab der Kämpferzone der Fenster wirken die Steine in manchen Jochen etwas glatter und glänzender und damit leicht heller, was auf die unterschiedlich gut erhaltenen Oberflächen zurückzuführen ist. Am nördlichen Teil der Ostwand beispielsweise verursachten Abplatzungen der dunklen Brennhaut den Farbunterschied. Ab dem Wechsel von der hellmatten zur dunkleren Färbung setzen sich die Eckformsteine der Fenstergewände durch ihre geglättete Oberfläche stärker vom Mauerwerk mit den Normalsteinen ab. Der Übergangsbereich mit den mehrmals wechselnden Schichten korrespondiert außen mit der Abstufung auf den Strebepfeilervorderseiten und innen mit der Kapitellzone des Gewölbes.

An der Südseite ist die Beurteilung aufgrund der Anbauten besonders im mittleren Fassadenbereich schwieriger. In den recht homogen wirkenden ersten beiden Jochen von Osten zieht sich der an der Nordfassade nur in der oberen Hälfte zu beobachtende deutliche Unterschied zwischen Eckformsteinen und Normalsteinen über die gesamte Fensterhöhe (Abb. 62). Am westlichsten Joch unterbrechen etwa zehn Schichten hellerer, rötlichgelblicher Backsteine im unteren Drittel des Fensters die sonst verwendeten hellrotbunten Backsteine mit einzelnen dunklen Schmorziegeln (vgl. Abb. 45). Die hell sich abzeichnenden Eckformsteine befinden sich hier in der unteren Fassadenhälfte, unterhalb der durch glänzende Backsteinoberflächen gekennzeichneten größeren Austauschfläche. Zu einer sehr deutlich farblich abweichenden Änderung des Materials kommt es in den obersten Schichten des Mauerwerks. Vom westlichsten Joch bis zum 3. Joch von Osten ändert sich im Bereich der Fensterspitzbögen erneut die Ziegeloberfläche. Die Farbe ist nun vorwiegend gelblich (vgl. auch Abb. 69). Der Farbwechsel verläuft fließend. Er beginnt zum Teil bereits oberhalb der Kämpferlinie oder erst in der Mitte der Bögen und in keinem Joch in einer durchgehenden Lage. Die hellen Steine konzentrieren sich zunächst um die Spitzbögen und erst die obersten Lagen (bis zu 10) wurden durchgängig in diesem Material errichtet. Konstant bleiben aber auch hier der Verband und die Geometrie der Fensterbögen mit ihren Formsteinen.

[286] Deutliche Abplatzungen dunkler Oberflächen sind zum Beispiel im westlichsten Joch der Südfassade und im oberen Bereich der nördlichen Ostfassade zu sehen.

[287] Die Messbilder von 1886 zeigen die Reste des „schmutzig grauen Kalks“ mit dem die Kirche „bekleidet“ war (Der Bär 1886/87, S. 107). 1792 ist von Reparaturen an verschiedenen Stellen der Kirche die Rede, die noch vor dem Abputzen zu erledigen seien (LAB, A Rep. 004, Nr. 687, Bl. 156). Unter den Südseitendächern haben sich Reste eines in der Fläche aufgerauten und um die Fenster mit geglätteten Putzquaderungen versehenen Fassadenputzes erhalten, in den Anschlagspuren des Dachs der 1729 angebauten Kapelle einschneiden. Vgl. dazu ASD 2003, Fotodokumentation S. 39.

[288] 3D-Laser-Bestandsaufnahme von Dienstleistung Denkmal mit dem Zoller + Fröhlich Imager 5003 vom Januar 2003.

[289] Vgl. ASD 2003.

Sämtliche Backsteinbereiche des Langhauses sind in Läufer-Läufer-Binder-Verbänden gemauert und ziehen sich lagerecht, d. h. in gleichen Schichthöhen, über sämtliche Wandflächen und Strebepfeiler. Am Außenbau gibt es keine heute sichtbaren größeren zusammenhängenden Backsteinflächen. Die breitesten Wandstreifen zwischen Strebepfeilern und Fenstergewänden betragen maximal 2,55 m und befinden sich jeweils am Ost- und Westende der Längsseiten. Jeweils nach ein bis zwei nebeneinander liegenden Verbandsfiguren folgen daher bereits die Unregelmäßigkeiten, die durch die nahende Ecke oder Kante verursacht sind. An diesen Stellen können drei oder mehr Läufer hintereinander oder ein Läufer auf einen Binder verbaut sein. Zwischendurch gibt es immer wieder Lagen in denen fast nur Binder oder nur Läufer eingesetzt werden. An den schmalen Abschnitten mit erkennbarem regulärem Verband wechseln sich Parallel-Läufer-Läufer-Binder-Verband und Kreuz-Läufer-Läufer-Binder-Verband ab, wobei der Parallel-LLB-Verband mit in jeder zweiten Reihe übereinander angeordneten Bindern eindeutig überwiegt.[290] Während er zum Teil über größere Höhen beibehalten wird, lässt sich der Kreuz-LLB-Verband meist nur über wenige Lagen verfolgen. Auch bei diesem Verband liegen die Binder jeder zweiten Reihe übereinander, jedoch sind die in den dazwischen liegenden Reihen befindlichen Binder einmal nach links, einmal nach rechts verschoben, so dass ein Zickzackmuster entsteht. Beide Varianten des häufig vereinfachend als Märkischer Verband bezeichneten LLB-Verbands wechseln sich innerhalb einer Wandfläche ab und können nicht verschiedenen Bauzeiten zugeordnet werden.[291] Zum Teil ist die Einschiebung einiger Lagen im Kreuz-LLB-Verband durch eine Rüstlochlage begründet, nach der der parallele Verband fortgesetzt wird. Verbandswechsel lassen sich auch an den horizontalen Farbwechseln der Nordfassaden und nördlichen Ostfassade konstatieren. Einheitlich auf allen Fassaden finden sich die regelmäßigen Verbandsmuster immer rechter Hand. Offensichtlich wurde von rechts nach links und rundherum gemauert, denn die Dreiviertelsteine und in beliebiger Breite passend gekürzten Backsteine sind regelmäßig vor den linken Kanten einer Wandfläche eingesetzt. Besonders deutlich zu sehen ist die Baurichtung an den Fenstern, wo der Verband neben der linken Spitzbogenseite überwiegend mit gleich langen Backsteinen beginnt, die an der Anschlussstelle zu den Kantensteinen des Bogens schräg zurecht gehauen wurden.

Die Rüstlochlagen wurden exemplarisch an jeder Fassade in einem bis zwei Jochen genau kartiert. Für die Nordfassade am zweiten Joch von Osten, für die Ostfassade beide Joche, wobei sie am nördlichen im oberen Fassadenbereich unklar geblieben sind, und für die Südfassade am östlichsten und westlichsten Joch. Die einen Binder breiten oder etwas schmaleren Rüstlöcher wurden nachträglich zugesetzt und sind durch Mörtelfugen, die sich von der Umgebung unterscheiden und die meist intensive rote Farbe der für die Zusetzungen verwendeten Backsteine gut erkennbar.[292] Ein zusätzliches Indiz sind beschädigte Kanten von darüber oder darunter verbauten Steinen. Die zwischen den Rüstlochlagen befindlichen Backsteinlagen betragen an der Nord- und nördlichen Ostfassade, sowie dem größten Teil der Südfassade zwischen 8 und 13 Lagen, wobei die Abstände nach oben hin größer werden.[293] In Achsabständen ausgedrückt, entspricht das nur 1 bis 1,50 m. Um eine vernünftige Arbeitshöhe zu erhalten, wurde eine Arbeitsfläche wohl immer erst bei Erreichen der übernächsten Ebene mit Brettern belegt. Die Tiefe der Rüstlöcher ist einerseits durch die Zusetzung, andererseits durch die fehlende Nahuntersuchungsmöglichkeit an den Fassaden derzeit nicht zu ermitteln. Es kann daher an den Fassaden nicht eindeutig beantwortet werden, ob mit „fliegenden“ Auslegergerüsten oder Stangengerüsten gearbeitet wurde. Wahrscheinlich ist von der

[290] Die Bezeichnung der Verbände erfolgt nach Perlich 2003, S. 104-106.

[291] Die gleiche Beobachtung wurde an der Franziskaner-Klosterkirche in Berlin gemacht. Vgl. dazu Breitling 2007, S. 108.

[292] Der Großteil der Zusetzungen erfolgte vermutlich 1893/94, da z. B. auf dem Messbild der Ostansicht an der Fassade regelmäßig hell sich abzeichnende mit Mörtel verfüllte Rüstlocher vorhanden waren. Mit Mörtel und kleinen Steinen verfüllte Rüstlöcher, die mit Kreuz zum leichteren Wiederauffinden markiert wurden, fanden sich 2003 an der Südfassade unterhalb der Dächer der Südanbauten. Vgl. ASD 2003, Aufmaß Joch 4 unter Dach und Wunderlich 2003a.

[293] So folgen jeweils von unten gezählt an der Nordfassade einem Abstand von 8 Steinen, fünfmal 9, zweimal 10 und einmal 11 Zwischenlagen. Im Westteil der Südfassade ist die Abfolge dreimal 9, einmal 10, dreimal 9, einmal 10, einmal 11 Zwischenlagen. Ab etwa Fassadenmitte zeigen die Rüstlöcher der nördlichen Ostfassade 11 bis 12 Zwischenlagen.

im Dachraum an den offen gebliebenen Rüstlöchern der Arkadenwände nachgewiesenen Technik auszugehen. Dort sprechen die Rüstlöcher mit ihrer geringen Tiefe von 15-17 cm eindeutig für die Verwendung von Stangengerüsten.[294] Sie wurden von beiden Seiten der Wand aufgestellt, da die Arkadenwände an den Nord- und Südseiten Rüstlöcher aufweisen, wobei sie an der Nordarkade auf gleicher Höhe liegen, nicht jedoch an der Südarkade.

Ein etwas abweichendes Rüstsystem wurde im südlichen Teil der Ostfassade und in den angrenzenden beiden ersten Jochen der Südfassade angewandt. Dort wechseln ganz geringe Abstände von nur vier bis sechs Schichten zwischen den Rüstlochebenen mit großen Abständen von 10 bis 15 Schichten. Von unten gesehen folgen zweimal hintereinander einem kleinen Abstand zwei große, dann zwei kleine und zwei große Abstände. Die ersten beiden Südjoche weisen darüber hinaus eine Besonderheit auf, die sonst nirgends zu beobachten ist. Jeweils im Scheitel der Spitzbogenfenster war offensichtlich eine Ausgleichslage notwendig. Etwa 1,50 m östlich des Scheitels wurde die von Osten auf die Formsteine im Scheitel zulaufende Lage mit in der Höhe verkleinerten Backsteinen fortgeführt. Kurz vor dem Scheitel wurde auch die darunter befindliche Backsteinlage in geringerer Höhe weiter geführt, bis die beiden zusammen westlich des Scheitels die Höhe der hochkant vermauerten Backsteine erreicht haben, mit denen die beiden Lagen Richtung Westen weiter gemauert wurden (Abb. 63). Insgesamt wurden so von der Südostecke des Langhauses bis zum Strebepfeiler zwischen zweiten und drittem Joch knapp 20 cm der Traufhöhe verringert, die anhand der maßgenauen Scanorthometrien nachmessbar sind. Möglicherweise wurde an diesem Strebepfeiler die Arbeitsrunde um das Gebäude vollendet? Aufgrund der Südanbauten ist der Bereich ohne Gerüst leider nicht befriedigend zu untersuchen, ebenso wie der angrenzende Teil der Ostfassade. Interessant ist aber, dass es im zweiten Joch einen Übergangsbereich der Gerüstlochlagen gibt. D. h. konkret, in der Osthälfte von Joch drei setzen sich die beiden oberen Gerüstlagen des östlichsten Jochs im Abstand von 10 Backsteinschichten fort. Zusätzlich finden sich in der vierten Schicht unterhalb der obersten Gerüstebene weitere Rüstlöcher. Sie liegen genau auf der Ebene der obersten Gerüstebene der westlichen Joche der Südfassade und bilden in der Westhälfte des zweiten Jochs von Süden die allein erkennbare oberste Gerüstebene.

Eine eigentliche Baunaht ist derzeit in diesem Bereich nirgends auszumachen. Die östlichen beiden Joche passen sich etwa ab dem Scheitelbereich der Fenster lediglich einer etwas geringeren Traufhöhe an bzw. geben eine eventuell neu bestimmte geringere Höhe vor. Der Verband und die einzigen analysierbaren stilistischen Merkmale der Fenster und Strebepfeiler deuten auf keine besondere Zäsur oder unterschiedliche Bauauffassung. Am Langhaus der Marienkirche spricht alles für eine Errichtung des gesamten Baus nach einem Plan, aber in Etappen, die sich am deutlichsten durch Farbwechsel im verwendeten Material abzeichnen. Backsteinformate waren in der Untersuchungszeit im untersten Bereich der östlichen Südfassade, vereinzelt von innen an kurzfristig vorhandenen Putzfehlstellen und an den Traufen vom Dach aus messbar. Entsprechend der außen erkennbaren unterschiedlichen Steinfarben gibt es auch leichte Differenzen in den durchschnittlichen Formaten. Die vor allen Dingen an der Südseite von unten gemessenen Backsteine sind durchschnittlich 293/140/95 mm groß, bei hohen Standardabweichungen von +/-8 mm in der Länge, +/-3 mm in der Breite und +/-4 mm in der Höhe. An der nördlichen Ostwand und an der Nordseite scheint der Durchschnitt bei allerdings geringem Stichprobenumfang etwas höher, bei 294/142/96 mm zu liegen.[295] Die Traufmaße der Südseite sind mit 295/142/99 mm im Durchschnitt noch ähnlich, im Gegensatz zu den Traufmaßen der Nordseite mit 286/137/99 mm. Erstaunlicherweise liegen alle diese unterschiedlichen Maße im Vergleich mit den Backsteinen bereits datierter Berliner Bauten zeitlich nicht so weit auseinander und wurden wahrscheinlich innerhalb eines Zeitraums von bis zu

[294] Mit Stangengerüsten wurde zum Beispiel der Westbau der Prämonstratenserkirche Gramzow errichtet. Vgl. Holst 2001, S. 138. Auf beiden Seiten des Mauerwerks angebrachte Auslegergerüste stellte hingegen Breitling für die Franziskaner-Klosterkirche Berlin fest. Vgl. Breitling 2007, S. 109f.

[295] Für beide Seiten liegen an die 100 von innen gemessene Höhenmaße vor.

25 Jahren, zwischen etwa 1295 bis 1310/20 gebrannt, worauf in Zusammenhang mit der Datierung des Langhauses noch detaillierter eingegangen wird. Das Mauerwerk spricht für eine vielleicht nicht sehr zügige aber nach einem Plan erfolgte Errichtung sämtlicher vorhandener Fassadenteile in mehreren Etappen mit sich verändernden Chargen von Backsteinen. Gemauert wurde in horizontalen Schichten, die nicht zwingend umlaufend gewesen sein müssen, jeweils von rechts nach links.

6.5 Fassadengliederung

Zum selben Ergebnis eines relativ einheitlichen Baukörpers führt die Analyse der insgesamt zurückhaltenden reduzierten Bau- und Schmuckformen der Langhausfassaden. Gegenüber dem Granit-Nordportal im dritten Joch von Osten befindet sich auch an der Südfassade ein Spitzbogenportal. Der seit 1818 durch Vorhallen geschützte Eingang aus Backsteinformsteinen liegt nicht nur an verputzten Wandanschlüssen, sondern ist stark überformt und daher nur bedingt zur stilistischen Einordnung tauglich. Immerhin kann es sich um keine vollkommene Neuerfindung Blankensteins handeln, denn Borrmann erwähnt bereits seine vor dem Umbau bestehenden „gegliederten Laibungen“[296], die auf dem zwar etwas naiv anmutenden, aber mit einigen korrekten Details ausgestatteten Aquarell Leopold Ludwig Müllers vereinfacht dargestellt sind (Abb. 64).[297] Die gesamte Oberfläche des kämpferlosen Portalgewändes ist heute mit einer Putzschicht überzogen, rot gefasst und mit einem sorgfältigen weißen Fugennetz bemalt (Abb. 65). Die vorhandene Malfugenfassung wiederholt farblich etwas blasser die charakteristische Gestaltung von 1893/94. Darunter scheinen zart „echte“ Backsteinfugen durch. Ähnlich, d. h. mit einer Überputzung, wurde schon bei der Restaurierung 1818 und dann wieder 1893/94 mit den Langhauspfeilern verfahren, die durch temporäre Logen- und Emporeneinbauten beschädigt gewesen waren. Möglicherweise gehörte das bis 1818 frei von außen zugängliche Portal zu jenen, die durch das Eingravieren von schüsselförmigen Vertiefungen („Schälchen“) oder Rillen bereits stark zerfurcht waren.[298] Die von der Vorhalle aus sichtbare Portallaibung – nicht aber das nachträglich eingefügte Tympanon mit dem segmentbogigen Abschluss – könnte also im Kern tatsächlich noch mittelalterlich sein (Abb. 66). Fraglich ist angesichts des veränderten Bodenniveaus außerhalb der Kirche allerdings die Proportion. Die vorhandenen glatten Schrägsockel sind in jedem Fall jüngeren Datums und vorgesetzt.[299] Unter den verwendeten Formsteinen kommen die beiden mit dem in einer Kehle liegenden Dreiviertelstab und der einfachen Kehle auch am darüber befindlichen Fenster vor. Lediglich der Stein des äußersten Laibungsbogens, der auch für die

[296] Vgl. Borrmann 1893, S. 209.

[297] Das Aquarell aus dem Anhang-Band zu Leopold Ludwig Müllers mehrbändigem Werk „Das ehemalige und ietzige Berlin, dargestellt in Ansichten aus verschiedenen Theilen der Stadt. Theils nach älteren Abbildungen und theils nach eigner Aufnahme“ von 1833 basiert offensichtlich auf den älteren Stichen von Walther (1737, mit späteren, leicht veränderten Versionen) und Seutter um 1745, bei denen der Chor gegenüber dem Langhaus fälschlicherweise nicht eingezogen ist und ein zusätzlicher Strebepfeiler an der Südwestecke dazu erfunden wurde. Müller veränderte lediglich die Perspektive des Westturms, ansonsten staffierte er die Darstellung mit näheren Details, wie dem Fassadenputz mit Quaderungen aus. Der eigenen Anschauung nach ergänzt worden sein dürften neben der Nachbarbebauung, der Vorbau am Totengräberhaus (Anbau ganz im Westen) und der „holzstallähnliche Vorbau“ am westlichen Südportal (so beschrieben anlässlich der Entfernung des Vorbaus und der Zumauerung des Portals Mitte der 1850er Jahre, vgl. LAB, A Rep. 004, Nr. 723, Bl. 52, zitiert nach Deiters 2003). Das gleiche gilt für die Spitzbogenform des östlichen Südportals, die auf den älteren Stichen so nicht überliefert ist.

[298] Am häufigsten wurden diese vermutlich meist durch das Drehen einer Münze erzeugten Vertiefungen nach Holst (2005b, S. 381) an Südportalen ländlicher Kirchen festgestellt. Es handelte sich dabei in der Regel gleichzeitig um Laienportale. Gleiche Gebrauchsspuren kommen auch an Natursteinportalen vor, z. B. am sandsteinernen südlichen Chorportal der Stadtpfarrkirche St. Nikolai in Luckau von um 1380 (sekundär um 1430 eingebaut). Zu dessen Datierung Schumann 2006, S. 15-17. Ebenso am ebenfalls aus Sandstein gehauenen Portal an der polygonalen Vorhalle am Nordquerarm der Marienkirche in Frankfurt/Oder von 1376. Abb. in Gramlich / Bernhard / Cante / Küttner 2002, S. 62. Mögliche Deutungen derartiger Gravuren als Heilmittel oder zur Besiegelung von Verträgen fasste zuletzt Perlich (2007, S. 139-141) zusammen.

[299] Hinter der Vorsetzung könnten aber bereits Schrägsockel bestanden haben. Hier besteht noch Untersuchungsbedarf.

allerdings nachweislich aus Industrieziegeln hergestellte innere Laibungskante eingesetzt wurde, ist singulär unter den insgesamt wenigen im Langhaus verwendeten Formsteinen (vgl. Abb. 99).

Die Spitzbogenfenster sind, mit Ausnahme des eben erwähnten dritten südlichen Jochs von Osten, unter dem sich der Südeingang befindet, außen wie innen in Form einfacher, nach innen sich verschmälernder Schrägen, sogenannter Schielungen, in die Mauerflächen eingeschnitten. Im Vergleich mit den ähnlich einfachen, aber später entstandenen Chor- und Turmfenstern ist die Neigung der Laibungsschrägen deutlich steiler,[300] ebenso steiler ist die Bogenform (vgl. Abb. 67, 68). Die Laibungskanten bestehen durchgängig aus einfachen Kantenformsteinen mit einer langen und einer kurzen gegenläufig abgeschrägten Binderseite.[301] Sie sind systematisch in jeder zweiten Lage versetzt als Läufer und Binder angeordnet. An den Kanten der Spitzbögen sind sie als Binderrollschicht mit keilförmigen Fugen verbaut, wobei die beiden obersten Formsteine im Scheitel sorgfältig behauen „auf Gehrung“ aneinander gefügt wurden. In dem außen wie innen durch ein profiliertes Gewände ausgezeichneten Südfenster im dritten Joch von Osten ist die Laibung ausnahmsweise gestuft (Abb. 69). Für die äußere Laibungskante und die Stufenkante kamen unterschiedliche Formsteine zum Einsatz, die mangels Anschauungsmöglichkeit aus der Nähe nur grob charakterisiert werden können. Der innere bildet an der Kante einen kräftigen, in einer Kehle liegenden Dreiviertelstab aus und der äußere einen Spitzstab mit flankierenden schmalen Halbrundstäben (Abb. 70). Letzterer kann als aufwendigster der sicher originalen Formsteine bezeichnet werden und kommt an keiner anderen Stelle des Baus vor.[302] Hingegen wurde der Dreiviertelstab auch an der inneren vorderen Laibungskante dieses Fensters eingesetzt, die analog zu außen ebenfalls einmal gestuft ist. Für die innere Stufe wurde hier aber ein einfacher gekehlter Formstein eingesetzt, der auch am darunter befindlichen Portal und an der Traufe verwendet wurde (Abb. 99). Da dieses Portal die Brüstungshöhe der Langhausfenster hier überschreitet, ist dieses Fenster auch durch seine höher liegende Sohlbank von den übrigen unterschieden.

Die in gestaffelten Lanzetten endenden dreibahnigen Stabwerke stammen in ihrer jetzigen Form von 1893/94. Gleichzeitig mit den Stabwerken wurde die Verkürzung der Fensterbahnen in einem Blockverband mit völlig exakt übereinander liegenden Fugen gemauert. Die dafür verwendeten Steine sind wesentlich glatter, auffällig maßhaltig und gleichmäßiger in der deutlich röteren Farbe, als das umgebende mittelalterliche Wandmauerwerk. Im Vergleich mit den Vorzustandsmessbildern von 1886 wird der Unterschied zu dem damals verputzten und oberhalb der Sohlbänke ausgewaschenen Mauerwerk der Fensterverkürzung deutlich (vgl. z. B. Abb. 44 und 45). Bei der älteren Ausmauerung waren nur noch die schmalen Vorderkanten der Profilsteine zu sehen. Eindeutig neu aufgemauert worden sein müssen die Ausmauerungen des ersten und letzten Fensters der nördlichen Langhausfassade. Formsteine des Binnenstabwerks in Originallage sind im Langhaus bislang nicht freigelegt worden. Trotzdem ist aufgrund der lichten Weiten der Fenster von um 2,30 m auf der Ostseite, 2,05 m auf der Nordseite und 2,10 m auf der Südseite von schon bauzeitlich dreibahnigen Fenstern auszugehen. Dafür sprechen die für den Chor nachgewiesenen, sogar etwas schmaleren dreibahnigen Fenster und die in den die Fenster verkürzenden Ausmauerungen vor 1893 noch sichtbaren Stabwerkssteine (z. B. Abb. 81). Im Gegensatz dazu sind in der einzigen frühen Kirchendarstellung mit Angabe einer Fenstergliederung nur zwei Bahnen zu erkennen (Abb. 71). Genauso zeigt auch L. L. Müller die Fenster in dem erst 1833 oder etwas davor entstandenen Aquarell (vgl. Abb. 64). Vermutlich bezieht er sich mit diesem Detail auf die erwähnte Randdarstellung Abb. 71 von Schleuen oder einen der anderen Stiche des 18.Jahrhunderts, wie er es auch in der unrichtigen Darstellung des

[300] Laut Aufmaß von Dienstleistung Denkmal betragen die Neigungswinkel der Schielungen im Langhaus etwas über 65°, am Chor aber etwas weniger als 55°.

[301] Aufgrund des Innenputzes war die genaue Form nicht abzunehmen. Der Typ entspricht dem im Westanbau verbauten Kantenformstein oder Stein Nr. h aus der Dominikanerklosterkirche (vgl. Abb. 126).

[302] Eine gewisse Ähnlichkeit, allerdings ohne den flankierenden Stab, haben lediglich die Formsteine der obersten Turmfenster. Das Geschoss stammt aus den letzten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, jedoch sind die Formsteine lt. Dienstleistung Denkmal 2001 nicht mittelalterlich.

Chores tat, dessen Dach nicht vom Langhaus abgestuft ist. Dies verwundert zwar wegen der Hinzufügung von ihm offenbar aus eigener Anschauung bekannten Details, lässt sich aber wohl mit der erklärten Absicht begründen, einen bereits nicht mehr bestehenden Zustand der Kirche der Mitte des 18. Jahrhunderts wiederzugeben, der nach dem Neubau des Turmaufbaus von Langhans 1789/90 und der Restaurierung durch Langerhans 1818 auch für Müller nicht mehr direkt nachvollziehbar war.[303] Es ist daher sicher berechtigt, die Wahrheitstreue der Darstellung dieses Details anzuzweifeln. Die auf den Messbildern der Fassaden vorhandenen Fensterstabwerke zeigen sowohl am Langhaus als auch am Chor dreibahnige Fenster, deren Stabwerksprofil, außer einem glatten Steg an der Vorderseite, leider nicht genauer erkennbar ist.

Das heute vorhandene Profil von 1893/94 besteht im Langhaus aus außen und innen seitlich gekehlten Formsteinen mit einem Steg von 4 cm in der Frontalansicht. Es ähnelt den Befunden originaler Stabwerksteine des später angebauten Chors, auch wenn diese mit 58 mm einen wesentlich breiteren Steg haben (Abb. 165). Interessanterweise wurde im Chor selbst nicht nach dem vorhandenen Vorbild kopiert, sondern stattdessen aufwendigere Dreiviertelstäbe ausgeführt. Reste noch bauzeitlicher Stabwerkformsteine des Langhauses befinden sich überbaut unterhalb der Dächer der Südanbauten. Es sind nur noch seitliche Formsteine zwischen den die Fenster verkürzenden Ausmauerungen erhalten. Laut Untersuchungsbericht sind sie an der Außenseite gefast und haben einen Anschlag, wobei die Fase parallel zur Schräge der Fenstergewände verläuft.[304] Ein zweiter Formstein wurde 2004 beim Austausch von Backsteinen als Hintermauerstein im Mauerkern der Südseite der Sakristei etwa 60 cm über dem Pflaster entdeckt (Abb. 72). Dieser Formstein stammt mit großer Wahrscheinlichkeit von dem beim Anbau der Sakristei im unteren Bereich zugesetzten Langhausfenster. Die Sakristei wurde mit eigener Nordwand errichtet, „die in die ehemalige Fensteröffnung und das umgebende Mauerwerk aus dem 13. Jahrhundert eingebrochen wurde.“[305] Der Stabwerksstein ist auf alle Fälle zweitverwendet, da seine im Bild linke Hälfte großflächig Reste von grauer Fassung aufweist. In der Mitte ist der Glasfalz zu erkennen (langer Pfeil), dem eine kurze gerade Fläche folgt. Nach einer Kante (kurzer Pfeil) soll rechts eine flache Kehle einsetzen.[306] Den in situ jetzt wieder unter Putz liegenden originalen Stabwerksteinen des Chors nach, war die grau gefasste Seite die Innenseite, der Glasfalz und die rechte, vielleicht gekehlte Seite waren nach außen orientiert. Diese Zuordnung widerspricht nicht nur den Befunden unterhalb der Dächer der Südanbauten mit Fase außen, sondern auch einer undatierten Innenaufnahme von vor 1893, in der man eines der seitlichen Stabwerke des entsprechenden Fensters über der Sakristei von innen sieht. Die Verschattung deutet hier auf eine seitliche Kehle an der Innenseite (Abb. 73). Da der sekundär vermauerte Stabwerkstein und das fotografierte, mit großer Wahrscheinlichkeit noch originale Stabwerk vom gleichen Fenster stammen müssten, fragt sich, ob die Lage der Kehle des vermauerten Formsteins eventuell irrtümlich vertauscht angegeben wurde? Solange keine weiteren Befunde vorliegen, kann leider nur gemutmaßt werden, dass entweder zwei Profilformen, nämlich eine gekehlte und eine gefaste, vorlagen oder, dass das Stabwerksprofil innen gekehlt und außen gefast war. Sowohl der wiederverwendete, als auch die noch in situ unter Dach befindlichen Stabwerksteine stimmen in der Höhe überein. Sie waren gleich hoch wie die Normalsteine und konnten daher lagerecht vermauert werden.

Die zumindest innen vorgefundenen Kehlsteine scheinen, eventuell in leicht veränderten Proportionen, als Vorbild für die jetzigen Fenster von 1893/94 gedient zu haben. Die Form der Lanzettbögen wurde allerdings verändert. Sie sind auf den älteren Aufnahmen deutlich steiler und die Scheitel der

[303] Müller wurde laut Autobiographie 1768 in Berlin geboren und trat 1790 in die Akademie der Bildenden Künste ein. Vgl. Lacher 2005, S. 7.

[304] Beschreibung von ASD 2003, Bericht S. 7, Fotodokumentation Bl. 41.

[305] ASD 2003, Fotodokumentation Bl. 4.

[306] Die leichte Kehle wurde in einer aus der Erinnerung erst im Nachhinein angefertigten Skizze nach Fertigstellung der Maßnahmen an der Sakristei neben dem Dokumentationsfoto festgehalten. Am Foto selbst ist sie nicht wirklich erkennbar.

seitlichen Lanzetten waren wesentlich weiter hochgezogen als das in der heute vorhandenen Version Blankensteins der Fall ist (vgl. Abb. 40 u. 46). Da überliefert ist, dass anlässlich der Restaurierung von 1818, bei der sämtliche Fenster neu verglast wurden, mehrere "Zwischenpfeiler" neu gemacht werden mussten,[307] kann umgekehrt geschlossen werden, dass der übrige Anteil der Stabwerke beibehalten wurde. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass die in den Messbildern leider nur aus relativer Fernsicht überlieferten Stabwerke noch im Wesentlichen die mittelalterliche Form aufwiesen.[308] Wenn es so war, hätten sie in der Proportion der Lanzettbögen z. B. den Fenstern der Nikolaikirche in Spandau geähnelt (vgl. Abb. 149 und 223).[309]

Die neben den Fenstern vorhandenen Hauptgliederungselemente des Baus sind die Strebepfeiler, deren Vorderseiten etwa im oberen Drittel der Fenster (in dem Bereich in dem sich an der gesamten Nordfassade allmählich der Wechsel im Backsteinmaterial vollzieht) einmal schräg abgetreppt sind. Die Tiefe der Strebepfeiler verringert sich an der Stelle um einen Läufer. Die schräge Oberseite ist heute mit anderthalb Reihen Mauersteinen abgedeckt, wies aber vor 1893 zum Teil auch eine Deckung mit Dachziegeln auf. Der obere Abschluss der Strebepfeiler war ursprünglich ebenfalls einfach abgeschrägt. Erst seit dem Umbau Blankensteins sind die Vorderfronten mit über den Schrägen aufgesetzten Dreiecksgiebeln bekrönt.[310] Die vier Eckstrebepfeiler sind schräg gestellt. Der nordöstliche wich vor der Restaurierung durch einen geraden satteldachförmigen Abschluss ab, wie ihn auch einige Strebepfeiler des Chors besaßen. Diese Abschlüsse waren allesamt nicht mehr mittelalterlich. In der Detailaufnahme des Nordoststrebepfeilers aus einem der Messbilder sind die dicht an der Wandebene noch mit Abdeckung erhaltene ursprüngliche Schräge und die Baunaht des mit kleineren Ziegeln ausgeführten gerade abschließenden nachträglichen Aufbaus deutlich erkennbar (Abb. 74). Reparaturen von Strebepfeilerabdeckungen waren häufiger nötig, z. B. laut Aufstellung vom 15. Juli 1747[311], im Jahr 1774,[312] am 28. Juli 1792[313], am 3. Juli 1804 an vier Pfeilern der Südseite[314] und am 8. Juni 1870.[315]
Eine Ausnahme bildete der nordwestliche Eckstrebepfeiler. Er endete auf den Aufnahmen vor 1893 unterhalb des ursprünglichen Traufgesimses des Turms. Mit Sicherheit wurde er erst mit oder nach dessen Anbau auf diese Höhe verkürzt, um eine gemeinsame Abdeckung mit guter Wasserableitung herstellen zu können (Abb. 75, 76). Jeweils oberhalb der westlichen Eckstrebepfeiler, etwa in Verlängerung ihrer Mittelachse, ist die vertikale Baunaht erkennbar, an der der Westanbau stumpf gegen das Langhaus stößt. An diesen Stellen gab es im Jahr 2000 auch die Gelegenheit zum Zeichnen der Traufformsteine im Bereich des Westanbaus.[316] In Nahaufnahmen ist erkennbar, dass die Formsteine im Anschluss an die Baunaht die älteren des Langhauses sehr exakt kopieren[317] (Abb. 76). Beide

[307] Klein 1819, S. 22.
[308] Nach Walter Haas sind einfach spitzbogige Endungen ohne jegliches Fenstermaßwerk eine im Backsteingebiet häufige Lösung. Vgl. RDK Bd. VII, Sp. 1300.
[309] Sie müssen mit dem Mauerwerk in den Jahren vor 1368/69d errichtet worden sein. Zur Datierung der Spandauer Nikolaikirche Barth 1999b und 2000.
[310] Einfache schräge Strebepfeilerabdeckungen zeigen auch die Stiche der Kirchensüdseite aus dem 18. Jahrhundert von Walther und Schleuen. George 1894, S. 504 berichtet von der Hinzufügung der Bekrönungen anlässlich der aktuellen Restaurierung.
[311] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, Bl. 90/91.
[312] LAB, A Rep. 004 Nr. 642 Vol. I Bl. 116-117.
[313] LAB, A Rep. 004, Nr. 687, Bl. 156.
[314] Aus Kostengründen wird bevorzugt, "solche mit einem blechernen Dache bedecken zu lassen, wie dieses schon bei einigen dieser Pfeiler mit Nutzen geschehen ist." Maurerarbeiten wären wegen der aufwändigen Rüstung zu teuer. Der Schieferdecker Bormann solle die Reparatur übernehmen. Es würden Holzdeckel („hölzerne Futter“) gefertigt, die mit Blech beschlagen und angestrichen werden sollen. Trotz der Zimmermanns-, Klempner- und Malerarbeit, sei diese Variante billiger als der Maurer. ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 28, Bl. 31.
[315] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 339, unpag.
[316] Die im Maßstab 1:1 ausgeführten Profildarstellungen sind Teil der Turmfassadenuntersuchung von Dienstleistung Denkmal 2001.
[317] Dafür, dass es sich tatsächlich um Kopien und nicht um eine gleichzeitig ausgeführte Traufe handelt, sprechen Ziegelstempel, die nur im angebauten Teil auf der Nordseite zu beobachten sind.

Bauteile besitzen das gleiche Traufgesims aus drei Rolllagen auskragender Formsteine: zwischen zwei Kehlsteinschichten liegt eine Schicht mit Wulstprofil zwischen Kerbe und senkrechtem Steg. (Abb. 77).[318] Die verwendeten Kehlsteine entsprechen denen am Fenster über dem Südportal. Oberhalb der Profilierung befindet sich ein zirka 45-50 cm breiter glatter Putzfries, der seit der Dacheindeckung 1987 von der weiter nach unten versetzten Regenrinne verdeckt wird.

6.5.1 Fassadenfassung

Hell geputzte Flächen, wie der erwähnte Trauffries, bildeten sicher eines der Elemente der Fassadengestaltung der Marienkirche.[319] Blankenstein rekonstruierte 1893/94 eine Bemalung aufgrund von Analogiebeispielen, von der heute nichts mehr erkennbar ist (Abb. 78).[320] Über vor Ort ermittelte mittelalterliche Fassungsbefunde auf dem Fries ist bislang nichts bekannt. Ähnlich verhält es sich mit den verputzten Bogenlaibungen der einfachen schrägen Fenstergewände. Bei der Herstellung der nach innen sich verjüngenden schrägen Krümmung wurden in der Regel keilförmig zurecht gehauene oder Bruchstücke von Backsteinen verwendet. Zur Kaschierung dieser Unregelmäßigkeit im Verband wurden die Bogenflächen meist verputzt.[321] Auf den Messbildern sind die bei glatten geschielten Laibungen typischen, etwas von der Kante zurück gesetzten Putzflächen der Spitzbögen trotz der Überputzung an einigen Fenstern noch gut erkennbar. Eine Bemalung, wie sie seit der Erneuerung unter der Regie Blankenstein vorhanden ist, lässt sich darüber selbstverständlich nicht nachweisen (Abb. 79). Bei der vorhandenen Ornamentierung ist wieder mit Neuerfindungen nach Analogiebeispielen zu rechnen (vgl. Abb. 62, 63). Die rote Farbigkeit stützt sich unter Umständen sogar auf vor Ort erhobene Befunde, die zumindest im Innenraum noch in kleinsten Resten nachweisbar waren.[322]

Die wechselnden Backsteinformate in unterschiedlichen Farben und der sich immer wieder ändernde Verband legen nahe, dass das Mauerwerk nicht als Sichtmauerwerk konzipiert war. Über die ehemaligen geputzten Bogenlaibungen und den Putzfries hinaus sind mangels fehlender Fassungsuntersuchung an den Fassaden über die mittelalterliche Oberflächengestaltung bisher kaum Aussagen zu machen. Reste einer roten Färbung wurden 2003 im Dachraum über der Sakristei an der Südfassade entdeckt.[323] Leicht rötliche unter der oberflächlichen Verschmutzung hervorscheinende Schimmer an der Ostfassade oberhalb des Sparrschen Anbaus harren einer eingehenderen Analyse (vgl. Abb. 55). Erste kleine restauratorisch erhobene Befunde liegen nur für die eigentlich nicht mehr vorhandene Westfassade vor. Bei der Untersuchung der Baunähte zwischen Langhaus und Westanbau waren sowohl im Norden als auch im Süden jeweils einige Zentimeter der ehemaligen bewitterten westlichen Außenwand, gegen die das Mauerwerk des Westanbaus stumpf gesetzt wurde, einzusehen. An beiden Stellen wurde die Oberfläche restauratorisch untersucht. Übereinstimmend wurden im Dünnschliff nachweisbare Reste einer sehr dünn aufgetragenen grauen Farbfassung an der ehemaligen Westfassade gefunden.[324] Da sich der Befund an der Südseite etwa 4 m oberhalb des Fußbodens und der an der Nordseite oberhalb der Kämpferzone der Fenster befand, war das Grau offenbar nicht auf einen einzelnen Fries beschränkt, sondern über der Westfassade verteilt (Abb. 80). Die Befund-

[318] Vor allen Dingen an der Südfassade wurden 1967/68 zahlreiche Traufsteine ausgetauscht. Im September 1967 lieferten dazu die Marwitzer Werkstätten von Hedwig Bollhagen 158 Stück Wulst- und 304 Stück Kehlsteine nach ausgebauten Vorbildern. LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Mappe Marienkirche 1963-1970, Bl. 15.

[319] Geputzte Gesimsfriese sind ab der 2. Hälfte des 13. bis ins 15. Jahrhundert ein Markenzeichen von Backsteinarchitektur „als ob Gesims ohne Putzband unvorstellbar wäre." Vgl. Raue 2008, S. 49.

[320] Solcher Schmuck sei nach einer Randnotiz von Konservator Persius im Genehmigungsschreiben der Königlichen Ministerial-Bau-Kommission vom 13. April 1892 zu den geplanten Baumaßnahmen an der Marienkirche „an vielen mittelalterlichen Kirchen nachweisbar und würde neuerdings in Breslau, an der Maria Magdalenen- und der Elisabethkirche wiederhergestellt". ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 59-64.

[321] Zur Beschreibung der Mauertechnik vgl. Perlich 2007, S. 112f.

[322] Vgl. Kapitel 6.6.5 „Innenraumfassungen", S. 72.

[323] ASD 2003, Fotodokumentation Bl. 5.

[324] Wunderlich 2010c, S. II und S. 6.

stelle an der ehemaligen Nordecke der Westwand umfasste vier Backsteinlagen mit gut erhaltenen Lagerfugen. Wie zu erwarten, waren sie ebenfalls als Dach- oder Gratfugen ausgeführt. Nur die untere der drei sichtbaren Fugen wies darüber hinaus eine deutliche scharfe Ritzung auf. Aufgrund der fehlenden vertiefenden Untersuchungsmöglichkeiten bleibt folgende Überlegung im Moment nur ein Gedankenspiel zu diesem Einzelbefund in Verbindung mit den grauen Farbspuren: Möglicherweise hat man mit einer die tatsächliche Fugenanzahl negierenden Gestaltung zu rechnen, bei der größere, durch die Ritzung angegebene Quader in größerem Werksteinformat suggeriert werden sollten.[325]

6.6 Der Innenraum

6.6.1 Fußboden

Jacob Schmidt überliefert in seinen Berlinischen Merk- und Denkwürdigkeiten über die eben durchgeführten Umbauarbeiten von 1729 u. a. auch die Erhöhung des Fußbodenniveaus und die Entfernung von Grabplatten aus dem Fußboden.[326] Knapp hundert Jahre später wird von dem an vielen Stellen des Schiffes „gesunkenen Pflaster“ berichtet,[327] das bei der Neugestaltung des Innenraums von 1818 zur Verfüllung von Grüften und einer weiteren Anhebung des Fußbodens führte.[328] Anschließend wurde der Boden mit *Rathenauer* (Rathenower) Platten gepflastert[329] (Abb. 81). Die Innenaufnahmen vor 1893 zeigen nicht nur diese quadratischen Ziegelplatten, sondern auch das angehobene Niveau mit den eingesunken wirkenden Pfeilern. Im Vergleich führen heute, d. h. seit nach 1893/94 (Abb. 82) anstatt nur einer, zwei Stufen in die Sakristei. Zusätzlich zu den Anläufen der Pfeilerschäfte sieht man seitdem wieder die glatte kreisrunde Pfeilerbasis. Während der letzten Sanierungsarbeiten bestätigte der Befund von zwei Schichten abgeschlagener, nicht mittelalterlicher Ziegel direkt oberhalb des Fußbodens an der Südostecke die in nachmittelalterlicher Zeit erfolgte Erhöhung und darauf folgende Tieferlegung, die hier zwischen 15 und 20 cm betragen haben muss (Abb. 83). In der Nordwestecke hingegen beginnt die unter der Dachziegel-Isolierschicht von 1862 erhaltene Fassung bereits ab 8 cm oberhalb des jetzigen Blankenstein-Fußbodens, der im Langhaus auf 34,58 m ü. NN liegt (Abb. 84).[330] Diese bisherigen Befunde sagen allerdings noch nichts Konkretes über das ursprüngliche mittelalterliche Fußbodenniveau des Langhauses aus. Der während der eigenen Untersuchungskampagne ermittelbare einzige eindeutige Beleg zum originalen Fußbodenniveau der Kirche befindet sich im Südteil der Turmhalle und stimmt dort mit dem ohne Höhenversprung zwischen Vorhalle und Schiff ausgeführten (ebenfalls auf 34,58 m ü. NN liegenden) Fliesenbelag von 1893/94 überein.[331] Daraus könnte man schließen, Blankenstein orientierte sich grund-

[325] Farbig ausgeführt kommt Quadermalerei in Lübeck ab gegen 1300 vor, ist aber für Außenwände nicht gesichert. Siehe Holst 2005a, S. 20.

[326] Schmidt decas III, S. 29: "Anno 1729, da man die S. Marien-Kirche inwendig zu erhöhen angefangen, sind unterschiedliche Grab-Steine ausgehoben worden, die aber alle verdorben und ausgetreten, [...]".

[327] Klein 1819 S. 18f.

[328] Beschreibung der geplanten Maßnahmen durch den leitenden Architekten Stadtbaurat Friedrich Wilhelm Langerhans vom März 1818. LAB, A Rep. 004, Nr. 722 und LAB, A Rep. 004, Nr. 723, Bl. 146, zitiert nach Deiters B1, S. 17-19.

[329] LAB, A Rep. 004, Nr. 722, zitiert nach Deiters B1, S. 17-19 und Klein 1819, S. 23.

[330] Der Befund wurde genau in der Ecke zwischen der Nordwand und dem ersten Turmpfeiler, ca. 2,5 cm hinter der jetzigen Wandebene auf einer ca. 17 cm hohen und wenige Zentimeter breiten Befundstelle erhoben. Die direkt unter der Dachziegelschicht sichtbare kräftig dunkelrosa Fassung gehört zur Restaurierung von 1818. Sie endet oberhalb von nur noch vergleichsweise blass erhaltenen älteren Fassungen von denen sie durch eine Putzschicht getrennt ist. Die untersten Fassungen reichen bis 8 cm über OKF und bestätigen das vor 1818 noch etwas tiefer gelegene Fußbodenniveau.

[331] Vgl. dazu Kapitel 8.1.6 „Die Turmhalle und westliche Verlängerung des Kirchenschiffs“, S. 148f. und Abb. 246. Der Fußbodenbelag von 1893/94 besteht aus roten und gebrochen weißen Fliesen, die übereck im Schachbrettmuster verlegt wurden und schwarzen Randfliesen. Das Muster wird nur durch parallel zu den Außenwänden verlegte Eisengussplatten als Lüftungsgitter für die ebenfalls 1893/94 angelegte zentrale Warmluftheizung unterbrochen. Die Planungen nach 1945 sahen die Ersetzung des abwertend als „Küchenfliesen“ bezeichneten Belags durch handgestrichene Tonplatten

sätzlich am ursprünglichen, während seiner Baumaßnahmen erkennbaren Fußbodenniveau. Ein Pfeilerbefund legt aber nahe, dass das Fußbodenniveau im Osten bzw. im gesamten Langhaus etwas tiefer lag. An dem 2004 teilweise frei gelegten zweitöstlichsten Freipfeiler der Südseite springt die oberste Stufe der Fundamentierung etwa 22 cm unter Fußbodenniveau etwa 20 cm vor (vgl. Pfeil in Abb. 22). Die geglättete Stufenoberseite gibt wahrscheinlich den bauzeitlichen Laufhorizont an. Die unter der Werksteinbasis des Pfeilers gemauerten Backsteinlagen erschienen jedenfalls sauber gemauert und könnten „auf Sicht" angelegt gewesen sein.[332]

6.6.2 Wandaufriss

Anders als die Außenflächen blieben die Wandinnenseiten bei der Restaurierung 1893/94 verputzt bzw. wurden neu verputzt.[333] Einblicke auf und in das Mauerwerk konnten daher nur punktuell im Vorfeld der Putzsanierung 2009/2010 erfolgen. Trotz der nur eingeschränkten Untersuchungsmöglichkeiten lassen sich die Befunde auch hier in einem schlüssigen Konzept interpretieren.

Unterhalb der Fenster waren die Wandflächen demnach ungegliedert, bis auf die Wandöffnungen der Portale im dritten Joch von Osten. Eine gewisse Oberflächenstruktur der Wand muss darüber hinaus das Relief des laut Befunden nicht vollflächig verputzten Feldsteinunterbaus ergeben haben. Die Innenseite des Feldstein-Stufenportals der Nordseite hat erst seit der Innenrenovierung von 1969/70 ein leicht spitzbogiges geputztes Gewände.[334] In mittelalterlicher Zeit verlief die innere Öffnungskante weiter oben, wie sich vor der Innenraumsanierung durch leichte Rissbildungen im Putz andeutete (Abb. 85). Drei Befundöffnungen zeigten einen aus Ziegelsteinen gemauerten Rund- oder Segmentbogen, dessen genaue Verlaufsform mit den wenigen Befundöffnungen und den Störungen im unteren Bereich durch spätere Maßnahmen nicht eindeutig zu bestimmen war. Der Bogen besteht aus sauber und glatt verfugten Bindern und Läufern mittelalterlicher Mauersteine, die mit dem umliegenden Mauerwerk verzahnt sind.

Der Übergang zum Backsteinverband liegt hier auf der Nordseite bei maximal 4,30 m oberhalb des Fußbodens, d. h. die Fensterbrüstungen befinden sich gerade noch innerhalb des bis auf das Nordportal ungegliederten Feldsteinbereichs. Abgeschlagene Binderköpfe an allen stichprobenartig untersuchten Fensterunterkanten, nicht jedoch an den dazwischen liegenden Wandflächen, sprechen für ursprünglich vorkragende Sohlbänke aus Backstein, die sich nicht als umlaufendes Gesims über die Wand zogen (Abb. 86). Eine Profilform ist leider an keiner Befundstelle mehr

vor. Vgl. ELAB, St. Nikolai/St. Marien Berlin-Mitte, Rep. II, Sign. 145. Wie einige andere Rückbauvorhaben wurde die Planung vermutlich aus Kostengründen nicht umgesetzt.

[332] Freundlicher Hinweis von Uwe Michas, LDA Berlin.

[333] Der alte Putz sollte abgeklopft werden, um entsprechende Befunde als Vorlagen freizulegen. Diese Vorgabe aus dem Genehmigungsschreiben der Königlichen Ministerial-Bau-Kommission zu den geplanten Baumaßnahmen vom 13. 4. 1892 (ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 59-64) wurde über große Flächen sehr gewissenhaft erfüllt. Zumeist liegt der Putz von 1893/94 direkt auf der nur lasierten Backsteinoberfläche.

[334] Die Veränderung dahin erfolgte in zwei Stufen. 1893/94 wurde in den mittelalterlichen Bogen in Höhe des jetzigen Scheitels der inneren Türlaibung (326 cm OKF) ein T-Träger mit einer Flanschbreite von 8 cm und einer Höhe von ca. 8 cm eingefügt und der Bogenbereich darüber mit hellorangen porösen Ziegelsteinen ausgefüllt. Es handelt sich um dieselben porösen Gewölbesteine mit dem Prägestempel „MULDENSTEINER WERKE" aus der die Gewölbe der Westempore und der Südanbauten von 1893/94 gemauert sind (zu Südanbauten vgl. ASD 2003, Fotodokumentation Bl. 28). Grund für das Einziehen des Trägers könnten die offenbar wiederkehrenden Rissbildungen in der Fenstersohlbank des darüber liegenden Fensters gewesen sein. Möglicherweise verstärkten sich Risse nach der unter Blankenstein vorgenommenen Öffnung des bis dahin zugemauerten Portals. Die seitlichen Laibungskanten wurden senkrecht nach oben bis zum Träger hochgezogen und in dem typischen Blankensteinschen Grüngrau gefasst. An die ungewöhnlich erscheinende rechteckige Öffnung war ein Windfang angebaut, der anlässlich der Neufassung des Innenraums 1969 abgerissen wurde. Die rechteckige Portalnische wurde bei diesem Anlass durch Abkofferung der Ecken in die heutige leicht spitzbogige Form gebracht. Dazu wurden Bewehrungsstähle eingefügt, die mit einem verzinkten Drahtgeflecht als Träger für eine stark gipshaltige Putzlage überzogen sind.

erhalten. Abgesehen vom Materialwechsel nach einer teilweise eingefügten flachen Backstein-Ausgleichslage ist keine Mörtelfuge oder ein anderer Hinweis erkennbar, der auf eine horizontale Baufuge zwischen Feld- und Backsteinmauerwerk schließen lassen würde.

Auf Höhe knapp unterhalb der Sohlbanksteine setzt das neben den Fenstereinschnitten einzige weitere Wandgliederungselement ein: Es handelt sich um schlanke Dienste in Form eines Dreiviertelstabs, die im Bereich der Sohlbankhöhe aus der Wandfläche „hervorwachsen“. An mehreren Befundstellen der Nordwand zeigte sich, dass sie auf dieser Seite nicht zum originalen Mauerverband gehören. Anders als die Dienste der Südwand, beginnen diejenigen der Nordwand mit einem Formstein. Eine Binderseite des aus einem Normalstein entwickelten Formsteins ist wie bei den übrigen Dienstformsteinen als Dreiviertelstab mit ca. 130 mm Durchmesser ausgebildet, jedoch läuft der Stab an der Unterseite leicht spitz aus (Abb. 87).[335] Einer der Belege für den nachträglichen Einbau ist der Fugenmörtel um diesen Stein, der kein Originalmörtel ist. Der folgende Dienstformstein darüber bindet nicht in die Wand ein, sondern wurde mit abgeschlagener Rückseite und reichlich Mörtel vorgesetzt. Eine Befundöffnung am oberen Dienstende erbrachte den gleichen Befund: der oberste und der dritte Formstein von oben haben eine abgeschlagene Hinterseite und sind mit Mörtel vor einen Läufer gesetzt. Die Farbschichten auf den Läufern, die aus mindestens zwei, eher drei Weißfassungen bestehen, laufen hinter den aufgesetzten Dienststeinen durch. Der zweite Formstein von oben bindet ins Mauerwerk als Binder ein, ist jedoch eindeutig nachträglich eingefügt. Der umgebende Mörtel unterscheidet sich vom Fugenmörtel der Wand und es gibt eine deutliche Baunaht an den Fugenkanten. Der angrenzende Originalbackstein des mittelalterlichen Ziegelmauerwerks ist an der Seite des nachträglich eingebauten Binder-Formsteins abgeschlagen. Der gesamte Dienst ist eindeutig erst zur Angleichung an die schon bauzeitlich eingefügten Dienste der Südwand nachträglich eingefügt worden. Der genaue Zeitpunkt der Einfügung konnte aus Zeitmangel nicht abschließend geklärt werden. Der Mörtel ist aber hier eindeutig nachmittelalterlich (Abb. 88).[336] Möglicherweise handelt es sich aber bei diesem Dienst bereits um eine Ersetzung eines früher schon vorhandenen Dienstes. Denkbarer Grund wären Beschädigungen, die z. B. durch Emporeneinbauten zustande gekommen sein könnten, wie sie in den Berichten von 1818 für die Pfeiler belegt sind.[337]

Zu solchen Überlegungen gibt der andere eingehend untersuchte Dienst in der Nordostecke Anlass. Er wurde zwar auch erst eindeutig nachträglich nach einigen Malschichten angebracht, allerdings mit einem in Aussehen und harter Konsistenz noch mittelalterlichem Mörtel (Abb. 89). Er hat, wie der gegenüber in der Südostecke befindliche Dienst, keine Anbindung an die Ostwand, sondern hält zu ihr einen Abstand von etwa 1 cm (Abb. 90). Die östlichsten Dienste sitzen also nicht genau in den Ecken, sondern gehören noch zu den Längswänden. Das untere Ende des Dienstes der Nordseite ist nicht einzusehen, da es vom um 1630 geschaffenen Grabmal Röbel verbaut wurde. Hinter dem vor die Ostwand gesetzten Wandaufbau des Grabmals haben sich im Unterschied zu den frei liegenden Wandflächen ältere, auf einem ersten Putz liegende Fassungen hervorragend erhalten.[338]

[335] Es wurde sicherheitshalber überprüft, ob die Dienste weiter nach unten geführt waren. Das Mauerwerk darunter ist jedoch völlig frei von Abschlagungsspuren.

[336] Auffällig ist die äußerst glatte Oberfläche und die dunkelrote Farbe der Dienstformsteine. Der verwendete Mörtel ist feinkörniger als der mittelalterliche und ohne die typischen dunklen Sandkörner. Auffällig sind hingegen große Kalkspatzen und Holzspäne als Zuschlag. Dieser Mörtel ist identisch mit dem östlich des Dienstes befindlichen Wandmörtel. Auf diesem ist unter der Blankensteinfassung ein gelblich abgetöntes Weiß mit roten Spritzern vorhanden. Eindeutig datierbar ist hingegen der Einbau des Wanddienstes zwischen viertem und fünftem Joch von Osten. Er wurde anlässlich der Neufassung des Innenraums 1893/94 wieder ergänzt, da er, um für das hinter dem ursprünglichen Standort der Barockkanzel aufgemalte Wandgemälde Bernhard Rhodes Platz zu schaffen, abgeschlagen worden war. Nach Borrmann 1893, S. 212, wurde das Wandbild "Apostel Paulus predigt in Athen" 1775 ausgeführt. Das untere Ende des Dienstes besteht hier aus einem betonähnlichen Material. Vgl. dazu Wunderlich 2007c, S. 25.

[337] Klein 1819, S. 19.

[338] Ein ähnlicher Befund wurde an der südlichen Ostwand gemacht. Dort läuft Putz mit Malerei hinter das Grabmal Lüdcke. Der Putz war bis zu den Dienstanläufen nachweisbar.

Auf den Backsteinflächen ist als oberste Schicht auf beiden Wänden eine starke Verschwärzung sichtbar – ob sie von einem Brand hervorgerufen wurde oder auf die Gebrauchsspuren des Kerzenlichts zurückzuführen ist, ist offen. Über der verschwärzten Backsteinfläche folgt ein zirka ½ cm dicker Putz mit einer vermutlich weißen Grundierung auf der ein heller, gelblich weißer Grundton mit rötlichen mutmaßlichen Malereispuren liegt. Die Oberfläche dieser Malschicht ist grau patiniert und wird von einer Fassung aus einem gebrochenen, gelblichen Weiß überdeckt. Diese wurde später beim Einbau des Dienstes mit einer Mörtelschlämme überzogen. Bis zum Einbau des Grabmals um 1630 lassen sich noch zwei Schichten nachweisen: Ein Weiß als Untermalung für eine relativ dunkle graue Lasur und wieder Weiß.[339] Diese Fassungsabfolge spricht mit der zum Einbau verwendeten Mörtelqualität dafür, dass die Angleichung der Nord- an die Südwand durch Einfügung von Wanddiensten ab etwa Sohlbankhöhe noch im Spätmittelalter stattfand. In der ersten Bauphase war die Gestaltung des Langhauses laut Befundlage aber asymmetrisch, analog zu dem auf unterschiedlicher Höhe stattfindenden Baumaterialwechsel an den Fassaden.

Auf der inneren Südwand endet das Feldsteinmischmauerwerk mit bis zu 4,10 m oberhalb des Fußbodens an manchen Stellen nur 10-20 cm weiter unten als auf der Nordwand. Dieser geringe Unterschied hält aber die Grenze zwischen Feldstein-Ziegel-Mauerwerk und Backsteinsichtmauerwerk immer unterhalb der Fensterunterkanten. Auf der Südwand konnte daher in Sohlbankhöhe ein Gesims, bestehend aus einer Binderrollschicht aus Formsteinen, eingefügt werden. Über die gesamte Südwand kann es allerdings nicht durchgelaufen sein, da der Scheitel des Südportals oberhalb des Sohlbankgesimses liegt und sich die Fensterbrüstung in diesem Joch etwa 2 m höher befindet als an den übrigen Fenstern. Die 1893/94 angebrachte Kaiserloge überschneidet die Unterkante des Fensters und überspielt gleichzeitig den Höhenunterschied zu den übrigen Brüstungen.

Auf der im sauberen Eckverband mit der Südwand stehenden Ostwand setzte sich das Gesims ebenfalls nicht fort. Stattdessen wurde hier eine nicht auskragende Rollschicht aus Bindern eingefügt.[340] Das Gesims der Südwand wurde analog zu den Sohlbänken der Nordwand in nachmittelalterlicher Zeit abgeschlagen und überputzt.[341] Es haben sich aber unterhalb der auf dem Gesims ansetzenden südlichen Wanddienste relativ große Teile der Formsteine erhalten, deren aus der Wand kragender Teil unten eine kleine Kehle hatte und oben abgeschrägt war, also ein Kaffgesims bildete (Abb. 92). Im Unterschied zur Nordwand enden die Dienste der Südwand alle relativ unförmig. Sie beginnen hier nicht mit einem Formstein, sondern sitzen auf den Resten des abgeschlagenen Sohlbankgesimses, die mit Mörtel umhüllt und ungefähr halbrund geformt wurden. Bauzeitlich waren die Dienste geringfügig kürzer, weil sie auf dem schrägen Kaffgesims „aufsaßen“. Als unterer Abschluss des Dienstes wurde zwischen dem oberhalb der Gesimssteine einbindenden Dienstformstein und der Schräge des Gesimses eine vermittelnde Rundung aus mit Ziegelstücken armiertem Putz eingefügt. Die Dienste selbst binden abwechselnd als Formsteinbinder ins Mauerwerk ein oder sind vorgeblendet.[342] Diese nicht ganz durchdacht erscheinende Technik hatte den Vorteil, dass nur ein Formsteintyp (Randdarstellung in Abb. 91) gebraucht wurde und trotzdem übereinander liegende Stoßfugen vermieden wurden. In der ersten Fassung war die Kerbe zwischen Dienst und Wandebene nur fein mit Mörtel verstrichen und trat plastischer in Erscheinung. Spätere dicke Fassungsschichten lassen den Dreiviertelstab heute als Halbstab erscheinen.

[339] Es folgen danach Orangerosa, eine Kalk-Sandschlämme, Graugrün, Altrosa über Weiß (1818), Altrosa über Weiß (1862), Weiß, Graugrün (1894), gelbliches Weiß für Wände, Hellrosa für Dienste (1950). Die 2010 vorhandene Sichtfassung nach Entwurf Jochen Haß von 1979 bestand aus einer weißer Wandfassung und grauen Diensten.

[340] Das abgeschlagene Sohlbankgesims beginnt über einer 4-5 cm breiten Fuge, die Rollschicht der Ostwand aber über einer normalen ca. 1,5 cm Fuge. Sie liegt daher etwa 3 cm tiefer als das Gesims der Südwand.

[341] Die erste Putzlage auf der Abschlagung hat eine Rosafassung mit bläulichem Stich und ist vielleicht der Innenraumsanierung 1818 zuzuordnen.

[342] Übereinstimmende Befunde dafür fanden sich am Dienst zwischen erstem und zweitem Joch von Osten und an den Eckdiensten der Südwand. Der westliche ist allerdings seit der Verlängerung des Langhauses abgeschlagen.

Ab der Kapitellzone der Dienste stimmen die Befunde an Nord- und Südwand überein. Es konnte eindeutig nachgewiesen werden, dass die sichtbaren siebenfach gebrochenen kelchförmigen Dienstkapitelle – bzw. an der Nordwand Gewölbekonsolen – mit Wulst an der Unterkante und zur ebenfalls siebenfach facettierten Deckplatte überleitendem Steg-Kehle-Steg-Wulst-Profil in der jetzigen Form allesamt überformt sind. Unter den Fassungen, die sich regelmäßig maximal bis auf die Blankensteinfassung zurückverfolgen ließen, wurden alle Kapitelle mit der Drahtbürste überarbeitet und erhielten einen Überzug aus Stuckgips mit deutlichen zum Teil groben Holzkohlestückchen als Zuschlag (vgl. Abb. 88). Darunter fand sich regelmäßig ein Kern aus graublauem Stuckgips mit feinkörnigem Zuschlag aus Holzkohlestückchen.[343] Exemplarisch wurde das Dienstkapitell zwischen erstem und zweitem Joch von Osten an der Südwand genauer untersucht (Abb. 93). Es besteht aus einem großen Gussstein mit viereckigem Umriss (geschätzte Maße ca. 45/41 cm, B/H), der im Mauerwerk eingemauert ist. Die Einbindung des Kapitells ist bauzeitlich mit der Wand. An der Unterkante und linken Seite sind dicht herangeführte Mörtelfugen mit dem üblichen Fugenstrich aus zwei Kellenstrichen (Gratfuge) erhalten. Auch hier erhielt der aus der Wand vorkragende Teil des Kapitells den dünnen weißen Stucküberzug und lässt die ursprüngliche Form im Unklaren. Wesentlich verändert wurden die Kapitelle durch die Restaurierung von 1893/94 aber nicht, da sie schon in der ersten Innenraumdarstellung von Friedrich Wilhelm Klose von um 1827 wiedererkennbar recht ähnlich dargestellt wurden (Abb. 94). Im direkten Vergleich mit einem Messbildausschnitt von 1886 (Abb. 95) sieht man erstens den angeschlagenen Zustand des Dienstkapitells und zweitens die kleine Formveränderung, die durch den Stucküberzug 1893/94 vorgenommen wurde: Es wurde die Kehle zugunsten eines langen Steges an der Profilabfolge unterhalb der Deckplatte verkleinert. Die Deckplatte selbst wurde etwas verbreitert.

Die ursprüngliche Form hat sich an den abgeschlagenen ehemaligen westlichen Eckkapitellen immerhin als Silhouette einigermaßen vollständig erhalten. Bei der Verlängerung des westlichsten Jochs wurde nicht nur die ehemalige Westwand, sondern auch das ehemalige westlichste Gewölbe mit Kapitellen und Diensten entfernt. Die abgeschlagenen Reste sind in der Wand erhalten (Abb. 96). Wieder kann die Einbindung des Stucks, hier in das originale Mauerwerk der Nordwand, bestätigt werden.[344] Oberhalb des geraden unteren Abschlusses zeichnet sich der untere Teil des Kapitells mit deutlicher Wulst und nach oben ausladender Schräge ab. Die Innenseiten dieser Putzsilhouette sind grau gefärbt durch Abfärbung des Stucks (Abb. 97a/b). Unterhalb des Kapitells folgt eine senkrechte geputzte Schräge, an die Dienstformsteine anschlossen. Eine zweite, oberhalb liegende Öffnung zeigt die Fortführung der Schräge des Kapitells mit einer weniger deutlichen Wulst an deren Ende an. Hier bricht das Negativprofil ab. Sicher muss das Gesamtausmaß des Kapitells um wenige Zentimeter ergänzt werden, bis zur nächsten Lagerfuge. Dafür spricht neben dem ab dieser Fuge ansetzenden ersten Schildrippenstein auch der Farbbefund an der ehemals innerhalb des Kirchenraums liegenden Wandfläche. Bis in die Lage unterhalb des Schildrippensteins liegt den Backsteinoberflächen eine weiße Fassung auf, die dort mit einer horizontalen Zäsur endet (vgl. Kapitel 6.6.5 „Innenraumfassung“, S. 70f.). An dieser Zäsur ist die Kapitelloberkante anzunehmen, da der gemäß der Abbruchkante des Profils plastisch in den Raum vorgewölbte Schildrippenstein unmittelbar auf dieser Grenze ansetzt. Die Kapitellhöhe betrug somit drei Backsteinlagen oder etwa 36 cm. Damit entspricht es proportional nicht ganz den heutigen Kapitellen, die 41 cm hoch sind und die Lagerfuge um etwa 3 cm überschreiten. Auch die heute vorhandene Kehlung und Abwinkelung unter der obersten Wulst

[343] Zum Befund vgl. Wunderlich 2010d, S. II und 24. Holzkohle ist neben Ziegelmehl der am häufigsten vorkommende Zusatz in mittelalterlichen Gipsmörteln und ist für eine graue Farbgebung verantwortlich. Vermutet wird aufgrund von häufiger bauzeitlicher Überfassung, dass die erzielte graue Farbe nicht der Hauptgrund für die Wahl dieses Zuschlagstoffes ist. Bislang wurde nach Schlütter aber noch keine überzeugende alternative Erklärung gefunden. Aktuell dazu Schlütter 2012, S. 38. Pospieszny 2002, S. 187 geht offenbar von einer „Verschmutzung“ mit Birken- oder Fichtenholzkohle während des Gipsbrandes aus.

[344] In der ehemaligen Südwestecke bestätigte eine zur Überprüfung angelegte kleine Befundöffnung ebenfalls ein blaugraues abgeschlagenes Stuckkapitell, das im Wandverband erhalten ist. Die östliche untere Kantenform des Kapitells ist auch hier als Negativabdruck erhalten (untere Wulst, darüber ansetzende Schräge).

zeichnet sich nicht im bauzeitlichen Putzprofil ab. Vermutlich waren die ursprünglichen bläulich-grauen Stuckkapitelle in der Grundform einfacher als die jetzigen, indem sie sich zwischen zwei Wülsten und einem möglicherweise profilierten oberen Abschluss in einer einfachen Schräge nach oben erweiterten.[345]

Der erwähnte erste Schildrippenstein über dem abgeschlagenen Kapitell der ehemaligen Nordwestecke ist ein auf der langen Schmalseite hochkant versetzter Binder (unter 100/138 mm) mit abgeschlagener Vorderseite. An seinem östlichen Rand blieb der Ansatz eines Viertelstabprofils erhalten. Er entspricht den noch erhaltenen Schildrippensteinen in den Jochen eins bis fünf von Osten, die aus einem der Krümmung des Gewölbebogenverlaufs folgenden Binderverband aus Formsteinen mit Viertelstabrundung bestehen (Abb. 99 Typ F).

Die Befunde zum Gewölbeansatz und den Dienstkapitellen sind im gesamten Langhaus einheitlich, mit Ausnahme der Ostecken. Dort ersetzen die vorhandenen, hier offenbar vollständig aus dem hellen Gipsmörtel mit großen Holzkohlestückchen bestehenden Stuckkapitelle bauzeitliche Kalksteinkonsolen.[346] Fassungsfolge und Mörtel bestätigen den Einbau 1893/94.[347] Abb. 98 zeigt das nordöstliche Eckkapitell mit frei gelegter linker Seiten- und Unterkante an der Nordwand und rechter Seiten- und Unterkante an der Ostwand. Die seitlichen Kanten des eingesetzten Steins verlaufen senkrecht und werden zum Großteil vom vorgesetzten Stuckkapitell verdeckt. An der linken Seite ist der Rest eines schräg nach außen verlaufenden plastischen Ansatzes erhalten. Es könnte sich um ein trichterförmiges Kapitell gehandelt haben. Weiter kann über die ehemalige Form des Kalksteinkapitells nichts ausgesagt werden, außer dass es kleiner als das jetzige gewesen sein muss.[348] Jeweils links und rechts des Steins wurden die Fugen mit langen schmalen Ziegelstücken ausgezwickt. An der Nordwand ist der Bereich der Ziegelauszwickelung mit dem jetzigen Wandmörtel ausgefüllt – hier ist der Verband mehrere Zentimeter tief gestört. An der Ostwand liegen Kalkstein, Ziegelauszwickelung und anschließender Mauerverband jedoch im gleichen Mörtel und sind daher bauzeitlich. Ein kleiner Unterschied zwischen Wandfugenmörtel und Auszwickelung am Kapitell ist dem zweiteiligen Arbeitsgang zuzuschreiben: Es wurde eine Wandöffnung für die danach einzusetzende Konsole frei gelassen. Da ausgezwickelt werden musste, lag die Konsole beim Mauern wohl noch nicht bereit. Nichts deutet aber auf eine größere zeitliche Differenz.

Dasselbe gilt für den Einbau des Gewölbes. Es gibt keine deutliche Zäsur zwischen Mauerverband und Gewölbekappe wie dies für den Westanbau typisch ist. Die Schildrippenfugen sind im gleichen Mörtel wie die Wandfugen und die Gewölbekappen gefügt. Zu den Gewölbekappen hin gibt es lediglich eine Bauabschnittsfuge: In einem ersten Schritt wurde das Wandmauerwerk mit den Schildbogenrippen gemauert. Danach folgten die Gewölbekappen.

6.6.3 Pfeiler

Bevor das Gewölbe eingezogen werden konnte, mussten auch die Langhauspfeiler mit den Scheidbögen vollendet gewesen sein. Die fünf Freipfeilerpaare und die Wandpfeiler am Choransatz sind

[345] In dieser Grundform ähnliche Dienstkapitelle kommen im Chor der Dominikanerkirche in Brandenburg/Havel vor. Vgl. Abb. in Raue 2008, S. 149.

[346] Die Materialbestimmung erfolgte durch Hans-Jürgen Wunderlich. Der Stein entspricht optisch den petrografisch bestimmten Rüdersdorfer Schaumkalken. Vgl. dazu Schirrmeister 2011.

[347] Auf dem schrägen Absatz hinter dem Grabmal Röbel befinden sich dicke Spritzer des weißen Kapitellstuckmörtels mit Blankensteinfassung darüber. Das heißt, die Kapitelle wurden 1893/94 vor Ort angetragen, nicht vorher gegossen. Als Trägermaterial wurde Jute verwendet. Unterhalb des Dienstkapitells hatten sich offenbar Dienststeine von der Nordwand gelöst – wahrscheinlich aufgrund der Ersetzung des Kapitells – und wurden nachträglich mit einem weicheren Mörtel, der auch als Wandputz verwendet wurde, wieder befestigt. Auch diese Maßnahme dürfte laut Fassungsfolge unter Blankenstein erfolgt sein.

[348] Bisher wurde keine Aufnahme von vor 1893 gefunden, die diese Ecke zeigen würde.

sehr homogen ausgeführt, bis auf die unteren Hälften des zweiten Pfeilers der Nordreihe von Westen, die von 1948 stammt, und des östlichsten Freipfeilers, auf dem die Schlüterkanzel seitdem angebracht ist. Wegzudenken sind, wie erwähnt, auch die 1948 gemauerten Ummantelungen der Sockelzonen der gesamten Nordreihe und der beiden östlichsten Südpfeiler. Abgesehen von dem Kanzeleinbau wurden die Bündelpfeiler zum Teil stark durch die nachmittelalterliche Raumnutzung und damit zusammenhängende Ein- und Umbauten in der Substanz beschädigt. Laut Klein waren vor 1818 „Um Ansichten auf die Kanzel zu gewinnen, [...] viele der mittlern Pfeiler in ihrer Rundung abgeschlagen oder mit Gemälden und fremdartigen Bildhauerarbeiten bedeckt."[349] Die ebenfalls in dieser Beschreibung überlieferten unterschiedlichen und zum Teil in zwei Etagen übereinander angebrachten Emporeneinbauten lassen zudem zahlreiche Balkenlöcher für deren Montage vermuten. Größere Bereiche der Pfeiler wurden 1818 wiederhergestellt, aber sicherlich durch die neuen vereinheitlichten Emporeneinbauten neuerlich beschädigt. 1893/94 kam es daher wieder zu einer Überarbeitung mit einem ausgleichenden Mörtelüberzug. Meist ist das Fugennetz darin klar und regelmäßig gerade und glatt eingeschnitten. Aus diesem Grund lassen sich auch die Stellen, an denen ehemals Emporen befestigt waren, nur grob eingrenzen. Trotzdem besitzen alle Pfeiler immer noch große intakte Flächen mit einem unter den Tünchen durchscheinenden regelmäßigen Fugennetz, das sich in jeder zweiten Lage durch einfachen Versatzwechsel wiederholt. Sie bestehen einheitlich aus einem achteckigen Kern mit Halbsäulenvorlagen an jeder der Seitenflächen. Jede Halbsäulenvorlage ist aus zwei gerundeten Formsteinen zusammengesetzt, wobei der eine aus dem Normalformat entwickelt ist, der andere aber eine fast dem Quadrat angenäherte Grundfläche aufweist (Abb. 99 und 100). Während sich ein großer Teil des Profils bei diesen beiden Formsteinen vor Ort 1:1 abnehmen ließ, sind die genaueren Maße des dritten Pfeilerformsteins unsicher. Die Achteckkanten bestehen aus einem Normalstein mit einer abgefasten Kante, dessen ungefähre Form und Versatz anhand von Detailaufnahmen der Kanzelumsetzung von 1948 in etwa rekonstruierbar sind (Abb. 101, 102).[350] In Abb. 101 fehlt in der Lage direkt über dem für die Abstützung des Pfeilers am neuen Standort eingefügten Doppel-T-Träger einer der größeren gerundeten Steine einer der Halbsäulenvorlagen. Sein Umriss ist durch die erhaltene Putzkante an der darüber befindlichen Backsteinschicht angegeben. Zu dieser parallel zum Eisenträger verlaufenden Putzkante verläuft die Legerichtung des darunter befindlichen, dem fehlenden gerundeten Stein benachbarten hier gut erkennbaren Fasensteins deutlich schräg nach hinten rechts.

Eine fast identische Pfeilergrundrissform mit im Detail aber abweichenden Formsteinen besitzt einer der Pfeilertypen der Franziskaner-Klosterkirche in Berlin (Abb. 100). Ähnlich verhält es sich mit den Anläufen zwischen Pfeilerbasen und –schaft. Sowohl in der Klosterkirche als auch in der Marienkirche gibt es eine Überleitung von der kreisrunden Basis zum Pfeilerquerschnitt, die in der Außenkontur einem Karnies mit Versatz entspricht. In der Franziskaner-Klosterkirche wurden dafür neben Sandsteinen auch großformatige Formsteine verwendet.[351] Vor der Blankensteinschen Restaurierung waren die Basen in der Marienkirche über dem erhöhten Fußboden beschädigt (Abb. 103 und 81) und mussten folglich 1893/94 überarbeitet werden. Sie besitzen daher heute einen Überzug aus einem Kunststein, bestehen aber im Kern laut Abbildung aus der 2004 durchgeführten Grabung aus einem noch nicht näher untersuchten Naturstein (vgl. Abb. 22, rechts oben angeschnitten). In Analogie zu den sonst am Bau eingesetzten Werksteinen wird es sich wahrscheinlich um Kalkstein handeln.[352]

[349] Klein 1819, S. 19.

[350] Ein ähnlicher Kantenformstein wurde für die Pfeiler im Westanbau eingesetzt.

[351] Zu den Formsteinen der Basen in Werksteingröße Breitling 2007, S. 119 und Abb. 164. Auf die parallele Verwendung von Sandstein wird hier nicht weiter eingegangen. Sie werden der Bauphasenkartierung nach mit Ausnahme weniger Ersetzungen der Zeit von 1982-1990 aber ebenfalls bauzeitlich datiert.

[352] Kalksteinbasen hatten auch die Freipfeiler der frühgotischen Halle der Nikolaikirche. Vgl. Nitschke in Reinbacher 1963, S. 78. Borrmann bestätigt Werkstein für die Pfeilerbasen der Marienkirche. Dass es sich, wie von ihm angegeben, um Sandstein handelt, darf angesichts der in allen von ihm so angegebenen Fällen, die sich schließlich alle als Kalkstein herausgestellt haben, bezweifelt werden. Vgl. Borrmann 1893, S. 209.

Zeitlich diesen beiden Berliner Beispielen nahestehende ähnliche Freipfeiler von um 1300/ Anfang des 14. Jahrhunderts besitzt die Stadtpfarrkirche St. Moritz (Mauritius) in Mittenwalde, wo der Kern jedoch ein Sechseck bildet und demzufolge nur sechs Halbsäulenvorlagen vorhanden sind.[353] Dass die Verwendung dieser Pfeilerform kein Datierungskriterium sein kann, sondern zum Merkmal einer Lokaltradition wurde, beweisen spätere Ausführungen. Zunächst ist der Chor der Berliner Nikolaikirche von um 1370/80 zu nennen. Seine Freipfeiler haben alle den älteren genannten Beispielen ähnliche Basen, es wurden aber nur die westlicheren Pfeilerschäfte in der bekannten Weise ausgeführt. Umgekehrt wurden nach 1460 die Schäfte, nicht jedoch die Basen der Langhauspfeiler derselben Kirche so ausgeführt. In mehreren Bauphasen des 15. Jahrhunderts wurden außerdem die Pfeiler des nördlichen Seitenschiffs und der südlichen Langhausarkaden der Marienkirche von Bernau bei Berlin mit dem „Berliner Pfeilerquerschnitt“ errichtet.[354]

Völlig unklar ist das Aussehen der mittelalterlichen Pfeilerkapitelle in der Marienkirche. 1818 wurden die von „unförmlichen Stuckarbeiten“ gebildeten Kapitelle[355] nachweislich im klassizistischen Geschmack umgestaltet. In den frühesten Innenraumdarstellungen und -aufnahmen sind die mit Wulstprofilen versehenen Halbsäulen-Kapitelle unter einer abschließenden runden Deckplatte mehrfach dokumentiert (vgl. Abb. 94). 1893/94 erhielten sie durch die Entfernung der Wulstprofile und Modellierung der Deckplatte prinzipiell ihre heutige Form. Lediglich die jeweils zum Mittelschiff und zum Seitenschiff hin gelegenen Halbsäulenvorlagen waren durch stuckierte Blattkapitellchen bereichert (Abb. 104, vgl. Abb. 82), die vor der ersten Nachkriegsfassung 1950 wieder abgeschlagen wurden. In der jetzigen Form ohne die Blattverzierungen ähneln die Pfeilerkapitelle denen der nach 1400 begonnenen Marienkirche von Bernau.

6.6.4 Arkadenwände und Gewölbe

Die dreischiffige sechsjochige Halle wurde nach Fertigstellung der Pfeiler mit Kreuzrippengewölben versehen, die bis auf das später veränderte östlichste Mittelschiffjoch und die gesamte beim Anbau des Westturms erneuerte westlichste Travée heute noch vorhanden sind. Die Gewölbedecke ist innerhalb der Schiffe als einheitliche Fläche aufgefasst, in der sich die schlanken spitzbogigen Gurtbögen nicht von den Kreuzrippen unterscheiden. Die Schiffe sind hingegen voneinander durch breite profilierte Spitzbogenarkaden getrennt. Für die seitliche Profilierung der Scheidbögen wurden ein Formstein mit abgerundeter Ecke (Viertelstab) und ein Hohlkehlenstein eingesetzt (E und D in Abb. 99). Beide Formsteine scheinen eigens für diese Bauaufgabe hergestellt worden zu sein, denn die ähnlichen Kehlsteine des Fenstergewändes im südlichen dritten Joch und der Traufe haben schmalere Kehlen und die dem zweiten Formstein gleichenden abgerundeten Steine der Pfeiler eine flachere Krümmung (B und H in Abb. 99). Den oberen Abschluss bilden analog zu den wandseitigen ausgeführte und auf gleicher Höhe wie diese liegende Schildbögen, auf denen die Gewölbekappen aufliegen.

Die im Dachraum einzusehenden Arkadenwände sind im Moment aufgrund der Behandlung des Dachwerks mit Hylotox, der Verstaubung und Bauschuttansammlung sowie von teilweisem Verputz nur eingeschränkt untersuchbar. Trotzdem konnten einige wichtige Beobachtungen im Zuge von Begehungen gemacht werden. Eindeutig erkennbar sind beide Arkadenwände, ähnlich wie an den

[353] Dehio 2012, S. 722. Der Hinweis auf die Vergleichbarkeit stammt von Marcus Cante, ders. 2000, S. 91, Anm. 121. Dort werden zusätzlich die Achteckpfeiler der schwer kriegszerstörten Marienkirche in Müncheberg genannt, die lt. Dehio 2012, S. 721 von nach 1432 stammen.

[354] Auf die typische Berliner Pfeilerform, die erstmals in der Franziskaner-Klosterkirche vorkommt, verwies bereits Lübke 1861, Sp. 6f. Zu den nach 1400 gebauten Pfeilern der Marienkirche in Bernau vgl. zuletzt Badstübner / Knüvener 2011, S. 260.

[355] Klein 1819, S. 19.

Außenwänden zu beobachten war, in Läufer-Läufer-Binder-Verbänden errichtet, in denen immer nur über wenige Lagen ein geregelter Verband (z. B. Kreuz-Läufer-Läufer-Binder-Verband) eingehalten wurde (Abb. 105). Die Fugen sind nur glatt ohne Fugengestaltung, aber sauber verstrichen. Es sind insgesamt zwei Rüstlochlagen im Abstand von 11 Lagen mit sehr regelmäßigen binderbreiten und 15 – 17 cm tiefen Löchern erkennbar, die an der Nordarkade auf beiden Wandseiten in gleicher Höhe und an der Südarkade versetzt zueinander liegen. Es wurde demzufolge zumindest hier an den Arkadenwänden mit einer jeweils zu beiden Seiten der Wand aufgestellten Stangenrüstung gearbeitet. In Scheitelhöhe der einbindenden Gewölbekappen, d. h. am höchsten Punkt des Gewölbeanschlusses, verjüngen sich beide Arkadenwände.[356] Die südliche Arkade weist beiderseits je einen Rücksprung auf, der auf der Südseite 10 und auf der Nordseite nur etwa 4 cm beträgt und die auf etwas unterschiedlicher Höhe liegen. An dem Höhenunterschied ist zu erkennen, dass die Gewölbescheitel des Mittelschiffs drei Lagen höher ansetzen als die des Seitenschiffs. Im südlichen Seitenschiff neigt sich das Gewölbe etwas nach innen in Richtung Mittelschiff, wodurch sich der Ansatzpunkt der Gewölbescheitel an der südlichen Außenwand wieder etwa auf der gleichen Höhe wie im Mittelschiff befindet (Abb. 106). Die Nordarkade hingegen hat nur einen 4 cm-Rücksprung an der Nordseite und die Gewölbescheitel der Seitenschiffgewölbe setzen auf annähernd gleicher Höhe wie im Mittelschiff an. Unterschiede zwischen Nord- und Südarkade lassen sich – ähnlich wie an den Außenwänden – auch über die Ziegelformate feststellen. Die Durchschnittswerte der Südarkadenwand betragen 285/137/93 mm, die der Nordwand hingegen 291/134/95 mm.

Weiter untersucht werden müsste, ob die Arkadenwände in den obersten Lagen eventuell etwas aufgestockt wurden, als der Westanbau mit dem einige Lagen höher ansetzenden Gewölbe errichtet wurde oder ob der Eindruck nur aufgrund von Ausbesserungen im Anschlussbereich entsteht. An der Südseite der Südarkade gibt es jedenfalls eine Ausgleichsschicht aus ca. 55 mm hohen Ziegelplatten mit einer Kantenlänge von 173 mm über der drei Lagen mit etwas kleineren Ziegelformaten folgen (Abb. 107). Da aber gerade die obersten Lagen meistens verputzt sind, wäre dazu eine genauere Untersuchung nötig. Vorstellbar wäre eine ursprünglich um etwa drei Lagen geringere Höhe der Trauf- und Arkadenwände, bei der die Dachbalken des zugehörigen Daches das Gewölbe geradenoch nicht tangiert hätten. In dem Fall würde allerdings der Putzfries oberhalb der vorkragenden Traufe erst eine Erhöhung aus der Zeit des Westanbaus sein, was überprüft werden müsste. Die ganz oberste Schicht ist jeweils eine flache Binderschicht aus kleinen Formaten, die im Unterschied zu den unteren Mauerpartien nicht die starken Brandspuren des Dachwerksbrands von 1518 aufweist und wahrscheinlich zumindest zum Teil mit der neuen Dachkonstruktion erneuert wurde. Auf beiden Abbildungen 105 und 107 ist in jedem Fall eindeutig die vertikale Baunaht des Anschlusses des Westanbaus zu sehen. An den Arkadenwänden befindet sich die Baunaht nicht im Verlauf der ehemaligen Westwand, sondern weiter östlich. Der Abbruch wurde östlich des jetzigen Gewölbescheitels von Joch 6 vorgenommen. Deutlich sind die Steine östlich der Baunaht abgeschlagen, während westlich mit vollständigen Steinen an die unregelmäßig verlaufende Naht angeschlossen wurde. An der Nordarkade befindet sich etwa in gleicher Entfernung vom Westturm ebenfalls ein deutlicher Riss, jedoch ist die Baunaht hier durch den sauberen Anschluss kaum von einem einfachen Riss unterscheidbar (Abb. 108). Die zwischen westlichstem Freipfeiler und Gewölbescheitel des „neuen“ Jochs 6 liegende Baunaht liegt auch an den Gewölberippen etwa in diesem Bereich.

Die Gewölberippenprofile bestehen zwar in der gesamten Kirche aus einem Birnstab mit nach einem stufenartig etwas vorspringenden Absatz beidseitig anschließender Kehle, kommen aber in vier Varianten vor (Abb. 109, Kartierung Plan 3).[357] Die Rippe des Westanbaus lässt sich auch vom Schiff aus durch die lange Nase mit breitem Steg und der ausladenden Rundung deutlich von den übrigen

[356] Diese Verjüngung am höchsten Anschlusspunkt weist auch das später angebaute westlichste Langhausjoch auf. Dort liegt der Versprung aufgrund der höher ansetzenden Gewölbekappe aber weiter oben.

[357] Dieses bei Bürger als Birnstab mit Plättchen bezeichnete Rippenprofil kommt von der Hochgotik bis ins 16. Jahrhundert sowohl in Werk- als auch Backstein vor. Bürger 2007, Bd. 1, S. 48.

unterscheiden. Es ist sehr gut erkennbar, was sich auch am Grundriss abbildet: Die Gewölbeanfänger der ursprünglichen Kreuzrippen wurden beibehalten und der Wechsel zur Westanbaurippe beginnt mit der eigentlichen Gewölbefigur erst etwas westlich von den westlichsten Freipfeilern bzw. Wanddiensten.

Die drei anderen Rippenarten hingegen fallen nur aus der Nähe tatsächlich als unterschiedlich auf, wobei die Chorrippe mit ihren flachen Kehlen und der deutlich geringeren Gesamtbreite bei genauerem Hinsehen doch eine unterschiedliche Wirkung als die Langhausrippen erzeugt. Damit ist auch für den aufmerksamen Betrachter von unten nachvollziehbar, dass die Chorwölbung im östlichsten Mittelschiffjoch nicht nur in der moderneren Rippenfiguration, sondern auch in Bezug auf die verwendeten Rippensteine deutlich einer anderen Bauphase als das Langhaus angehört.

Die beiden im Langhaus vorkommenden Rippenvarianten unterscheidet vor allen Dingen die Form des Birnstabs, der einmal kräftiger und einmal schlanker geformt ist. Vereinfacht gesagt, verteilen sich die beiden Rippensteine so, dass der etwas kräftigere in den beiden östlichen Jochen – mit Ausnahme des später veränderten Mittelschiffs – ausschließlich und im fünften Joch überwiegend verbaut wurde. In den mittleren Jochen drei und vier sind die Seitenschiffe fast nur mit der schlankeren Rippe gewölbt, aber in den Mittelschiffjochen gibt es eine Kombination beider Varianten. Da die Gewölbeansätze des erneuerten sechsten Jochs ebenfalls noch aus den kräftigeren Rippen bestehen, kann angenommen werden, dass dieselbe Rippe auch ganz im Westen überwiegend eingesetzt wurde. Eine zeitliche Abfolge bezüglich der Verwendung beider Rippensteine lässt sich dabei aber nicht nachweisen. Es fällt auf, dass ein Wechsel in den gemischten Feldern wandseitig immer nach zehn bis zwölf Steinen stattfindet. Bis zu dieser leicht in der Höhe variierenden Grenze sind die Rippensteine noch mit der Wand verbunden und im gleichen Mörtel versetzt, wurden also gleichzeitig mit den Außenwänden als Gewölbeanfänger errichtet. Das spätere Aufsetzen bei der Vollendung der Gewölbe ist nicht nur bei den Jochen mit Profilwechsel häufig durch eine geringe Versetzung erkennbar. Das Gewölbe wurde nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, mit der kräftigeren Rippe gleichzeitig von Westen und Osten begonnen und dann mit der schlankeren in der Mitte vollendet, denn beide Rippensteinvarianten wurden schon bei der Vorbereitung des Gewölbes im Zuge der Errichtung der Außenwände verbaut. Die gleichzeitige Verwendung beider Rippensteine an Gewölbeanfängern sowie in den im zweiten Arbeitsschritt ausgeführten Wölbungen, weist die meist sichtbare Zäsur zwischen beiden als rein konstruktive Baunähte aus. Die gleichzeitige Verwendung ähnlicher Formsteine in deutlich abweichender Proportion könnte ein Indiz für mehrere, d. h. mindestens zwei, gleichzeitig in oder für Berlin produzierende Ziegelscheunen sein, die parallel mit jeweils einer der benötigten Lieferungen beauftragt wurden, um die Wartezeit auf die erforderliche Menge von Formsteinen zu verringern.[358] Möglicherweise waren die Mittelschiffjoche drei und vier die letzten vervollständigten Gewölbejoche, in denen die Restbestände aufgebraucht wurden. Es kommen dort die beiden Rippensteinsorten gemischt vor.[359]

Als Schlusssteine wurden, wie schon für das Sockelgesims und das Dienstkapitell der Nordostecke, Werksteine aus Kalkstein verwendet. Die runden Schlusssteine mit leicht konkavem Spiegel haben kein Relief an der Oberfläche. Die etwas größer dimensionierten Schlusssteine im Mittelschiff weisen

[358] Michas verwies in diesem Zusammenhang auf den großen Vorteil für die zügige Fertigstellung der Klosterkirche der Franziskaner, die ab 1290 im Besitz einer eigenen Ziegelscheune waren. Gegen 1300 ist neben der Marienkirche mit der Heiligengeistkapelle, dem Neubau der Nikolaikirche und Petrikirche, dem Dominikanerkloster in Cölln, dem Rathaus und dem Hohen Haus eine regelrechte Baukonjunktur von großen Backsteingebäuden zu verzeichnen, die zu einer erheblichen Auslastung der städtischen Ziegelscheunen und vermutlich zu Bauverzögerungen geführt haben wird. Vgl. dazu Michas 2007, S. 97.

[359] Eine Verwendung deutlich unterschiedlicher Rippenformsteine stellte Schumann auch im Hallenumgangschor der Nikolaikirche in Berlin fest. Er erklärt sie dort mit einem Rückgriff auf Reste anderer Bauprojekte aus Mangel an ausreichend zur Verfügung stehendem gleichen Material. Vgl. Schumann 2011b, S. 304f. Diese stammen jedoch sicher nicht, wie dort vermutet, aus Restbeständen der Marienkirche, da keine der Profilformen übereinstimmen.

in der Mitte ein Loch auf, das später mit Holzpflöcken und Mörtel verfüllt wurde (Abb. 110, 111).[360] Das Seitenprofil mit angearbeiteten Rippenansätzen nimmt die Form der Birnstabrippen auf. Die Gewölbescheitel liegen höchstens geringfügig oberhalb der Scheitel der Schild- und Gurtbögen. Gebust sind allerdings die einzelnen Gewölbekappen, wobei der höchste Punkt der Gewölbe etwa an den Mittelpunkten der Scheitellinien der einzelnen spitzbogigen Kappen liegt. Die von oben verputzten Gewölbekappen wurden aus normalen Mauersteinen mit dem durchschnittlichen Format 285/96 mm einen halben Stein dick gemauert. Die Wirkung des Kreuzrippengewölbes ist überwiegend raumvereinheitlichend durch die vom Schiff aus weitgehend einheitlich erscheinende Form der Kreuz- und Gurtrippen. Aufgrund der kräftigen Scheidbögen gibt es zwar eine deutliche Betonung der Längsachse, die aber aufgrund der weiten Pfeilerabstände deutlich entschleunigt und damit relativiert wird.

6.6.5 Innenraumfassung

Wie oben beschrieben, zieht sich das Feldsteinmauerwerk der Fassaden bis in den Innenraum durch, wo es mit Auszwickelungen aus Ziegelbruch und zwischendurch vermauerten Backsteinen stärker als Mischmauerwerk in Erscheinung tritt. Dieses Mauerwerk war laut Befunden zwar nicht auf Sicht angelegt, aber keineswegs vollflächig verputzt. Befunde dafür fanden sich zum Beispiel unterhalb des Sohlbankgesimses der Südwand, im Bereich des Dienstes zwischen den ersten beiden Jochen von Osten (Kartierung in Abb. 91). Dort wurde der Setzmörtel, dessen Oberfläche aus leicht zueinander versetzten Kellenstrichflächen besteht, teilweise sehr stark verdichtet und liegt mit einer ersten Weißfassung tiefer als die Natursteinoberfläche. In dieser ersten Gestaltungsphase zeichneten sich also die Spiegelflächen der Feldsteine noch als Relief sichtbar unterhalb der Weißfassung ab.[361] An anderer Stelle an der Nordwand, 2,20 m östlich des Portals in Scheitelhöhe, war die dem Feldstein direkt aufliegende Weißfassung noch erhalten (Kartierung in Abb. 85). Rund um die originale innere Bogenkante des Nordportals ist das Feldstein-Ziegel-Mischmauerwerk mit einem dünnen Verputz bzw. einer Schlämme versehen. Diese endet aber an den Bogensteinen, die in Binderbreite unverputzt waren. Eine Weißfassung liegt hier direkt auf der Steinoberfläche. Besonders deutlich ist die Fassungsschicht auf der Laibungsfläche des Bogens.[362] Die weiße Farbe ist über den Mauermaterialwechsel hinweg zunächst beibehalten worden und bis in die Fensterlaibungen hinein homogen über der gesamten Wandfläche aufgebracht. Die Ziegeloberflächen inklusive der Fugen wurden also genauso farbig behandelt wie die Feldsteinbereiche. Vom Fußboden bis zur Deckplatte der Stuckkapitelle blieb es beim einheitlichen Weiß. Höchstens auf der Südwand wären farbig abgesetzte Wanddienste als Gliederung der Wandfläche denkbar, konnten aber bislang noch nicht nachgewiesen werden.

Ab der horizontalen Linie, die wenige Zentimeter unterhalb der jetzigen Kapitelldeckplatten liegt, wechselt die Wandfarbe auf ein etwas bräunliches Rot. Bedenkt man die nachträgliche Überformung der Dienstkapitelle und die nur etwas kleiner sicher nachweisbare ursprüngliche Kapitellgröße, dürfte der Farbwechsel genau an der ehemaligen Oberkante der ursprünglichen Stuckkapitelle gelegen

[360] Auf der Zusetzung des Lochs befinden sich kaum Farbschichten. Vielleicht geschah die Zusetzung vor der Neuausmalung durch Blankenstein. Wunderlich wies darauf hin, dass in dieser Zeit und schon davor große Bemühungen in die Temperierung des Raums durch Heizanlagen verwendet wurden. Vielleicht versprach man sich davon eine Verringerung der Zugluft.

[361] Darüber folgt eine etwa 1 cm starke Putzschicht mit mindestens zwei aufeinander folgenden Weißfassungen. Auf diese ersten Weißfassungen folgt eine dünnere Putzschicht mit vergilbter Weißfassung. Die beiden Putze und der Mörtel ähneln sich und unterscheiden sich deutlich von den nachmittelalterlichen Putzen.

[362] Ähnliche Befunde wurden an der Klosterkirche Chorin an den um 1300 fertig gestellten Bauteilen festgestellt, wo die Wände mit einem dünnen Kalkputz bedeckt waren, der mit einem 7 bis 10 cm breiten Abstand die Öffnungskanten von Fenstern und Portalen ausspart. Über verputzten und unverputzten Flächen liegt eine weiße Tünche, allerdings wurden die unverputzten Gewändebereiche anschließend rot gefasst und mit Malfugen versehen. Dazu Raue 2008, S. 110 u. 119.

haben. Der Wandfarbwechsel konnte an nahezu allen Fenstern nachvollzogen werden, da die gerissenen Fugen zwischen nachträglichem Stabwerk und Laibungen fast durchgängig vor der Rissverpressung und Stabilisierung des Stabwerks geöffnet werden mussten (Abb. 112). Der Farbwechsel erfolgte immer in einer Fuge, was durch die vergrößerten Dienstkapitelle heute nicht mehr sofort erkennbar ist. Dieser horizontal geteilten Wandfassung ging keine einheitliche Rotfassung voraus, denn unterhalb der Trennlinie kommen nirgends rot gefärbte Backsteinflächen unter der weißen Schicht vor.

Die Oberwände waren aber nicht monochrom rot gestrichen, sondern hatten weiß abgesetzte Fugen. Die als Dachfugen ausgebildeten gratigen Fugen des Backsteinmauerwerks im Innenraum sind genauso wie an den Fassaden behandelt. Sie sind zwei Mal abgestrichen, wobei der rechte Teil der Stoßfuge glatt und erhaben ist und der linke Teil Unebenheiten ausgleichend über die Backsteinoberfläche gestrichen wurde. Gelegentlich ist der Mörtel großflächig über Backsteinen mit sehr unebener Oberfläche aufgetragen (Abb. 113). Bei den durchgehenden Lagerfugen unterschneidet der im zweiten Arbeitsgang mit der Kellenkante gefertigte raue untere Abstrich leicht den oberen geglätteten. Am Grat wirkt die Unterschneidung teilweise wie eine Ritzung (Abb. 114). Während die rote, über Ziegelflächen und Fugen gestrichene Lasur fast an jeder Befundstelle mit nicht ausgekratzten Fugen erkennbar war, gab es relativ wenige Stellen an denen sich auch das offensichtlich über die gesamte Rotfassung gezogene weiße Fugennetz erhalten hatte. Die meist neben dem Fensterstabwerk in den Laibungen liegenden Befunde zeigen einen 7-9 mm dicken weißen Strich, der in der Regel auf der geglätteten oberen Hälfte der Gratfuge liegt. Die untere Hälfte blieb dann rot (Abb. 115). Es kommt aber auch der umgekehrte Fall vor, da man wohl ein gleichmäßigeres Fugenbild erhalten wollte, als es in der Realität vorhanden war. Gemalte Stoßfugen konnten nur wenige und wenn, dann oft nur als Negativabdruck nachgewiesen werden. An einer der Befundstellen verläuft der vertikale Strich nicht auf einer echten Stoßfuge, sie liegt aber genau in der Verlängerung der Fuge darüber (Abb. 116). Das heißt, die Malfuge wurde zumindest was die Stoßfugen betrifft, teilweise auch das Fugenbild korrigierend eingesetzt. Die Befundstelle in der Nähe der Schildrippe des östlichsten Südjochs taugt möglicherweise nicht für allgemeine Rückschlüsse auf ein nicht versatzgerechtes Fugennetz, da die Nähe des Bogens einen besonders unregelmäßigen Versatz verursacht haben könnte, den man nicht abbilden wollte.[363] Die gemalte Lagerfuge darüber ist ein Beispiel für einen Malfugen-Negativabdruck. Auf dem kleinen erhaltenen rot lasierten Stück Gratfuge zeichnet sie sich auf der geglätteten oberen Hälfte nur noch als etwas hellerer Strich ab. Eine zweite, etwa 7 cm von der Fensterkante entfernte gemalte Stoßfuge liegt ebenfalls genau unter einer „echten“, hier aber noch in Resten erhaltenen weiß betonten Stoßfuge (Abb. 117).[364] An dieser Stelle könnte es sich um die Fenster umlaufende weiße Malfugen handeln, wie sie im älteren Teil der Frankfurter Marienkirche an der Dreifenstergruppe des nördlichen Querhausarms gefunden wurden.[365] Das reale Fugenbild blieb jedoch in jedem Fall als Relief sichtbar, weil die Ziegeloberfläche nicht überputzt, sondern nur farbig lasiert wurde. Dass die sorgfältige Fugenbehandlung als Voraussetzung für eine unverputzte Sichtfassung gesehen wurde, beweist der im Gegensatz dazu einfache, den überschüssigen Mörtel entfernende Fugenabstrich an den nur vom Dach aus sichtbaren Arkadenwänden (vgl. Abb. 105 und 107).

Die Gestaltung mit einer horizontalen Zäsur am Beginn der Gewölberippen oberhalb der Dienstkapitelle, mit roter Oberwand und heller Unterwand endet im westlichsten Joch an der ehemaligen Eckkonsole. Sie gehört also eindeutig in die Zeit vor der Erweiterung des Langhauses mit dem

[363] Auch das weiße gemalte Fugennetz an der Nordwand des nördlichen Querhausarms der Marienkirche in Frankfurt/Oder (1. Bauphase 3. Viertel 13. Jahrhundert) entspricht zwar horizontal, aber noch nicht vertikal den Versetzfugen, was nach Raue später die Regel wird. Vgl. Raue 2008, S. 67f. Ein Gegenbeispiel scheint die Fassade des Ostflügels des Zisterzienserinnenklosters Heiligengrabe zu sein. Diese erhielt offenbar noch etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts ein weißes, vom Steinverband unabhängiges Fugennetz auf einer Rotfassung. Vgl. Mohn 2001, S. 426.

[364] Vgl. dazu auch Wunderlich 2010d, S. 3.

[365] Dort sind sie eine Binderbreite von der Kante entfernt. Raue 2008, S. 68.

Westanbau. Da keine Verschmutzungen unter diesen fest mit den Oberflächen verbundenen Fassungen festgestellt werden konnten, dürfte von einer Fassung gleich nach Fertigstellung des Innenraums auszugehen sein, auch wenn im späteren Chor die gleichen Fassungsbefunde vorliegen.

Analog zu den Befunden außen, standen zur roten Oberwand mit weißem Fugennetz geputzte Bogenlaibungen. Die Putzflächen lassen sich in den gekrümmten Gewändeflächen oberhalb der Kämpferzone und 6 bis 6,5 cm (das entspricht einem Vierteilstein) von der Vorderkante entfernt in Resten nachweisen.[366] An der Unterkante der Putzfläche der südlichen Bogenlaibung des nördlichen Ostfensters ist noch eine etwa 9 cm^2 große geweißte Putzoberfläche mit braunrotem kleinem Farbrest erhalten (Abb. 118). Die angrenzenden Backsteine weisen die Rotfärbung auf, lediglich das Fugenbild ist nicht mehr intakt. Vermutlich dienten derartige Befunde als Anregung für die 1893/94 erfolgte Rekonstruktion der Putzflächen mit roten Ornamenten an den Fassaden.

Aufgrund der Überformung ist die ursprüngliche Farbigkeit der Dienstkapitelle unklar geblieben. Möglich wäre eine angestrebte Materialsichtigkeit der blaugrauen Stuckkapitelle. Bis heute ist der Grund für die relativ häufige Beimengung von Holzkohle in mittelalterlichen Stuckgips nicht geklärt.[367] Am Rathaus in Wismar blieb der mit Holzkohle grau eingefärbte Stuckgips sichtbar in seiner Eigenfarbe als Kontrast zu rotem Mauerstein und weißen Fugen. Als Grund für die Beimengung würde hier die Pigmentierung im Sinne einer Natursteinimitation nahe liegen, was aber andernorts durch schon bauzeitliche Überfassung von ebenfalls grau eingefärbtem Gipsstuck widerlegt wird.[368] Grau ist auch die an mehreren Pfeilern befundete Farbigkeit, wobei zumindest für das als Wandpfeiler ausgebildete östlichste Paar eine mehrfarbige Gliederung mit Hellblau im Süden und Gelb im Norden möglich wäre.[369]

Im Gegensatz zu den in sparsamen Tönen gehaltenen Wandflächen entfaltete sich im Gewölbe ein gewisser Farbreichtum. Insgesamt sind die Befunde durch das spätere Abschlagen von Putzen sehr fragmentarisch erhalten und konnten im Vorfeld der Innenraumausmalung nicht im gesamten Gewölbe untersucht werden. Bis zu Rekonstruktionsversuchen ausgeführte Fassungsuntersuchungen liegen nur für das vierte Mittelschiffjoch[370] und das angrenzende nördliche Seitenschiffjoch[371] sowie Teile des östlichsten südlichen Seitenschiffjochs vor.[372] Daraus lässt sich schließen, dass die Schildbogenrippen der Seitenschiffe von den braunroten Wandflächen zumindest teilweise gelb abgesetzt waren (Abb. 119).[373] Die breiten Scheidarkaden waren an den flächigen Bereichen vorwiegend rotbraun gehalten. Für die zu den Seitenschiffen zeigenden Kehlen gibt es bisher Befunde in Gelb,[374] für die zum Mittelschiff zeigenden in Grün und Braunrot. Grün und Braunrot im Wechsel zwischen Kehlen und Restflächen sind auch die nachgewiesenen Farben der ersten Bauphase für das komplett untersuchte Langhaus-Mittelschiffjoch.[375] Jeweils in den Scheitelpunkten der Gurt-, Schild- und Scheidrippenprofile findet dabei immer ein Farbwechsel statt. In dem daneben liegenden nördlichen Seitenschiffjoch erweitert sich die Farbpalette um Hellblau, Blaugrün, Braun und Grau, wobei der Farbwechsel offenbar auch entfallen kann. Im südlichen Seitenschiff wurden zusätzlich gelbe

366 Vgl. dazu auch Wunderlich 2010d, S. 5-7.

367 Pospieszny 2002, S. 187 spricht von einer „Verschmutzung“ mit Holzkohle während des Brandes. Diese Erklärung hält Schlütter 2011, S. 38 aufgrund der zugesetzten Menge und Korngrößen für nicht zutreffend.

368 Vgl. Holst 2005a, S. 16 und Schlütter 2011, S. 38.

369 Wunderlich 2007c, S. II. Grau fand sich am dritten nördlichen Freipfeiler von Osten und am südlichen Wandpfeiler an der Ecke zur Ostwand. An letzterem darüber hinaus auch Gelb, sowie am nördlichen Wandpfeiler das Blau.

370 RAO 2001b, S. 7.

371 Wunderlich 2008c, S. 44.

372 Wunderlich 2010d, S. 84.

373 Zumindest gilt das für die Schildrippe an der südlichen Ostwand (Vgl. Wunderlich 2007a, S. 9).

374 Für das südliche Seitenschiffjoch 1 siehe Wunderlich 2007a, S. II und für das nördliche Seitenschiffjoch 4 Wunderlich 2008c, S. II.

375 Für die Scheidbögen des östlichsten Mittelschiffjochs siehe Wunderlich 2007a, S. II. Für die Scheidbögen der Süd- und Nordseite des vierten Mittelschiffjochs und das Jochfeld selbst siehe RAO 2001b, S. 7.

Gewölberippen mit rotbrauner Kehle befundet.[376] Die zugehörigen verputzten Kappen waren, kleinen Farbresten an den Rippen zufolge, weiß gefasst. Für eine abschließende Aussage zur ersten Gewölbefassung sind diese exemplarischen Ausschnitte zu wenig. Zum Beispiel ist ungewiss, ob es eine Binnengestaltung der Kappen bereits in der ersten Fassung gab. Der älteste vorhandene Putz der Gewölbekappen wurde erst nach den ersten beiden Rippenfassungen aufgebracht, d. h. der frühere Gewölbeputz wurde zuvor entfernt.[377]

Durch die Verteilung der Farben mit dem Rot an der Oberwand oberhalb der Kapitelle, einer schon zur Gewölbesphäre zu zählenden Zone, die für den imaginären Himmel steht, und dem Weiß für die unteren Wandregionen, ist die Versuchung einer bedeutungsmäßigen Interpretation der Farben, im Sinne von majestätisch, kostbar für Rot und einfach, irdisch für Weiß, naheliegend. Farbbefunde im Kloster Chorin, mit der grau gefassten Sakristei, aber einem untergeordneten rot lasierten Raum im Ostflügel, mahnen allerdings zur Vorsicht.[378] Bestätigend ist eine Schriftquelle von 1418 anzuführen, in der drei prinzipiell mögliche Außengestaltungsvarianten als freie, nicht unbedingt bedeutungsmäßig unterlegte Wahl erscheinen: Darin lässt Maurermeister Vellenstein durch den Tressler der Marienburg den Hochmeister fragen, ob er einen in Bau befindlichen Turm steinsichtig lassen, materialsteigernd rot färben oder materialnegierend grau färben soll.[379] Ein weiteres Argument gegen eine Bedeutungsinterpretation liefert der Kreuzgang des Dominikanerklosters von Brandenburg. Die vermutlich in die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datierende Wandfassung wies ebenfalls einen Farbwechsel an einer horizontalen Linie entlang der Oberkanten der Gewölbekonsolen auf. Die Farbverteilung ist dort genau umgekehrt: zur roten Unterwandfläche mit Malfugennetz gehört eine weiße, allerdings verputzte Oberwandfläche.[380]

6.7 Überlegungen zur Rekonstruktion der West- und Ostabschlüsse der ersten Bauphase: die Marienkirche als „chorlose“ Halle?

An der Marienkirche sind aus einer ersten Bauphase die gesamten Nord- und Südwände des Langhauses und die östlichen Abschlusswände der Seitenschiffe in, bezogen auf die Gesimse, Dienste und Kapitelle, leicht veränderter Form erhalten. Neben den Ansätzen der ehemaligen Westwand ist darüber hinaus noch das Kreuzrippengewölbe mit Ausnahme der in späteren Baumaßnahmen veränderten Westjoche und des östlichen Mittelschiffsjochs vorhanden.

Die zu Beginn der Baubetrachtung dargelegte Befundlage zu dem von außen deutlich dem Langhaus vorgesetzten Chor lässt für den ursprünglichen mittleren Abschluss der Ostwand prinzipiell zwei Varianten zu. Im Innern befinden sich die Baunähte an den als Wandpfeiler ausgebildeten östlichsten Pfeilerpaaren in Richtung Mittelschiff, entlang der gesamten Höhe der Pfeilerschäfte genau in der Flucht der Seitenschiffe. Die Ostwand setzte sich also in der Flucht der Seitenschiffe als gerade Wand fort. Unklar bleibt selbstverständlich aufgrund der vollständigen Ersetzung der Mittelschiffpartie durch den Choranbau wie weit diese Fortführungen reichten. Möglich wäre eine nur geringe Fortsetzung der beiden Ostwandhälften im Bereich des Mittelschiffs, die an einen bestehenden schmaleren Chor als der jetzige ist, angebaut waren. Ein in geringerer Breite als das Mittelschiff in derselben Bauphase errichteter Chor hingegen ist kaum wahrscheinlich. Da sich die These eines Vorgängerbaus mittlerweile zu einer Gewissheit entwickelt hat, muss die Einbeziehung von älteren Bauteilen zumindest in Betracht gezogen werden. Dies könnte zudem eine Erklärung für den breiter

[376] Südliches Seitenschiff Joch 1 siehe Wunderlich 2007a, S. II und nördliches Seitenschiff Joch 4 siehe Wunderlich 2008c, S. II.
[377] Wunderlich 2008c, S. III u. 27-33.
[378] Zu den Choriner Befunden und einer nicht mit simplen Konzepten zu beantwortenden möglichen Bedeutungshierarchie vgl. Raue 2008, S. 47, 113f. und 170.
[379] Die schon mehrfach publizierte Quelle zuletzt ausführlich ausgewertet von Raue 2008, S. 17f.
[380] Raue 2008, S. 158.

als das Mittelschiff ausgeführten nachträglichen Chor dienen. Möglicherweise stehen die Chorseitenwände genau deshalb außerhalb der Flucht der Mittelschiffarkaden, weil während des Baus noch ein Vorgängerchor erhalten war, der umbaut wurde. Gegen diese These spricht allerdings, dass man 1893 bei der Ausschachtung des Heizungskellers unter dem Chor auf keine älteren Fundamente gestoßen ist – falls diese nicht bereits beim Bau der gefundenen Gruft vollständig entfernt worden waren. Für den Heizungskeller wurde der gesamte Raum vor dem Altar zwischen den gegenüber liegenden Chorfundamenten aufgedeckt. Er beinhaltete laut Angaben Georges ein die gesamte Fläche füllendes einzelnes großes Gruftgewölbe in dem an die 100 Skelette und ein tellerartig geformter Kopfschmuck aus Bernstein entdeckt wurden.[381]
Unterstützend können hingegen die Unterschiede zwischen Nord- und Südfassaden gewertet werden, die jeweils auch die angrenzenden Ostwände umfassen: So ließ sich anhand der Backsteinfarben nachweisen, dass Nord- und nördliche Ostwand in Horizontalbauweise gemeinsam errichtet wurden, hingegen wies die südliche Ostwand das gleiche besondere Rüstsystem der östlichen beiden Südwandjoche auf. Möglicherweise wurden Nord- und Südteile in jeweils einer zusammenhängenden Baukampagne an einen bestehenden Chor herangeführt. Eine nahe Parallele der Einbeziehung des älteren Chors in einen Neubau liegt in der Nikolaikirche Berlin vor, die um oder vor 1300 in eine vierjochige frühgotische Halle umgebaut wurde.[382]

Die zweite denkbare Variante ist eine über die Breite des gesamten Mittelschiffs gerade fortgeführte Ostwand, wie sie bereits von einem anonym gebliebenen Autor 1886 angenommen[383] und auch von Cante zumindest erwogen wurde.[384] Die Baunaht zwischen südlichen und nördlichen Teilen wäre dann an einem der in diesem Fall vorauszusetzenden Strebepfeiler der Ostwand zwischen Mittel- und den Seitenschiffen zu suchen. Trifft diese Variante zu, dann wäre die Marienkirche in ihrer bauzeitlichen Gestalt als „chorlose“ Rechteckhalle konzipiert gewesen (Rekonstruktionsvorschlag Plan 4). Diese in Nordostdeutschland von der 2. Hälfte des 13. bis in die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts unter den Stadtkirchen verbreitete Form der Hallenkirche zeichnet sich neben der Querschifflosigkeit durch das Fehlen eines architektonisch vom Langhaus abgesonderten Chors aus. Die Schiffe laufen ohne Unterbrechung zur Ostwand durch. Die Anführungszeichen werden gesetzt, weil diese Kirchen trotzdem eine in irgendeiner Weise architektonisch betonte Umgebung für den Hauptaltar im Osten aufweisen. Beispielsweise ist in dem frühesten, in seinen Baudetailformen von Westfalen beeinflussten Bau dieses Typs, der Nikolaikirche in Rostock (vor 1257 begonnen, 1312 geweiht), die östlichste Travée durch eine deutlich geringere Jochtiefe und ein leicht erhöhtes Bodenniveau als Altarraum ausgewiesen (Abb. 120). Es kann daher im Grunde auch als einjochiger dreischiffiger Chor angesprochen werden.[385] Genau besehen ist aber auch das ursprüngliche westlichste Joch etwas weniger tief als die mittlere, was bei dieser vierjochigen Kurzhalle mit dem annähernd quadratischen Grundriss und ebenso annähernd quadratischen Jochfeldern, trotz der nachweislichen Ausrichtung nach Osten, zu einer zentralräumlichen Tendenz führt. Letzteres Merkmal fehlt der Berliner Marienkirche mit ihrer deutlichen Betonung der Longitudinalen gänzlich, jedoch weist auch sie Maßverhältnisse mit im Osten und besonders im Westen verkürztem Joch auf. Die westlichste, deutlich schmalere Travée ist zwar nicht mehr vorhanden, aber durch die Abbruchkanten der ehemaligen Westwand und des westlichsten Gewölbejochs eindeutig rekonstruierbar (Abb. 121).

Ein nach Zaske „auch sonst“ vorkommendes engeres Ostjoch hat auch die vermutlich bekannteste der „chorlosen“ Kirchen, die Marienkirche in Greifswald (Abb. 122).[386] Durch ihre Baugeschichte wird hervorragend die gebotene Vorsicht bestätigt, die in der Anwendung des Begriffs „Chorlosigkeit“ obwalten sollte. 1275 wurde die Kirche mit einem dreischiffigen dreijochigen Langhaus und einem

[381] George 1893, S. 608.
[382] Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 17.
[383] Der Bär 1886/87, S. 107.
[384] Cante 1988-90.
[385] Böker 1988, S. 96-98. Der Saalchor und das westlichste Joch mit dem Turm wurden erst im 15. Jahrhundert angebaut.
[386] Zaske 1970, S. 68. Seine Darstellung der Baugeschichte ist mittlerweile überholt.

einschiffigen Chor als Basilika begonnen. Erst im Nachhinein wurden die zunächst kürzeren Seitenschiffe des Langhauses bis zur Chorostwand erweitert, wodurch erst um 1300 der gerade Ostabschluss entstand. Bis um 1330/40 wurde sie schließlich als Hallenkirche in ihrer heutigen Form zu Ende gebaut.[387]

Eine verkürzte Tiefe des Ostjochs findet sich ebenso in der Marienkirche Neubrandenburg, die im Gegensatz zu obigen Kurzhallen insgesamt neun Joche, allerdings mit enger Pfeilerstellung aufweist (Abb. 122). Da dort aber die zuerst errichteten vier Ostjoche den Chor bilden, liegt hier eindeutig eine Hallenkirche mit einem flach geschlossenem Hallenchor in gleicher Breite vor (Altarweihe 1298). Ähnliches gilt – die fertige elfjochige Kirche betrachtet – für die verwandte, aber deutlich später begonnene Marienkirche in Friedland (ab 1330). Das östlichste Joch des ersten sechsjochigen Bauabschnitts weist hier kein engeres Joch auf, wurde aber mit einem besonderen Schlussstein betont. Es soll nicht verschwiegen werden, dass auch unter den zum Vergleich mit der Berliner Marienkirche geeigneteren kürzer gebliebenen Hallenkirchen mit geradem Ostschluss mit der Marienkirche in Grimmen (ab 1275), St. Maria und St. Nikolaus in Sternberg (1309-22),[388] der Stadtkirche in Freyenstein (E. 13. Jahrhundert bis 1325)[389] oder der Kirche von Hohen Viecheln (um 1310)[390] auch solche ohne dieses Merkmal sind. Hingegen kann das engere Ostjoch auch in Langhäusern von Bettelordenskirchen vorkommen (vermutlich bezieht sich darauf das oben zitierte „auch sonst“ Zaskes). Bedenkt man seine Funktion, verwundert das aber wenig. Es bildete den durch den Lettner vom Mönchschor räumlich abgetrennten Abschluss der Laienkirche in dem der Volksaltar aufgestellt war. Eines der Beispiele wäre sogar die nahe gelegene Franziskaner-Klosterkirche in Berlin, deren Achsmaßverhältnisse aber wohl erst das Ergebnis einer Planänderung sind.[391] Bettelordenskirchen und darunter besonders einige Dominikanerkirchen wurden wiederholt als mögliche Vorbilder für die Marienkirche vorgeschlagen, allerdings unter der Vorbedingung, dass der einschiffige Chor bauzeitlich wäre.[392] Ohne ihn bleibt zwar noch die vergleichbare Längenerstreckung mit deren Langhäusern, die in den Dominikanerkirchen Prenzlau (1275-1343)[393] und Brandenburg (um 1286 - um 1384?)[394] auch sechs Joche beträgt, jedoch sind die Mittelschiffjoche aller bisher zum Vergleich vorgeschlagener Bettelordenskirchen querrechteckiger und die Seitenschiffjoche schmaler proportioniert als in der Marienkirche (Abb. 123).

In dem Verhältnis zwischen den Jochen ähnelt sie am meisten einer bislang noch gar nicht mit ihr in Verbindung gebrachten anderen Stadtpfarrkirche, nämlich der Nikolaikirche in Jüterbog (Abb. 124). Deren ebenfalls durch schräg gestellte Eckstrebepfeiler identifizierbarer Langhauskernbau aus dem 1. Drittel des 14. Jahrhunderts besteht aus einer dreischiffigen kreuzgewölbten Halle, die mit 23 m fast die gleiche Breite wie die Marienkirche aufweist und im Grundriss vergleichbar proportionierte, nur leicht querrechteckige Mittelschiffs- und längsrechteckige Seitenschiffjoche hat. Mit nur 14,5 m Höhe ist sie aber gegenüber den fast 17 m der Marienkirche weitaus gedrungener und hat mit nur vier Jochen keine nennenswerte Längenbetonung, dafür aber bauzeitlich einen kurzen einschiffigen Chor, der sie insgesamt mit anderen Kirchen in Magdeburg, Braunschweig oder dem Harzvorland vergleichbar macht.[395] Eine Verwandtschaft besteht daher lediglich in der Jochproportionierung, die ähnlicher ausfällt, als bei den für die mutmaßliche Rekonstruktion als „chorlose“ Rechteckhalle zur Verfügung stehenden Vergleichsbeispielen. In den Detailformen gibt es weiter keine näheren Beziehungen,

[387] Brandt / Lutze 2010, S. 32.
[388] Dehio Mecklenburg 2000, S. 197 und 572.
[389] Badstübner 1988, S. 23.
[390] Schöfbeck 2011, Abb. S. 236.
[391] Breitling 2007, S. 110f., Abb. S. 109.
[392] Badstübner 1985, S. 9, ders. 1988, S. 23, ders. 1994, S. 41, ders. 2005, S. 51, Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 19.
[393] Dehio Brandenburg 2012, S. 929.
[394] Cante 2010, S. 16-19.
[395] Buchinger / Cante 2000, S. 65-75.

wenn man nicht gerade die Schmucklosigkeit der Wände anführen möchte, die in Jüterbog aber immerhin durch einen umlaufenden reliefierten Trauffries und mehrere profilierte Fenstergewände (z. B. über Portalen) im Wechsel mit einfachen Schielungen durchbrochen ist.

Hallenkirchen mit spätgotischen flach geschlossenen Hallenchören ausgenommen – gilt die kleine, noch zum Großteil aus Feldstein errichtete dreischiffige dreijochige Halle in Freyenstein als südlichster und einziger bekannter Vertreter der querschifflosen Halle mit geradem Ostschluss und ohne architektonische Ausweisung eines Chors in Brandenburg. Nach dem nun bewiesenen nachträglichen Anbau des einschiffigen Chors kommt möglicherweise die Berliner Marienkirche als südlichster Ausläufer des überwiegend in Mecklenburg-Vorpommern verbreiteten Stadtpfarrkirchentyps in Frage, ohne dass in Details, wie der Jocheinteilung und -proportion oder sonstigen Bauformen engere Beziehungen herzustellen wären. Es relativiert sich aber der Seltenheitsfaktor im Gebiet Brandenburgs, wenn man verwandte Grundrisse von dreiapsidial geschlossenen, ähnlich vereinheitlichten Hallenräumen, wie der 1289 begonnenen und 1340 vollendeten Marienkirche in Prenzlau, in die Betrachtung miteinbezieht (Abb. 125).[396] Ein deutliches Bindeglied bzw. eine Bestätigung für das in Prenzlau nach Badstübner praktizierte „Bauen im Sinne der ‚chorlosen' Hallen",[397] ist die Nikolaikirche Penzlin mit einer ähnlichen Zeitstellung. Die Ostwand dieser ursprünglichen Rechteckhalle (der Chor ist ein nachträglicher Anbau) wurde in jedem Joch in mehreren Stufen apsidenartig zurückgestaffelt, womit nur von innen angedeutet wird, was in Prenzlau als Dreiapsidenchor auch außen in Erscheinung tritt. Somit ergab sich sogar ein tiefer als die übrigen Joche ausgeführtes Ostjoch.

Resümierend kann man feststellen: Die typologisch bei tatsächlichem Zutreffen einer ursprünglichen Chorlosigkeit der Berliner Marienkirche vergleichbaren Rechteckhallen in Mecklenburg-Vorpommern (mit Ausnahme der ältesten in Rostock) zeichnen sich im Gegensatz zur Berliner Marienkirche durch eine eher rasche Jochabfolge mit betont querrechteckigen Mittelschiffjochen und meist nur leicht längsrechteckigen Seitenschiffjochen aus.[398] Eine der Marienkirche ähnliche Jochproportionierung findet sich hingegen in räumlich näher gelegenen Kirchen, die nicht unbedingt vergleichbar in der Chorlösung sind. Schon in Prenzlau sind die Mittelschiffjoche bei längsrechteckigen Seitenschiffjochen weniger deutlich querrechteckig als die nördlicheren Beispiele. Fast gleich, sogar in der Gesamtbreite, ist hingegen die Nikolaikirche in Jüterbog mit nur leicht querrechteckigen, dem Quadrat noch nahen Mittelschiff-, aber betont längsrechteckigen Seitenschiffjochen.

Wenn sich nun andeutet, dass die Berliner Marienkirche den genannten Beispielen mit gerader Ostwand an die Seite zu stellen sein könnte, bleibt die Frage nach einer möglichen besonderen Auszeichnung des Altarbereichs zu beantworten. Neben der engeren Pfeilerstellung im Ostjoch, die gewiss dazu zu rechnen ist, kann das durch die beiden Seitenportale querhausartig betonte dritte Joch in die Überlegungen mit einbezogen werden. Als Altarraum oder Chorzone kommen entweder das östlichste Joch allein oder die zwei ersten Joche in Frage. Darüber hinaus wäre ein den Bereich durch besonders gute Belichtung hervorhebendes großes Fenster als Abschluss des Mitteljochs zu erwarten, das außen zwischen zwei Strebepfeilern als Widerlager der östlichen beiden Wandpfeiler gelegen haben müsste.[399]

Angesichts der beiden begründbaren Ostschlussvarianten ist die, selbst bei zukünftig vielleicht möglichen Grabungen, geringe Aussicht auf endgültige Klärung bedauerlich. Wie auch immer sich die Ostseite gestaltet hat, als Abschluss des gedanklich zu rekonstrierenden über allen drei Schiffen gerichteten Hallendachs wird sicher an einen Backsteinschmuckgiebel zu denken sein. Darauf deuten

[396] Datierung nach Böker 1988, S. 181.
[397] Badstübner 1988, S. 25.
[398] Eine Ausnahme ist hierin die Kirche von Hohen Viecheln, deren Mittelschiffjoche ungewöhnlicher Weise schmaler, also noch längsrecheckiger, als die Seitenschiffe sind. Vgl. Schöfbeck 2011, Abb. S. 236.
[399] Bereits die beiden vorhandenen Ostfenster der Seitenschiffe sind mit etwas mehr bzw. weniger als 230 cm breiter als die übrigen mit nur 205-212 cm Breite.

die im Vergleich zu den übrigen Wänden auffällig dickere Bemessung der Ostwand (145 cm im Vergleich zu 1,20 und knapp 1,10 m) und die an den Ostecken stärker als die übrigen dimensionierten Strebepfeiler. Auch hier ist man bezüglich des Aussehens völlig auf Analogiebeispiele angewiesen, denn der überformte erhaltene Giebel entstand erst später mit dem Anbau des Chores.

Größer ist die Hoffnung auf aussagekräftige Bodenbefunde im Westteil, wo bislang noch keine Grabungsversuche durchgeführt wurden. Mit den rechtwinkelig zu den Außenmauern vorhandenen Resten der ehemaligen Westwand lässt sich analog zur Ostmauer eine gerade Verbindungslinie rekonstruieren. Ob es aber einen vollkommen geraden Abschluss tatsächlich gab oder bereits ein eingezogener Westturm davor zu denken ist, muss Spekulation bleiben. Immerhin gibt es den Hinweis auf eine Vorhalle an der Marienkirche, die mangels Befunden an Nord- und Südportal am ehesten vor einem anzunehmenden ehemaligen Westportal gelegen haben könnte. Diesem als „Porticus“ angesprochenen Ort muss zumindest innerhalb der kirchlichen Rechtssprechung eine gewisse Funktion zugedacht gewesen sein, denn es wurde dort am 11. August 1366 der bereits angesprochene Streit zwischen den Brüdern Honow und dem Brandenburger Domkapitel über Ansprüche an der Pfarrkirche zu Nauen entschieden.[400]

Westturmvorhallen mit einer durch Reste von Einbauten, ikonographisch oder typologisch belegbaren Nutzung als Gerichtsstätten gibt es innerhalb des norddeutschen Backsteingebiets zum Beispiel in den Marienkirchen von Greifswald (um 1300) und Lübeck (ab 1304) oder der Petrikirche in Altentreptow (um 1318d) und vermutlich auch in St. Maria Magdalena in Eberswalde.[401] Mit diesen Beispielen hätte der im Westen lokalisierte, in Richtung Neuer Markt gelegene Porticus der Berliner Marienkirche die Ausrichtung auf einen zentralen Platz oder das Stadtzentrum gemeinsam. Einen ersten Nachweis eines Turms an der Marienkirche gibt es erst wesentlich später, als der sogenannte ‚Berliner Annalist von 1434’ von dessen Einsturz in der Nacht zum Cäcilientag (22. November) des Jahres 1409 berichtet.[402] Da sich im vorhandenen Westturm des 15. Jahrhunderts, bis auf möglicherweise wiederverwendetes Baumaterial, keine Baureste eines älteren Turms ausmachen lassen, sind Gestalt und Alter des 1409 eingestürzten Baus bislang vollkommen unklar. Es kann sich um den bewusst erhaltenen Westturm eines Vorgängerbaus, einen zu der in Betrachtung stehenden Bauphase 1 gehörenden Bauteil oder aber auch um einen gerade begonnenen, während des Baus eingestürzten Neubau gehandelt haben.

In Bezug auf die Typologie ist darauf hinzuweisen, dass zu allen „chorlosen“ Hallen offenbar auch ein Westturm gehörte. Nur an der Marienkirche in Grimmen ist er ein nachträglicher Anbau von um 1400[403] und in Hohen Viecheln kam der durch Wartesteine vorbereitete Westturm nicht mehr zur Ausführung.[404] Bei allen anderen Beispielen wurde der Turm gleichzeitig oder zeitnah mit dem Langhaus errichtet (St. Marien Greifswald,[405] St. Nikolai Penzlin, St. Marien und Nikolai Sternberg; in Freyenstein und St. Nikolai Rostock wurde ein älterer Turm im 15. Jahrhundert bzw. um 1400 durch einen größeren neuen ersetzt) oder war als älterer Bauteil schon vorhanden (Neubrandenburg, Friedland).[406]

[400] Zu den Details des Rechtsstreits vgl. Kapitel 4.1 „Kirchenpatrozinium, Patronat und kirchliche Verfassung“, S. 31f. und Anm. 187.
[401] Rimpel 2011, S. 193-199 u. 205.
[402] Meyer 1895, S. 260; Friedel 1896/97, S. 52f. und Walle 1898, S. 600. Im 20. Jahrhundert wird diese Nachricht nur noch von Müther 1956, S. 14f. wahrgenommen. Michaela van den Driesch entdeckte die Quelle im Zuge der Quellenrecherchen zum Turm wieder. Vgl. v. d. Driesch 2001.
[403] Dehio Mecklenburg 2000, S. 197.
[404] Schöfbeck 2011, S. 238.
[405] Brandt / Lutze 2010, S. 32.
[406] Angaben aus Dehio Mecklenburg 2000, S. 136, 361, 407, 477, 572 und Dehio Brandenburg 2012, S. 347.

6.8 Grundrissgeometrie und Überlegungen zum Bauablauf

Das aus dem heutigen, formtreu tachymetrisch aufgenommenen Grundriss zu rekonstruierende Rechteck der Marienkirche der ersten Bauphase wurde sehr exakt im rechten Winkel ausgelegt. Fast auf den Zentimeter genau parallel im lichten Abstand von 20,90 m (Westen) bzw. 20,91 m (Osten) verlaufen die Seitenschiffwände. Den auf den Grundriss übertragenen Befundeinmessungen in den Scanorthometrien nach, wich die westliche Stirnwand Richtung Südwesten um knapp 10 cm nach außen ab, wodurch das innere Längenmaß im Norden 45,95 m und im Süden 46,03 m betrug. Die entsprechenden Außenmaße sind 23,32 m (W) bzw. 23,35 m (O) und 48,50 m (N) bzw. 48,62 m (S). Erstaunlicherweise hat es darüber hinaus ein Modul von genau 8 m gegeben, nach dem die Lage der Strebepfeiler festgelegt wurde.[407] Beginnend von der Außenkante der Ostwand folgen relativ genau in 8 m-Abständen jeweils die Ostseiten der Strebepfeiler. Leichte Unterschiede ergeben sich, weil in der östlichen Hälfte eher die Sockelzone und in der Westhälfte eher das aufgehende Mauerwerk an der 8 m-Achse liegt. Die Unterschiede werden entstanden sein, weil die Fundamente eingemessen wurden und nicht unbedingt noch einmal die Strebepfeiler darüber. Eine über dieser normalen Varianz liegende Abweichung zeigt sich am 2. und etwas geringer auch am 3. Strebepfeiler von Süden, die bis zu 13 cm zu weit westlich beginnen. Es handelt sich um ein ähnliches Ausmaß und eine Abweichung in gleicher Richtung wie an der Westwand und könnte seine Ursache in Hindernissen beim Abstecken haben.

Eine weitere, möglicherweise absichtliche Unregelmäßigkeit findet sich am Nordportal im 3. Joch, wo am östlich angrenzenden Strebepfeiler die aufgehende Wand und am westlichen die Sockelzone an der 8m-Achse ausgerichtet wurde. Dadurch fällt die Wandfläche zwischen den Strebepfeilern genau hier im Vergleich zu allen andern mit knapp 7 m am größten aus. Das ebenfalls mutmaßliche originale Südportal hat keine derartige Betonung. Die schmalsten Wandflächen bzw. Strebepfeilerabstände befinden sich im äußersten Westjoch. Hier, wo auch die leichte Abweichung vom rechten Winkel festzustellen war, befindet sich auch die Unregelmäßigkeit bezüglich der modularen Aufteilung. Der ganz westliche 8-m Abstand markiert nicht die Außenfläche einer Wand, sondern führt etwa mittig durch die Westwand durch. Angesichts der sonstigen Exaktheit der Grundrissauslegung stellt sich die Frage, ob ein vorhandenes Objekt – vielleicht ein schon angesprochener Westturm – die eigentlich zu erwartende stärkere Ausdehnung nach Westen verhindert hat. Eine andere Erklärung wäre eine im Vergleich zu den Westeckstrebepfeilern eingezogene, aber zeitlich zugehörige Fortsetzung der Kirche in Richtung Westen, in der die Moduleinteilung doch noch schlüssig weitergeführt wurde.

Obwohl die für die Grundrissauslegung auf dem Bauplatz offensichtlich grundlegenden Strebepfeiler eindeutig die Planung einer Einwölbung von Beginn an beweisen, ist deren Ausführung im Innern nicht darauf abgestimmt. Keines der Pfeilerpaare und der (zumindest auf der Südseite) zugehörigen Wanddienste liegt genau in der Achse eines Strebepfeilers. Ebenso sind die Achsabstände der Pfeiler untereinander ungleich. Sie betragen in der Erdgeschosszone (GR 36,30 m üNN) von Osten nach Westen entlang der Südarkade 7,38; 7,95; 7,87; 7,86; 7,65; 7,06 m und entlang der Nordarkade: 7,36; 7,91;7,99; 7,71; 7,66 und 7,11 m. Bis auf das östlichste Joch nehmen die Pfeilerabstände von Westen nach Osten ansteigend zu. Stünden die Pfeiler in den Mittelachsen der Strebepfeiler, hätten die mittleren vier Joche gleichmäßigen großen Abstand, die äußeren beiden hätten aber einen noch auffälliger geringeren Achsabstand. Vielleicht versuchte man bewusst einen bei der Planung zu wenig berücksichtigten Umstand bei der Bauausführung optisch etwas auszugleichen. Die fehlende Übereinstimmung zwischen innen und außen spricht aber in jedem Fall für eine nicht gleichzeitige Errichtung von Wänden und Pfeilern. Vermutlich hat man den Bau begonnen als der wahrscheinlich kleinere Vorgängerbau, oder zumindest benutzbare Teile davon, noch standen, und hat ihn zunächst umbaut. Erst nach dessen Niederlegung konnten die Langhauspfeiler eingemessen und errichtet

[407] Der Franziskaner-Klosterkirche in Berlin liegt ein ursprüngliches Modul von 7,64 m von der Mittelachse der Westfassade bis zur Mittelachse des Chores zu Grunde, das im Zuge des Baufortschritts modifiziert wurde. Vgl. Breitling 2007, S. 110.

werden. Der fast nur in genauen rechten Winkeln errichtete Grundriss widerspricht dem nicht. Wenn der mutmaßlich noch stehende Vorgängerbau oder Teile davon entsprechend kürzer waren als das geplante Langhaus, stand einer korrekten Vermessung von Wandfluchten im rechten Winkel nichts entgegen. Jedenfalls dürfte ein derart maßgenauer Grundriss in einem Zug abgesteckt und fundamentiert worden sein. Mit der nördlichen Ostwand und der am regelmäßigsten ausgelegten und ursprünglich ohne Dienste errichteten Nordseite hat man wohl mit dem aufgehenden Mauerwerk begonnen. Um die Zugänglichkeit zur Baustelle und zur vermutlich noch benutzten Vorgängerkirche zu gewährleisten, müssen jedoch genügend große Öffnungen bestanden haben oder es wurden ganze Wandflächen zunächst noch nicht ausgeführt. Erinnert sei hier an die in der Achse am meisten abweichenden Strebepfeiler an der östlichen Südwand und die im Wandmauerwerk der ersten beiden Südjoche festgestellten Ausgleichsschichten sowie abweichenden Rüstlochlagen, die sich auch in der südlichen Ostwand wiederfinden. Diese Besonderheiten könnten, auch wenn sie nicht gravierend ausfallen, auf die Vollendung des Baus in diesem Bereich deuten. Aufgrund des Fehlens der Westwand und von Teilen der Ostwand muss aber in Bezug auf das genauere Hintereinander ein Fragezeichen stehen bleiben. Mögliche Baufugen, die die Unterschiede im Mauerwerk zwischen der Nord- und Südwand erklären würden, können nicht mehr nachvollzogen werden, wodurch eine definitive Aussage zum kompletten Bauablauf wohl auch in Zukunft utopisch bleiben wird. Da die Südwand von vornherein mit Diensten ausgeführt wurde, müssen spätestens kurz vor erreichen der Sohlbankhöhe an der Südwand die Jochabstände mit den Pfeilerachsen festgelegt worden sein. Zu diesem Zeitpunkt muss noch immer nicht zwangsläufig Baufreiheit im zukünftigen Innenraum geherrscht haben, denn Pfeiler und Gewölbeanfänger der Nordseite können auch im Nachhinein nach den Vorgaben an der Südwand eingemessen worden sein. Die an der Nordseite auf der Höhe der Gewölbeanfänger einsetzenden farblichen Differenzen im Ziegelmaterial sind jedenfalls ein Hinweis auf eine Zäsur, die vermutlich das Abwarten auf die genaue Festlegung der Jocheinteilung bedeutet.

Der Baumeister überblickte bei der Festlegung der modularen Strebepfeilerabstände möglicherweise noch nicht die Konsequenz deutlich enger Jochschritte in den beiden äußeren Jochen oder sah sie von vornherein als noch diskussionswürdigen ungefähren Vorschlag an. Er reagierte dann bei Erreichen der entsprechenden Höhe mit Unregelmäßigkeiten erzeugenden Anpassungen im Innenraum, die allerdings nur über die Grundrissanalyse sichtbar geworden sind. Sie werden weder dem Kirchenbesucher der Bauphase 1 aufgefallen sein, noch bemerkt man sie im heute verlängerten Schiff. Dieses Vorgehen, zwar mit einem systematisch ausgelegten Riss zu beginnen, aber Planänderungen während des Baus vorzunehmen, hat seine Parallelen in anderen Bauten vor und nach 1300, z. B. in der nahen Berliner Franziskaner-Klosterkirche.[408]

6.9 Zu Datierung, Gesamtbauzeit und stilistischer Einordnung

6.9.1 Auswirkungen des Stadtbrands von 1380

Die Analyse des Mauerwerks, der Baudetails und der Grundrissgeometrie lässt auf ein einheitlich geplantes, aber in Abschnitten errichtetes Bauwerk schließen, dessen Bauzeit sich möglicherweise länger hingezogen haben kann. Unterschiede im Wandaufbau zwischen Nord- und Südseite lassen sich mit einem Planwechsel oder der sukzessiven Konkretisierung bzw. Anpassung der Planung vor Ort erklären. Hinweise auf einen Wiederaufbau nach dem Stadtbrand von 1380 ließen sich nicht erkennen. Weder außen noch innen sind entsprechend interpretierbare Baunähte, Abbruchkanten oder Brandspuren erkennbar. Zum selben Ergebnis kamen auch die jüngst im Chor der Nikolaikirche durchgeführten bauarchäologischen Untersuchungen.[409] Obwohl für beide Kirchen 1380 Ablässe

[408] Breitling 2007, S. 110-112.
[409] Schumann 2011b, S. 300-303 und Raue 2011, S. 322

zugunsten der „reformatione et reedificatione“ der abgebrannten Kirchen überliefert sind,[410] lassen sich an den Bauten keine direkten Spuren davon entdecken. Einzig in der Marienkirche wurden starke Rußspuren an oft „ausgebrannten“ Fugen der westlichen und mittleren Langhauspfeiler als Beleg für den Brand in Erwägung gezogen. Dass diese Verrußungen der Pfeiler nur in dem beschränkten Bereich bis 2 m über dem Fußboden nachweisbar sind, während in 4 m Höhe noch die Reste der ersten Farbigkeit erhalten waren, wurde versuchsweise durch das mutmaßlich ins Schiff gefallene brennende Dachwerk erklärt, das gerade in Fußbodennähe die größten Schäden verursacht hätte.[411] Da dieser Interpretation der bis ins Gewölbe einheitlich wirkende Bauablauf entgegensteht, wäre für deren Erklärung doch wohl eher an Gebrauchsspuren durch brennende Kerzen zu denken. Damit lassen sich auch die ausnahmsweise in etwa 4 m Höhe liegenden Verrußungsspuren noch erklären, die in dem geschützten Bereich hinter dem nordöstlichsten Wanddienst in der Ecke zwischen Nord- und Ostwand entdeckt wurden.[412] Gerade an den Pfeilern und in noch raumgreifenderer Form am Ostende der Seitenschiffe sind wohl die Standorte einiger der siebzehn bis ins 15. Jahrhundert nachgewiesenen Nebenaltäre, deren reale Anzahl möglicherweise noch höher lag, zu vermuten. Ob es darüber hinaus vergleichbare Verhältnisse gab, wie sie mit über zweihundert Familienaltärchen, vor denen Kerzen brannten, für die Stralsunder Marienkirche überliefert sind, ist leider nicht bekannt.[413]

Nicht am vorhandenen Bau erkennbare Schäden des Stadtbrands müssen nicht bedeuten, dass der Wortlaut des Ablasses auf reiner Übertreibung beruht. Betroffen gewesen sein könnten die durch die spätere Verlängerung ersetzten Westteile und waren mit großer Wahrscheinlichkeit das Dachwerk, für das durch die vollständige Ersetzung von 1518d jedoch der Beweis nicht mehr zu erbringen ist, und der Ostgiebel, der tatsächlich durch eine plausibel der Zeit nach 1380 zuzuordnende neue Konstruktion ersetzt wurde.

Für die Datierung der Bauphase 1 haben die vermutete typologische Zugehörigkeit zu den nordostdeutschen Rechteckhallen ohne ausgeschiedenen Chor und Vergleichsbeispiele mit einer ähnlichen Jochproportionierung bereits eine grobe Zuordnung in den Zeitraum zwischen etwa dem letzten Viertel des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nahe gelegt. Sämtliche bau- und materialtechnischen sowie stilistischen Eigenschaften des Baus bestätigen diese Einordnung und können unterstützt durch naturwissenschaftliche und historische Hilfswissenschaften noch stärker präzisiert werden.

6.9.2 Naturwissenschaftliche Datierung durch optisch Stimulierte Lumineszenz (OSL)

Wie schon erwähnt, wurden 2009 Backsteinproben der ersten Bauphase mittels OSL datiert. Die Entnahmestelle liegt im Innenraum in der ehemaligen Südwestecke in 4 m Höhe über Fußboden. Beprobt wurde die im Mauerkern befindliche Rückseite eines Läufers der ehemaligen Westfassade mit dem Ergebnis von 1295 +/- 50. Das Datum unterscheidet sich deutlich von dem gleichzeitig OSL-untersuchten Auszwickelungsmaterial des Feldsteinunterbaus mit 1220 +/- 45, das dadurch klar als Abbruchmaterial identifiziert wurde.[414] Zur zeitlichen Einordnung der ersten Bauphase kann ferner noch das TL-Datum des höchstwahrscheinlich der Errichtungszeit des Langhauses zugehörigen Stabwerksteins herangezogen werden, der als Hintermauerstein im Mauerkern der Südfassade der Sakristei vermauert ist. Der Formstein stammt, wie oben erläutert, mit einiger Wahrscheinlichkeit von dem beim Anbau der Sakristei im unteren Bereich ausgebrochenen Langhausfenster. Eine Probe

[410] Huch / Ribbe 2008, S. 186.
[411] Wunderlich 2007c, S. I u. 12-14.
[412] Wunderlich 2010d, S. 15.
[413] Zaske 1970, S. 49.
[414] Fülling 2011. Zu den Überlegungen, ob die Dachsteinhohlziegel direkt vom anzunehmenden Vorgängerbau stammen könnten und diesen datieren, vgl. Kapitel 5 „Der Vorgängerbau“, S. 38f.

des verbauten Stabwerksteins wurde im Zuge der ersten TL/OSL-Datierungskampagne von 2004 auf 1368 +/- 59 TL-datiert.[415]

Obwohl die beiden Ergebnisse der Langhaussüdwand offensichtlich um einiges auseinander liegen, widersprechen sie sich auch nicht. Es gibt immerhin eine Überschneidungszeit zwischen 1309 und 1345. Insgesamt ist jedoch der OSL-Datierung im Vergleich zu einer einzelnen TL-Datierung der Vorzug zu geben.[416] Bedenkt man obige Überlegungen in Bezug auf die mögliche Bauabfolge, dann datiert die erste Probe von der Südwestecke möglicherweise einen früher errichteten Bauteil als die zweite Probe aus dem 2. Joch von Osten.

6.9.3 Datierung von Backsteinformaten

Einen ersten Hinweis auf in die Zeit um 1300 einzuordnende Backsteine des Langhauses liefert die Aussage Otto Stiehls, dass die beim Abriss geborgenen Backsteine der Dominikanerkirche in Berlin, dessen Kloster 1297 gegründet wurde, „durch glücklichen Zufall" genau gleiches Format mit den an der Marienkirche im Mittelalter verbauten Steinen hätten. Dadurch konnten die im Frühjahr 1893 abgebrochenen, im barocken Neubau des Doms zweitverwendeten Backsteine noch ein weiteres Mal „für den Wiederherstellungsbau der Berliner Marienkirche angekauft" und ein drittes Mal verbaut werden.[417] Es bleibt allerdings zu fragen, welche Mauerpartien an der Marienkirche so gut vergleichbar mit den nach Stiehl 27,5-29/13-14/10,5 cm großen Abbruchsteinen aus der Dominikanerkirche waren, denn wie oben dargelegt, bestehen innerhalb der als eine zusammengehörige erste Bauphase angesehenen Bauteile zum Teil erhebliche maßliche Differenzen in den verwendeten Backsteinformaten. Als horizontale, farblich und in der Höhe unterschiedliche Streifen erkennbare Schichten mit offensichtlich unterschiedlichem Backsteinmaterial zeigen dies an den Fassaden an.

So sind die vor allen Dingen an der östlichen Südseite in den unteren Lagen gemessenen Backsteine durchschnittlich 293/140/95 mm groß, bei auffällig hohen Standardabweichungen von +/-8 mm in der Länge, +/-3 mm in der Breite und +/-4 mm in der Höhe. An der nördlichen Ostwand und an der Nordseite scheint der Durchschnitt bei allerdings geringem Stichprobenumfang geringfügig höher bei 294/142/96 mm zu liegen.[418] Die Formate unter der Traufe der Südseite sind mit 295/142/99 mm im Durchschnitt immerhin noch ähnlich, im Gegensatz zum Traufbereich der Nordseite mit 286/137/ 99 mm. Die Durchschnittswerte der Sargmauer der Südarkade betragen 93/137/285 mm, die der Nordarkade hingegen 95/134/291 mm. Im Vergleich mit den Backsteinen bereits datierter Berliner Bauten, die im Backsteinregister Berlin (BaRB)[419] aufgenommen sind, lassen sich diese unterschiedlichen Formate in einen nachvollziehbaren Bauablauf einreihen. Die Steine der unteren Lagen der Südfassade korrelieren z. B. mit den Backsteinen einer der Längsseiten des kürzlich ergrabenen Rathaus- bzw. Kaufhauskellers und können um 1295 datiert werden. Auch dort wurde das Phänomen beobachtet, dass offensichtlich zu einer Bauphase gehörige Wände mit jeweils unterschiedlichen Formaten errichtet wurden, d. h. die Formate der Süd- und der Nordwand wichen voneinander ab.[420]

---

415 Goedicke 2006.

416 Verantwortlich für eine zu späte Datierung könnte am ehesten eine nicht ganz zutreffende Messung der Ortsdosis gewesen sein. Eine Verfälschung durch eine besonders hohe Durchfeuchtung der Probenstelle ist kaum zu erwarten, auch wenn sie sich nur knapp über dem Sockel befand. Freundliche Auskunft von Christian Goedicke vom 4.12.2012.

417 Zitiert nach Stiehl 1893, S. 531.

418 Für beide Seiten liegen über 150 verteilt im Innern gemessene Höhenmaße vor, jedoch nur knapp über 10 Längen- und Breitenmaße. Der Durchschnitt stimmt mit den im Bereich der Südostecke vom Boden aus in ausgewogener Anzahl von um 100 Steinen messbaren Außenmaßen überein. Die Außenmaße an der Nordostseite wurden vom Dach des Sparrschen Anbaus gemessen.

419 Sämtliche Vergleichsdaten aus dem Backsteinregister Berlin (BaRB) wurden von Thomas Seggermann erhoben, statistisch ausgewertet und gemäß dem aktuellen Kenntnisstand aus der Literatur bzw. eigener Untersuchungen datiert.

420 Freundlicher Hinweis von Thomas Seggermann.

Zu einer Bauphase gehörige Bauetappen mit unterschiedlichen Formaten wurden auch an der ebenfalls um diese Zeit in Bau befindlichen Heiliggeistkapelle beobachtet.[421]

Auch für die Formate der im Dach messbaren Sargmauern der Außenwände gibt es Vergleichsbeispiele. Diese werden laut BaRB um 1310/20 datiert. Die südliche Arkadenwand kommt nach BaRB vermutlich um 1320 bis 1340, während es für die nördliche (noch) kein konkretes Vergleichsbeispiel gibt. Hier lässt sich nur so viel sagen, dass sich die einzelnen Maße im Rahmen des Üblichen dieser Zeit bewegen, aber in der gleichen Kombination bisher so noch nicht vorliegen. Die deutlich unterschiedlich erscheinenden Maße liegen also zeitlich nicht so weit, in einem Abstand von bis zu 45 Jahren, auseinander und in der chronologisch richtigen Reihenfolge, d. h. die Formate mit den späteren Vergleichsbeispielen befinden sich im Gebäudeinnern und im Bereich der Mauerkronen, wobei mit der Einschränkung der unklar gebliebenen Nordarkade, die der Grundrissanalyse nach zuletzt errichteten Arkadenwände über den Pfeilern auch das späteste Vergleichsdatum aufweisen.

Für die Errichtung des Langhauses der Marienkirche bedeutet die zeitliche Einordnung aufgrund des Formats auf Grundlage des „Backsteinregisters Berlin“ eine Bestätigung des über OSL-Auswertung gewonnenen früheren Lumineszenz-Datums von um 1295 für die unteren Mauerpartien der Südfassade und den Hinweis auf eine etwas längere Bauzeit von bis zu rund 45 Jahren, die zwischen etwa 1295 und 1320/40 gelegen haben wird. Die Außenwände waren spätestens um 1320 fertig gestellt. Mit Erreichen dieses Bauzustands ist mit dem Abbruch der letzten Teile des Vorgängerbaus zu rechnen, damit die Pfeiler mit den Arkadenwänden errichtet werden konnten. Dies geschah zwischen frühestens um 1320 bis spätestens um 1340. Da aber den Beobachtungen zum Bauablauf nach wohl die Südfassade nicht als erstes errichtet wurde und außerdem noch der Bau der Fundamente und des Feldsteinunterbaus zu berücksichtigen ist, muss der eigentliche Baubeginn noch etwas früher liegen. Nach Erkenntnissen zur Bautechnik der lagenweise durchgemauerten Feldsteinmauerwerke, konnten pro Jahr nur zwei bis drei Lagen, d. h. etwa 50 bis 80 cm des kaum saugfähigen Materials aufgemauert werden, ohne mit gravierenden Frostschäden rechnen zu müssen.[422] Für den Feldsteinunterbau wären damit bei jährlich zwei Lagen mit rund 60 cm Höhe sieben Jahre zu veranschlagen, mindestens aber fünf bei drei Lagen und gelegentlicher geringfügiger Überschreitung der maximal zulässigen Höhe. Eine Bestätigung dafür liefern die urkundlichen Quellen, die die bis hierher aufgestellten Thesen zur Bauzeit unterstützen und neue Anhaltspunkte liefern.

6.9.4 Archivalische Hinweise auf die Datierung

Die erste Urkunde mit Nennung der Marienkirche vom 4. Januar 1292 lautet sinngemäß: Elf Bischöfe in Rom gewähren im vierten Jahr des Pontifikats von Papst Nikolaus IV. allen Gläubigen einen Ablass von vierzig Tagen, die an den Festtagen der Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn, am Pfingsttage, an den vier Festen der heiligen Jungfrau Maria, an den Tagen der Schutzheiligen und an den Weihetagen der Kirchen, am Tage des Hl. Michael, des heiligen Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten, Apostel Petrus und Paulus, Märtyrer Laurenz, hl. Bekenner Martini und Nicolai, Hl. Jungfrau Katharina, am Allerheiligentag und Allerseelentag die Kirchen des Hl. Nikolaus und der Hl. Maria in Berlin andächtig besuchen oder zum Bau, zur Verzierung und Erleuchtung oder zu einem anderen Nutzen der Kirchen hilfreiche Hand leisten.[423]

[421] Barth 2005b, S. 90f.

[422] Arnold 2005, S. 285.

[423] Zitiert nach Fidicin 1837, T. 3, S.192-193. Vgl. Kurzregest Huch / Ribbe 2008, S. 59 mit Hinweis auf die seit 1988 wieder aufgetauchte Originalüberlieferung im BLHA und deren Abschrift in der Urkundensammlung Oelrichs SBB PK. Vgl. auch Riedel in CDB Suppl. 1865, S. 222, der sich auf Küster 1737, S. 220 (in CDB irrtümlich Abth. II angegeben) bezieht, des weiteren Fidicin 1880, S. 20, Nr. XXX. Außer bei Fidicin 1837 und Huch/Ribbe 2008 ist fälschlich Nikolaus V. angegeben. Papst ist von 1288-92 Nikolaus IV., dann folgen zwei Jahre Sedisvakanz. Bei Schmidt decas III, 1731, S. 1f. ist zwar

Während in der ersten Überlieferung direkt auf ein Baugeschehen in beiden bestehenden, weil schon geweihten (!) Kirchen Bezug genommen wird, belegt die zweite bekannte Urkunde, dass beide Kirchen trotzdem „in Funktion“ gewesen sein müssen. „Im Jahr des Herrn 1294, zur Zeit des Papstes Bonifaz VIII., in dem ersten Jahr seiner Regierung, haben sechs Bischöfe, und zwar ein jeder von ihnen, vierzig Tage Ablass denjenigen gegeben, welche dem Hl. Leichname Christi (Venerabile), wenn er von den beiden Kirchen St. Nicolai oder St. Marien zu Kranken in Berlin getragen wird, mit einem Vaterunser und dem englischen Gruß folgen.“[424] Diese beiden Quellen unterstützen, was für die Nikolaikirche mit der Ergrabung der beiden Vorgängerbauten, der romanischen Basilika und der frühgotischen Halle von um 1300 schon nachgewiesen ist,[425] auch für die Marienkirche. Es gab in den 1290er Jahren jeweils eine bestehende geweihte Kirche, an der gebaut wurde.

1300 wird ein weiterer Ablassbrief, wieder für beide Kirchen, ausgestellt[426] sowie ein in der Marienkirche befindlicher Nikolausaltar erwähnt. Es handelte sich dabei nicht um eine neue Stiftung, sondern Patronatsrecht und Einkünfte des bestehenden Altars werden von den Kalandsbrüdern aus Teltow an den Bischof von Brandenburg abgegeben.[427] 1319 ist von einem weiteren bestehenden Altar (Maria Magdalena) die Rede, dessen Patronat der Rat inne hatte.[428] 1326 wurde der Mauritiusaltar, der bereits früher von der Tuchmachergilde und der Elendengilde auf dem Neuen Markt gemeinsam gestiftet worden war, der Tuchmachergilde alleine übertragen.[429] Lediglich die nur von Fidicin überlieferte Verpflichtung der Wollen- und Leinenweber zur Zahlung von Kerzengeld für ihren Dreieinigkeitsaltar im Jahr 1331, könnte mit einer Altar-Neustiftung zusammenhängen.[430]

Auf den 15. Mai 1334 datiert die nächste, wieder konkreter auf ein mögliches Baugeschehen zu beziehende Überlieferung, die nun alle drei Pfarrkirchen im vereinigten Berlin-Cölln betrifft: Zwölf Bischöfe gewähren den Gläubigen, die die Nikolai- oder Marienkirche in Berlin und die Petrikirche in Cölln an den Festtagen ihrer Patrone besuchen und zum Ausbau, zur Verzierung, Erleuchtung, etc. beitragen, einen vierzigtägigen Ablass.[431] Vielleicht diesem Aufruf folgend, stiftet Markgraf Ludwig mit Zustimmung seines Vaters Kaiser Ludwig IV. zum Gedächtnis und Seelenheil aller Markgrafen von Brandenburg und des Grafen Heinrich von Schwarzburg im November desselben Jahres einen Altar zu Ehren der Heiligen Jungfrauen Katharina und Margarete in der Marienkirche am Neuen Markt zu Berlin und dotiert ihn mit 13 Pfund brandenburgischen Pfennigen jährlicher Rente aus der Berlinischen Münze.[432] Ein Jahr später wird von Bischof Cono (Margaricensi episcopus) ein neuer vierzigtägiger Ablass ausgestellt, der allen denjenigen erteilt wird, welche die Nikolai- oder Marienkirche in Berlin oder die Petrikirche in Cölln besuchen und zum Ausbau der, jetzt als baufällig (!) bezeichneten drei Kirchen beitragen.[433]

Nikolaus IV., aber die falsche Jahreszahl 1294 angegeben. Fidicin 1868, Sp. 24 spricht irrtümlich von zwölf Bischöfen und im Urkundenbuch, ders. 1880, S. 20 von Kardinälen. Vgl. zur Übersetzung des bei Riedel wiedergegebenen Abschnitts der erwähnten Festtage Leh 1957, S. 13.

424 Huch / Ribbe 2008, S. 60; Küster 1737, S. 220; Schmidt decas III, 1731, S. 2; Borrmann 1893, S. 205; Fidicin 1880, S. 20, Nr. XXXI.

425 Vgl. die Ausgrabungsergebnisse in Reinbacher u. a. 1963. Die dort für diesen Bau in Anspruch genommene Ablassurkunde von 1264 bezieht sich noch auf die Fertigstellung des Vorgängerbaus aus Feldstein. Dazu Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 17. Bau II wird mit den für die Nikolaikirche offenbar mehrfach überlieferten Ablässen ab den 1290ern in Verbindung gebracht. Zuletzt in diesem Sinne Schumann 2011b, S. 291.

426 Huch / Ribbe 2008, S. 63. Überliefert ist er durch Oelrichs Urkundensammlung, erwähnt auch bei Küster 1737, S. 220, Schmidt decas III, S. 2.

427 Huch / Ribbe 2008, S. 62; Borrmann 1893, S. 205; CDB, T. I, Bd. 11, S. 207.

428 Fidicin 1837, T. 3, S. 95. Dieses Regest fehlt allerdings bei Huch / Ribbe 2008. Ähnlich lautende Bestätigungen folgen aber 1337 und 1380.

429 Huch / Ribbe 2008, S. 84; Borrmann 1893, S. 205; Küster 1752, S. 442f. in Latein und Deutsch; Fidicin 1837, T. 3, S. 96.

430 Fidicin 1837, T. 3, S. 96, Regest allerdings nicht erwähnt bei Huch / Ribbe 2008.

431 Huch / Ribbe 2008, S. 93f. Fidicin 1837, T. 3, S. 209 datiert diese Urkunde irrtümlich auf 1330, dort jedoch die bei Huch / Ribbe nicht wiedergegebenen genaueren Spezifizierungen: Ausbau, Verzierung und Erleuchtung.

432 Huch / Ribbe 2008, S. 94, Teilabschrift bei Fidicin 1880, S. 63f. Nr. XXII; vgl. auch Fidicin 1837, T. 3, S. 96.

433 Huch / Ribbe 2008, S. 95; Schmidt decas III, S. 3.

Ein schlechter oder zumindest nicht befriedigender, vielleicht unfertiger Zustand der Kirchen könnte auf das seit 1324 geltende Interdikt (Kirchenbann) zurückzuführen sein, mit dem Berlin und Cölln für die Ermordung des Probstes Nikolaus von Bernau vor den Toren der Marienkirche bestraft wurden. Wenn auch das kirchliche Leben nicht ganz zum Erliegen gekommen sein kann, wie die erwähnten Nachrichten von 1326, 1331 und 1334/35 auch für die Marienkirche belegen, so muss es doch Einschränkungen gegeben haben.[434] Im Juli 1335 kam es zur Einigung des Rates mit dem Bischof Ludwig von Brandenburg in einem Sühnevertrag, der die Stiftung eines Altars zu Ehren des Ermordeten in der Marienkirche (Altar der Märtyrer Hippolyt, Matthias und Stephanus), die Errichtung eines steinernen Sühnekreuzes mit Ewigem Licht und ein hohes Lösegeld für die Bemühungen des Bischofs um die Beendigung des Banns beim Papst verlangte.[435] Diese Einigung, die erst 1347 zur endgültigen Lösung des Banns führte,[436] hat offenbar keine sofortigen Auswirkungen auf Bestrebungen zur Finanzierung von Bauarbeiten oder auf einen Anstieg von Altarstiftungen, die auf die Fertigstellung eines Bauteiles verweisen könnten. Eine allein auf die Marienkirche bezogene Baunachricht folgt erst als die Ratsmänner von Berlin 1340 „einen Schuldschein der Stadt über die zum Bau der Marienkirche daselbst durch den Mitbürger und Münzmeister Otto von Buch aufgenommenen 50 Mark brandenburgischen Silbers“ ausstellen.[437] 1345 werden der Andreasaltar[438] und 1350 der Flüchtlingsaltar (Hl. Barbara, Cosmas und Damian u. Apostel Matthäus)[439] erstmals genannt, die beide der Elendenbruderschaft (auch Elendengilde oder Kaland) vom Neuen Markt gehörten. Unklar bleibt leider, ob es sich um Neustiftungen handelt.[440] Am 10. Mai 1348 folgt ein weiterer wieder auf alle Pfarrkirchen Berlins bezogener Ablassbrief für Beiträge zu deren Bau und zur Ausstattung[441], der 1352 noch einmal bestätigt wird.[442] Danach werden bis zum Brand von 1380 noch einige weitere Altäre erwähnt und einer nachweislich neu gestiftet, jedoch keine weiteren Ablässe ausgestellt.

Aus den vorgestellten Quellen lässt sich allgemein eine enge Verbindung der Kirchen untereinander herauslesen, wenn regelmäßig Ablässe für jede der Kirchen ausgestellt werden. Waren es zunächst nur die beiden Pfarrkirchen Berlins, so ist bei den Ablassbriefen nach der Union beider Städte im Jahr 1307[443] bzw. nach der Vereinigung der drei Berlin-Cöllner Pfarren zu einer Propstei im Jahr 1319,[444] auch die Petrikirche in Cölln miteingeschlossen, was den Verdacht reiner Formelhaftigkeit erregen könnte. Vielleicht muss man sich gar einen gemeinsamen Topf vorstellen aus dem den Kirchen bei Bedarf Zuwendungen erteilt wurden? Tatsächlich ist außer dem erwähnten Bau II der Nikolaikirche auch ein Bau II der Petrikirche von um 1300 archäologisch erwiesen.[445] Diesen beiden durch spätere Umbauten (St. Nikolai) bzw. Zerstörung (St. Petri) nicht mehr vorhandenen Kirchen kann gesichert durch die ausgeführten Datierungshinweise der OSL und des Vergleichs der Ziegelformate das nach wie vor erhaltene Langhaus der Marienkirche zur Seite gestellt werden, wie es schon ohne diese Hinweise von Badstübner vertreten wurde. Allerdings mit der signifikanten Abweichung, dass der

[434] Zum Interdikt und den trotzdem vorkommenden Ablassbriefen für Bauvorhaben und Altarstiftungen vgl. z. B. Schich 2002, S. 236f.
[435] Huch / Ribbe 2008, S. 96f., Gercken 1771, S. 96-98.
[436] Huch / Ribbe 2008, S. 120.
[437] Huch / Ribbe 2008, S. 104.
[438] Huch / Ribbe 2008, S. 112; Borrmann, S. 205; Fidicin 1837, T. 3, S. 96.
[439] Huch / Ribbe 2008, S. 132; Borrmann, S. 205; Fidicin 1837, T. 3, S. 96f. u. 226. Abschrift Fidicin 1837, T. 2, S. 46f., Nr. XXXVIII.
[440] Wenigstens einer der Altäre ist schon für die Zeit um 1326 anzunehmen, als die Elendengilde die zuvor gemeinsamen Rechte des Mauritiusaltars vollständig an die Tuchmachergilde abgab (s. o.). Es wäre unwahrscheinlich, dass die Gilde gar keinen Altar mehr in der Kirche besessen hätte.
[441] Huch / Ribbe 2008, S. 121., Fidicin 1837, T. 3, S. 222.
[442] Huch / Ribbe 2008, S. 136.
[443] Schich 2002, S. 190.
[444] Schich 2002, S. 192. Der Berliner Propst war nun Pfarrer aller drei Kirchen. Vgl. Cante M. 2000, S. 76f. Anm. 46.
[445] Badstüber / Badstübner-Gröger 1987, S. 17f.

gestreckte Polygonalchor noch nicht, wie immer vermutet, Teil dieser Bauphase war.[446] Das bedeutet, die Ablässe für Beiträge zum Bau und Ausbau dürften sich bei allen drei Kirchen jeweils auf reale, sicher in gewisser Konkurrenz zueinander stehende Vorhaben beziehen. Ein sich wohl auch auf die Ausstattung, nicht nur die Bauten beziehender Finanzbedarf für die um 1300 erneuerten Kirchen bis in die Jahrhundertmitte ist dabei durchaus vorstellbar.

Während sich die wieder gemeinsam ausgestellten Urkunden von 1334/35 bei der Nikolai- und auch der Petrikirche möglicherweise nur noch auf die Ausstattung beziehen könnten, so spricht die Urkunde von 1340 im Fall der Marienkirche für zu dieser Zeit in jedem Fall noch laufende oder im Abschluss befindliche Baumaßnahmen. Bezogen werden könnte die Aufnahme der 50 Mark Silber auf den Bau der Pfeiler und der Einwölbung, da ja die Ziegelformate der Arkadenwände zeitlich schon in diese Richtung gewiesen haben. Als weiteres unterstützendes Argument für die innerhalb des Bauablaufs eher späte Ausführung der Binnengliederung mit den Pfeilern lieferte die Archäologie. Die in der Verfüllung der Baugrube des oben besprochenen Pfeilerfundaments der Südreihe gefundene klingenhart gebrannte Grauware des 13. und 14. Jahrhunderts „bestätigt die Annahme der Bauforschung, dass der Bau des Langhauses der Marienkirche im Verlauf des 14. Jahrhunderts erfolgte."[447] Sämtliche gesammelten Datierungshinweise könnten aber auch in Richtung einer etwas früheren Fertigstellung bis zur Einwölbung schon um 1320 interpretiert werden. Zwischen 1300 und 1319 ist immerhin die längste Periode in der keine Nachrichten über Altäre oder sonstige Hinweise auf das Kirchenleben überliefert sind, was für einen Zeitraum intensiveren Bauens sprechen könnte. In dem Fall würde sich die Nachricht von 1340 zum Beispiel auf den zu vermutenden zugehörigen Schmuckgiebel beziehen oder auf einen möglichen Vorgängerturm der jetzigen Westturmanlage – falls dieser nicht, ähnlich wie bei der Nikolaikirche, als ein Rest der ersten Marienkirche stehen geblieben war. Allerspätestens mit den beiden letzten Ablässen 1348 und 1352 ist mit einer vollständigen Fertigstellung der zweiten Marienkirche in ihrer ersten Bauphase zu rechnen. Wahrscheinlicher beziehen sie sich aber nach einer ohnehin schon um die 50 Jahre dauernden Errichtungszeit nur noch auf Ausstattungsmaßnahmen.

6.9.5 Datierung durch bau- und materialtechnische sowie stilistische Eigenschaften

Der über die unterschiedlichen Datierungshinweise erschlossene Errichtungszeitraum des Langhauses der Marienkirche liegt zwischen um 1292 und um 1340 bzw. spätestens in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Anhaltspunkte für den seit Leh angenommenen Baubeginn der Feldsteinteile des jetzigen Baukörpers schon um 1270[448] wurden nicht gefunden. Auch über bautechnische oder stilistische Besonderheiten lässt sich nicht darauf schließen.
Die Technik der Feldsteinquadermauer oder der Feldsteinfundamente, deren Steinzwischenräume u. a. mit Dachziegelresten ausgefüllt waren, hat ihre Parallelen in anderen Bauwerken Berlins, die um 1300 ausgeführt wurden. Zu nennen sind die Berliner Stadtmauer mit ihren sichtbaren Resten in der Littenstraße und dem im Grabungsschnitt 4 an der Franziskaner-Klosterkirche freigelegten Teil mit Baugrube sowie die ergrabenen Kirchenfundamente der Petri- und Nikolaikirche[449] und das dem Berliner Rathaus vorangegangene Kaufhaus.[450] Von archäologischer Seite wird für diese Bauvorhaben, fußend auf den Grabungsergebnissen Reinbachers (St. Nikolai) und Seyers (St. Petri), vom Beginn dieser Bauvorhaben im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts ausgegangen, jedoch wurden von

[446] Badstüber / Badstübner-Gröger 1987, S. 18.
[447] Michas 2005, S. 111. Laut freundlicher persönlicher Auskunft von Uwe Michas kommt die Keramik das gesamte 14. Jahrhundert vor und lässt daher leider keine genauere Datierung zu.
[448] Leh 1957, S. 16. Das Datum 1270 bringt bereits Adler ins Spiel, allerdings für den angenommenen Feldstein-Vorgängerbau der jetzigen Kirche. Vgl. Adler 1877, S. 117f.
[449] Michas 2007b, S. 91 u. S. 96f mit Verweis auf Seyer 1987, S. 78, S. 71ff., Seyer 1974 S. 164-167, Seyer 1969, S. 122-139 und Reinbacher 1963.
[450] Für diesen kollegialen Hinweis danke ich herzlich Thomas Seggermann. Mit einer Publikation der Grabungsergebnisse wird frühestens Ende 2013 zu rechnen sein.

Seiten der Kunstgeschichte und Bauforschung seitdem gute Gründe angeführt, die auf eine Eingrenzung der Datierung aller dieser Bauvorhaben auf das spätere 13. Jahrhundert weisen. So ist, wie schon erwähnt, die für die Datierung der Stadtmauer herangezogene Nikolaikirche II nicht schon um 1264, sondern wesentlich überzeugender, erst in den 1290ern im Bau gewesen.[451] Ähnliches gilt auch für die Franziskaner-Klosterkirche, für die nun ebenfalls erst ein Baubeginn nach 1290 höchstwahrscheinlich geworden ist.[452] Zwangsläufig wird der mit der Kirche verbundene Stadtmauerteil dadurch ebenfalls in diese Zeit datiert.[453] In Zusammenhang mit diesen Neudatierungen zeichnet sich ab, dass die vermauerten Dachziegelreste eher doch erst ein Merkmal von im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts begonnenen Bauten sein könnten.[454] Die einmal, vermutlich um diese Zeit, eingeführte Verwendung von Dachziegelbruch wird dann aber über einen längeren Zeitraum beibehalten, wie am Chorsockel der Marienkirche nachzuvollziehen ist (vgl. Abb. 153).

Einer der Bauten von um 1300, für den die Verwendung von Dachziegelbruch noch nicht bekannt geworden ist – vielleicht weil man auch nichts über eine mögliche Vorgängerkirche weiß, von der sie stammen würden? – ist die Heiliggeistkapelle. Mit ihr hat die Bauphase 1 der Marienkirche die großzügige Verwendung von Feldsteinen auch noch oberhalb des eigentlichen Sockels und die Errichtung in deutlich unterscheidbaren Bauetappen gemeinsam. Die Trennung der Bauabschnitte ist auch dort vor allen Dingen durch die Verwendung leicht unterschiedlicher Backsteinformate möglich. Darüber hinaus wurden unterschiedliche, mit Fortschreiten des Baus regelmäßiger werdende Läufer-Läufer-Binder-Verbände festgestellt, die als unterstützendes Argument für eine Bauzeit um 1300 angeführt werden.[455] Der an der Marienkirche zum Teil feststellbare Parallel-Läufer-Läufer-Binder-Verband kommt nach Perlich um 1300 auf.[456] Die zwar in Ansätzen vorhandene, aber noch inkonsequente, mit andern Verbandsarten vermischte Anwendung an der Marienkirche deutet auf eine Entstehung der Mauern noch in einer Frühphase seiner Einführung.

Datierungsrelevante oder für die stilistische Einordnung brauchbare Merkmale an den Backsteinen selbst sind rar. Immerhin bestätigt das Fehlen von Hinweisen auf gewässerte Ziegelformen eine Datierung vor 1350.[457] Die meisten der verwendeten Formsteine (Abb. 99) gehören zum Standardrepertoire und sind zeitlos, wie die einfache Kehle, Fasenstein und Viertelstab. Nach Sünder-Gaß wären die in einer Kehle liegende Wulst (Südportal und darüber liegendes Fenster) immerhin ein Hinweis auf das 14. Jahrhundert und die außerhalb des Gewölbes vorkommende Birn- oder Spitzstabform (besagtes Fenster) sogar ein noch stärker eingrenzbares Merkmal des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts.[458] Schumann beobachtete das Auftreten des von kleinen Wülsten begleiteten Spitzstabs seit dem späten 13. Jahrhundert, z. B. im Giebel der Heiliggeistkapelle in Berlin.[459] Ein derartiger Formstein, zusammen mit anderen in der Bauphase 1 der Marienkirche eingesetzten Typen, war auch in der um 1300 datierten ehemaligen Dominikanerkirche in Berlin verbaut. Die zweitverwendeten, beim Abriss des Nachfolgebaus aufgetauchten Formsteine wurden von Otto Stiehl gezeichnet (Abb. 126). Stein *a* entspricht etwa dem im Moment nicht aufnehmbaren Formstein des äußeren Fenstergewändes über dem Südportal, *g* kommt auf dessen Innenseite und am Südportal vor, *h* an den Kanten der Fensteröffnungen, *i* entspricht den Diensten im Langhaus und *e* der etwas dickeren der Gewölberippen. Mit Vorbehalt kann auch auf Stein *d* verwiesen werden, der dem

[451] Babstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 17, Badstübner 2005, S. 50, Schumann 2011b, S. 291.
[452] Breitling 2007, besonders S. 120.
[453] Michas 2007b, S. 97 sieht für diese stärkere zeitliche Eingrenzung keinen Widerspruch zu den Grabungsergebnissen.
[454] Breitling 2007, S. 102f. beschreibt, dass die Vorgänger-Nordwand der Franziskaner-Klosterkirche keine Ziegel- sondern Feldsteinauszwickelung in der in Lagen versetzten Außenseite aufwies.
[455] Barth 2005b, S. 90.
[456] Dies. 2003, S. 106.
[457] Laut Perlich 2007, S. 186 ist die Verwendung von gewässerten Streichformen in Brandenburg ab Mitte des 14. Jahrhunderts typisch.
[458] Sünder-Gaß 2000, S. 671.
[459] Schumann spricht von „gespitztem Rundstab“. Vgl. ders. 2005, S. 270, Abb. 267.

nur im Gewändeprofil des Südportals vorkommenden überformten Formstein ähnelt (vgl. Abb. 70) und genauso am Portal des Hohen Hauses vorkommt. Für das im Märkischen Museum aufgestellte Portal aus der ehemaligen Residenz der brandenburgischen Markgrafen in der Klosterstraße in Berlin liegen die Datierungsvorschläge zwischen um 1300 und nach 1320 (Abb. 127).[460]

Die Verwendung von einzelnen Elementen aus Kalkstein, wie dem mutmaßlich mittelalterlichen umlaufenden Sockelgesims, den Pfeilerbasen, den nicht mehr vorhandenen Dienstkapitellen bzw. Gewölbekonsolen der Ostwand und den Gewölbeschlusssteinen, stellt eine Verbindung zur etwa gleichzeitig gebauten frühgotischen Halle der Nikolaikirche her. So bestehen die stilistisch mit der Franziskaner-Klosterkirche in Verbindung stehenden Kapitellkämpfer des zu einem Fenster zugemauerten ehemaligen Südportals (der sogenannten Brautpforte), Schlusssteinfragemente und die Basen der Schiffspfeiler ebenfalls aus Kalkstein.[461] Eine im Märkischen Museum aufbewahrte Dienstkonsole aus Kalkstein des späten 13. oder frühen 14. Jahrhunderts mit dem Fragment eines Kopfes aus dem Fundkomplex vom Krögel wird ebenfalls mit diesem Bau oder auch mit dem gleichfalls um 1300 in Bau befindlichen Rathaus in Verbindung gebracht.[462] Da dasselbe Material auch bereits in den Okuli des Westriegels der Nikolaikirche, also schon im Vorgängerbau, verbaut wurde,[463] scheint der Kalkstein zumindest ein für Details schon sehr früh übliches oder zumindest vorkommendes Baumaterial in Berlin gewesen zu sein. Der in Berlin im Mittelalter eingesetzte Kalkstein stammt mit größter Sicherheit aus dem nahen Rüdersdorf. Dies wird u. a. belegt durch die petrografisch bestimmten Baudetails der Marienkirche. Kurz vor 1250 gelangte das Gebiet mit den Kalksteinvorkommen als landesherrliche Schenkung in den Besitz des Zisterzienserklosters Zinna,[464] womit offenbar der Abbau der Lagerstätten begann. Der vereinzelt nachweisbare Einsatz des Baumaterials in Berlin schon in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts spricht für eine wohl von Beginn der Produktion an bestehende Versorgung der Stadt durch den Klosterbetrieb.[465] Folgerichtig wurden auch im Fundament der Stadtmauer in dem Abschnitt am Gasthof „Zur letzten Instanz“ Rüdersdorfer Kalksteine gefunden.[466]

Trotz der prinzipiellen Möglichkeit der Verwendung von Kalkstein und seinem tatsächlichen Einsatz in der Kirche, hat man sich bei den Dienstkapitellen bzw. Gewölbekonsolen (Nordseite ohne Dienste) für den Einsatz von Gipsstuck entschieden. Bislang sind in Berlin nur zwei andere mittelalterliche Beispiele für den Einsatz dieses Kunststeines bekannt. Es handelt sich um das Pfeilerkapitell der Mittelsäule der Gerichtslaube des Berliner Rathauses[467] und die Kämpferblöcke des Eingangsportals des Hohen Hauses, die beide aus dem frühen 14. Jahrhundert stammen (Abb. 127, 128). Neuerdings wird nicht zuletzt aufgrund der Stuckverwendung eine Datierung beider Gebäude auf nach 1320 vorgeschlagen, weil dessen Einführung mit dem Regierungswechsel nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen in Verbindung gebracht wird. Demnach hätten die Wittelsbacher eine andere Architektur gefördert als ihre Vorgänger, in deren Regierungszeit eine Blüte des virtuos ausgeführten Backsteindekors fällt.[468] Mit der neu entdeckten Parallele in der Marienkirche relati-

[460] Für die frühere Datierung siehe Schich 2002, S. 172 nach Julius Kohte, Das Hohe Haus in Berlin, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 48. Jg, 1936, S. 4-20. Für eine Entstehung erst unter wittelsbachischer Herrschaft spricht sich Schumann aus, ders. 2011a, S. 38.

[461] Nitschke in Reinbacher 1963, S. 78; Badstübner 1994, S. 42, ders. 2005, S. 50. Die von Badstübner ebenfalls als Kalkstein angesprochenen Dienstkonsolen werden lt. optischer Beurteilung neuerdings als Sandstein eingeschätzt, Raue 2011, S. 330. Schumann hält sie nun außerdem für nicht wiederverwendet, sondern erst ab 1460 mit dem Langhaus errichtet. Vgl. Schumann 2011b, S. 316.

[462] Knüvener / Schumann, 2011, S. 324, Katalognummer 129.

[463] Badstübner 1987, S. 67. Der Kalkstein wurde dort im Farbwechsel mit rotem Granit eingesetzt.

[464] Schich 2002, S. 235.

[465] Erst ab dem 14. Jahrhundert ist der Stadthof des Klosters in Berlin am Stralauer Tor nachzuweisen, wo sich auch die städtische Kalkscheune befand. Ebd.

[466] Schroeder 1993, S. 116.

[467] Die Gerichtslaube wurde anlässlich des Neubaus des Berliner (Roten) Rathauses 1861-69 abgetragen und 1871/72 verändert im Babelsberger Park in Potsdam wieder aufgebaut. Vgl. Dehio Berlin 2000, S. 74.

[468] Schumann 2011a, S. 38 u. Katalognummer 128. Vor den diese neue Interpretation hervorrufenden Ausgrabungen am Rathaus bzw. der Kaufhalle mit der offensichtlich später angebauten Gerichtslaube wurde das Gipsstuckrelief von

viert sich dieser Bezug, denn es gibt bislang keinen Hinweis, dass die Markgrafen sich unmittelbar nach ihrem Regierungsantritt besonders in der Kirche engagiert hätten. Sie treten erst 1334 mit einer Altarstiftung in Erscheinung.[469] Auch müssten die als Gipsstuckquader im Mauerwerksverband der Außenwände verbauten Dienstkapitelle laut der für die Marienkirche vorgeschlagenen Datierung der Bauabfolge schon vor 1320 entstanden sein, wenn um diese Zeit schon die Traufe erreicht war. Es ist zu überlegen, ob die Herstellungstechnik tatsächlich so „exotisch" und „außerordentlich selten" für die Mark Brandenburg war, wie es aufgrund der wenigen bislang bekannten Beispiele scheint.[470] Die frühesten bekannten Beispiele stammen immerhin schon von um 1250 und sind die Stuckkonsolen in den Seitenschiffen der Klosterkirche von Zinna. Dort wurde aber offensichtlich eine etwas andere (nach Schumann vom Harzvorland beeinflusste) Technik als in der Marienkirche oder im Hohen Haus angewandt, indem der Hochbrandgipsstuck auf Feldsteinrohlinge aufstuckiert wurde. Eine Rotfassung sorgt für die Vorspiegelung von Backstein.[471] Des Weiteren kennt man die in der Zeitstellung mit den Berliner Beispielen vermutlich vergleichbaren Schlusssteine aus Hochbrandgipsstuck in einem Gewölbesaal im Obergeschoss des Westflügels im Dominikanerkloster Brandenburg.[472]

Da sich die einzigen bekannten Beispiele in Berlin allesamt ins frühe 14. Jahrhundert datieren lassen, liegt tatsächlich ein Zusammenhang nahe. Aufgrund ihrer vollflächigen Überarbeitung können die Stuckkapitelle der Marienkirche nicht mehr stilistisch mit den Reliefs der beiden anderen Stücke verglichen werden, die ihrerseits keine besondere Verwandtschaft aufweisen. Für nähere Schlussfolgerungen wären daher Materialuntersuchungen des jeweiligen Stucks wünschenswert, um eine mögliche technologische Beziehung feststellen zu können. Während die Stuckkapitelle der Marienkirche deutlich bläulichgrau eingefärbt waren, werden die Kämpferfriese des Hohen Hauses als leicht grau beschrieben[473] und erscheint der Kämpferfries der Gerichtslaube eher weiß. In allen drei Fällen handelt es sich nicht um auf eine Oberfläche aufstuckierte Reliefs, sondern um blockhafte Werkstücke, die „konstruktionsfähig" eingebaut wurden.[474] Eine wichtige technologische Frage wäre nun, wie die Reliefs am Blockguss hergestellt wurden. Sie können, wie für die Portalkämpfer des Hohen Hauses beschrieben, vor dem Abtrocknen mit messerähnlichen Werkzeugen geschnitten und modelliert[475] oder in abgetrocknetem Zustand mit Steinmetzwerkzeugen gehauen worden sein.[476] Eine dritte Möglichkeit wäre die gemeinsame Herstellung von einzumauerndem Block und räumlich hervortretenden Teilen in einer mehrphasigen Gusstechnik, die für das Preußenland für die Zeit seit um 1300 beschrieben wurde.[477] Über die Bearbeitungstechnik lassen sich Rückschlüsse auf die Herkunft der Handwerker ziehen. Im Fall des Hohen Hauses könnte es ein in der Bearbeitung von keramischem Baudekor geschulter Meister gewesen sein. Leider kann man über die Herstellung der Dienstkapitelle der Marienkirche dazu aufgrund der Überarbeitungen und der dick aufliegenden Fassungen bislang nichts aussagen.

Schumann um 1300 eingeordnet und die besondere Materialverwendung mit der in Berlin residierenden ottonischen Linie der askanischen Markgrafen im Gegensatz zur einen besonderen Backsteindekor fördernden johanneischen Linie gedeutet. Vgl. Schumann 2008, S. 108.

469 Huch / Ribbe 2008, S. 94, Teilabschrift bei Fidicin 1880, S. 63f. Nr. XXII; Fidicin 1837, T. 3, S. 96.

470 Zitiert nach Raue 2008, S. 161 u. 171.

471 Raue 2005, S. 107, Schumann 2008, S. 93.

472 Raue 2008, S. 161 u. 171. Zahlreiche Beispiele von zumeist Kopfkonsolen und -kapitellen der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der im Mittelalter zu Brandenburg gehörigen Altmark, Lüneburg und Wismar stellte vor kurzem Rümelin 2011 zusammen, darunter die Stuckkonsolen aus der Marienkirche in Salzwedel, die kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts datiert werden. Zu Salzwedeler Stuckbeispielen auch Knüvener 2008, S. 55, Abb. 29 S. 54.

473 Schumann 2011a, Katalognummer 128, S. 324.

474 Diesen anschaulichen Begriff nutzte für die Beschreibung des Pfeilerkapitells der Gerichtslaube Pospieszny 2002, S. 186.

475 Schumann 2011a, Katalognummer 128, S. 324.

476 Koller 2002, S. 78 beschreibt für die österreichischen Gipsstuck-Kunststeine beide genannten Techniken.

477 Pospieszny 2002, S. 187.

Als „Einflussregion“ für die Übernahme der Gipsstucktechnik in Brandenburg wurde auf die Küstenregion Norddeutschlands verwiesen,[478] wo sich seit 1260 in Lübeck, etwas später in Wismar, dann Rostock, Greifswald und anschließend im ganzen Ostseegebiet Stuck aus Hochbrandgips verbreitete. Interessanterweise geschah dies parallel zum Import von Naturstein für Bauskulptur und nicht als Alternative.[479] So darf auch der Einsatz von Gipsstuck neben Kalkstein an der Marienkirche nicht verwundern. Als Gründe für diese Uneinheitlichkeit werden die in Stuck im Vergleich zur Steinbildhauerei mögliche raschere Arbeitsweise[480] und die Verfügbarkeit von Handwerkern genannt. Beides sind Gründe, die auch im Fall der Marienkirche durchaus zutreffen können. Wo keine Steinmetzen vorhanden waren, konnten Schnitzer, Stuckateure, Maler und andere „Nicht-Steinmetze“ die Dekors ausführen[481] oder Backsteinwerkstätten die Herstellung der ganzen Werkstücke übernehmen.[482]

Als allerdings nicht sehr präzise Datierungshilfe lässt sich ferner noch die farbige Gestaltung des Baus heranziehen. Sämtliche bisherigen Befunde betreffen ohne Putz direkt auf die Backsteinflächen aufgetragene Lasuren, die als typisch für die Zeit ab um etwa 1280 bis ins 14. Jahrhundert gelten. Dasselbe trifft auch auf die für die Fassaden bislang in kleinen Resten nachgewiesene Farbigkeit Rot und Grau zu. Nach Holst war der Wechsel von Grauschwarz und Rot bereits um 1300 ein beliebtes Farbenspiel.[483] In Brandenburg wird nach Raue die Graufassung aus mit Holzkohle versetztem Kalk ab dem 4. Viertel des 13. Jahrhunderts bedeutend.[484] Zunächst setzt man Grau ab 1280 für Fassadendetails ein, in einer Zeit als die Backsteinbauweise und das anfangs hochgeschätzte Rot bereits gängig geworden waren. Beispiele dafür sind das Gesims der Klosterkirche Chorin und das Chorgesims der Dominikanerkirche Brandenburg nach 1281 mit im Werksteinformat aufgemalten Fugen. Um 1300 war Grau eine Alternative zum Rot als flächige Fassadenfassung geworden, so am Küchenhausgiebel und Neuen Pfortenhaus in Chorin und am Ostgiebel von St. Nikolai in Frankfurt/Oder. Grau kann laut Raue sogar als Modefarbe an landesherrschaftlich geprägten Großbauten des letzten Viertels des 13. Jahrhunderts bezeichnet werden, die in der Folge an Kirchen- und Rathausgiebeln des 14. Jahrhunderts weite Verbreitung erlangte.[485] Bestätigt wird diese typische Fassadenfarbigkeit auch durch eine um 1415 datierte Himmelstor-Darstellung im Chor der Marienkirche in Herzberg/Elbe, die ein rotfarbenes Gebäude mit grauem Stufengiebel zeigt.[486]

Für die Innenraumgestaltung mit weißer Unterwand und roter Oberwand mit weißen Malfugen gibt es im Chor der Mönchskirche von Salzwedel eine Parallele. Nur findet dort der Farbwechsel nicht oberhalb, sondern unterhalb der Gewölbekonsolen statt (Abb. 129). Da der Chor erst 1435-53 errichtet wurde, können die ausgeführten Fassungen kaum einen besonderen Bezug zueinander haben.[487] Ein weiterer, der Marienkirche zeitlich vermutlich vorausgehender Beleg für ein Fugennetz an der Ober- nicht aber der Unterwand könnte in der Berliner Heiliggeistkapelle der Gestaltungsphase von um 1300 vorliegen. Auch dort ist eine Rotfassung mit Malfugen nur in der oberen Wandhälfte aus reinem Backsteinmauerwerk nachweisbar gewesen. Die untere Wandpartie besteht wie in der Marienkirche aus Feldsteinmauerwerk mit Ziegelanteilen und einem die hervortretenden Steine

[478] Schumann 2011a, S. 38.
[479] Holst 2005a, S. 15f. Holst 2005b, S. 362. Zeitliche und örtliche Parallelität des Einsatzes von Kunst- und Naturstein wurde auch in Österreich konstatiert. Dazu Koller 2002, S. 74.
[480] Hoernes 2002, S. 20, 22.
[481] Hoernes 2002, S. 15-19.
[482] Pospieszny 2002, S. 186.
[483] Holst 2005, S. 16.
[484] Raue 2008, S. 170.
[485] Raue 2008, S. 47 und 107.
[486] Raue 2005, S. 108, Abb. 189
[487] Die Bauzeit ist inschriftlich durch den Baumeister Henricus Reppenstorff am Lettner der Kirche überliefert. Dehio Sachsen-Anhalt I 2002, S. 804f.

sichtbar belassenden „Fugenstreichputz“, was eine durchgängige Malfugenfassung verhindert hat.[488] Die Gestaltungsgrenze zwischen Malfugenfassung und vergleichsweise roh belassener Unterwand in dem zu dieser Zeit noch flach gedeckten Saal dürfte genau am Materialwechsel vom Feld- zum Backstein gelegen haben. Leider nur im östlichen Teil der Nordwand lag der Ziegelausgleichslage auf dem Feldsteinunterbau eine Fassung aus horizontalen Linien in der Abfolge Rot-Blau-Rot auf, die vermutlich diese Grenze markierte.[489] Die Befunde reichen aber nicht aus, um auf die einheitliche Gestaltung des ganzen Raums mit einer durchgehenden Malfugengrenze auf gleicher Höhe zu schließen.

Wesentlich mehr, ebenfalls über einen größeren Zeitraum verteilte Beispiele finden sich für die einheitliche Raumfassung aus mit Ziegelmehl rötlich gefärbter Kalkschlämme mit weißer Fugenmalerei. Zu nennen ist als frühestes Beispiel in Brandenburg aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts die Marienkirche in Frankfurt/Oder.[490] Es folgen bis um 1300 Chor und Querhaus der ersten Bauphase der Klosterkirche Chorin, Kirche und Konventsgebäude der Dominikaner in Prenzlau, die Franziskanerkirchen St. Johannis in Brandenburg/Havel, in Angermünde und Berlin. Auch der Chor der Dominikaner-Klosterkirche in Brandenburg erhält um diese Zeit erstmals eine derartige Fassung, die im Kloster und in der Kirche bis ins 15. Jahrhundert in verschiedenen Ausführungen wiederholt wird.[491]

6.10 Wiederverwendung oder Noch-Verwendung von Feldsteinquadern?

Für die Verwendung der Feldsteinquader ist aufgrund des de facto Nachweises eines Vorgängerbaus aus Quadermauerwerk mit Fugenmalerei die alte, auf Lübke zurück gehende These einer Wiederverwendung wieder aktuell geworden.[492] Allerdings gilt dasselbe wie für die sekundär verwendeten Dachsteinbruchstücke der Auszwickelung: Um sie schon von Baubeginn an wiederverwenden zu können, musste der Vorgängerbau oder zumindest Teile davon schon abgerissen worden sein. Da der einzige über die gefassten Putzreste mit Sicherheit als wiederverwendetes Baumaterial anzusprechende Feldstein aus dem Pfeilerfundament laut Grundrissgeometrie einem schon fortgeschrittenen Bauabschnitt angehört, der ziemlich sicher erst einige Zeit nach der Errichtung der Außenwände aufgeführt wurde, liefert er dafür keinen stichhaltigen Beweis. Es spricht sogar eher noch dafür, dass kurz vor dem eher späten Bau der Pfeiler tatsächlich noch Altsubstanz vorhanden war, die für sie entfernt werden musste. An den Feldsteinen des Unterbaus selbst wird sich die Frage kaum klären lassen, denn einem Feldstein sieht man „in der Regel nicht an, ob er zweit- oder drittverwendet wurde“[493]. Außen sichtbare Steine wurden sicherlich nur von altem Mörtel gereinigt verbaut. Tatsächliche Wiederverwendung liegt immerhin für das spitzbogige Feldsteinportal an der Nordseite nahe, auf dessen Verwandtschaft mit dem Westportal der Nikolaikirche bereits hingewiesen wurde (vgl. Abb. 47 und 49a). Letzteres wird wiederum als Nachfolger des nach 1230 entstandenen, erstmals mit Scheitelsteinen ausgeführten Querhausportals der Klosterkirche in Zinna gesehen und um 1250 datiert,[494] ähnlich wie das zum Erstbau der Franziskaner-Klosterkirche in Angermünde

[488] Zur Fassungsbeschreibung Breitenfeldt 2005, S. 150. Leider geht aus der Beschreibung nicht ganz eindeutig hervor, ob auch die Partien mit Mischmauerwerk rot getüncht wurden. Sicher war die Malfugenfassung nur an der östlichen Oberwand nachzuweisen.

[489] Kartiert im Längsschnitt mit Ansicht der Nordwand, siehe Planbeilage 4 zu Barth 2005b. Für die persönliche Erläuterung des Befunds bedanke ich mich. Interessanterweise liegt diese Grenze genau auf etwa halber Höhe der Konsolen des 1520 eingezogenen Gewölbes.

[490] Raue 2008, S. 67f.

[491] Ebd. S. 41, 140, 166 und 147-152, zu den Befunden in der Franziskaner-Klosterkirche Berlin Breitling 2007, S. 108.

[492] Lübke 1861, Sp. 7.

[493] Burger 1998, S.15. Ähnliches bemerkte auch Sünder-Gaß 2000, S. 633f.

[494] Schumann 2007b, S. 289f., vgl. auch Fußnote 16. Badstübner 1994, S. 37 hielt die spitzbogigen Stufenportale allerdings für wenig hilfreich für eine Datierung, da sie vermutlich über einen längeren, allerdings nicht genauer definierten Zeitraum gleichbleibend gebaut worden wären.

gehörende Westportal von um 1253 (vgl. Abb. 49b).[495] Eine Neuanfertigung eines derartigen Portals an der Marienkirche zu Beginn der 1290er Jahre wäre – abgesehen von der überhaupt fraglichen Ausführung mit Stufen – demzufolge schon etwas spät.

Aufgrund dieses Portals und des hohen Unterbaus aus Feldstein wurde von Badstübner vorgeschlagen, die Marienkirche sei noch mit Feldsteinen um 1270/80 begonnen und erst während des Bauverlaufs zu einem Backsteinbau geworden. Als entscheidend für den Materialwechsel wird der von Müller griffig so bezeichnete „Fall des Backsteinmonopols" gegen 1300 angenommen,[496] d. h. der zuvor nur für durch den Landesherrn oder andere Territorialherren protegierte Bauten zur Anwendung gekommene Backstein wird plötzlich auch für die Kommunen verfügbar.[497] Ob der dabei für Sockel und untere Wandpartien noch verwendete Feldstein aus Zweitverwendung stammt oder nicht, spielt dabei im Prinzip keine Rolle. Der an der Nordseite auch außen bis an die Fenstersohlbänke reichende Feldsteinsockel und der an der Südseite zwar innen fast genauso hoch geführte Feldstein, der aber außen mit Backstein verblendet ist, können nach wie vor zur Unterstützung dieser These angeführt werden. Es scheint sich während des Baus die Gesinnung gegenüber dem Material verändert zu haben. Man wollte den Feldstein zugunsten des höherwertigen Backsteins, als man an der Südfassade angekommen war, möglicherweise verstecken. Hoffmann-Axthelm vermutet in einem ähnlichen Fall in St. Jakobi in Perleberg, wo das bewusste Verblenden über weit größere Flächen allerdings viel offensichtlicher ist, man hätte das Zeigen des Feldsteins in dieser Frühzeit des rein kommunalen Backsteinbaus geradezu als anstößig empfunden.[498] Übertragen auf die Marienkirche, wäre hier das Aufkommen dieses Empfindens eine Zäsur, die erst nach dem Bau des Nordunterbaus während des Baus des Südunterbaus aufgetreten sein müsste.

Es soll hier nicht bestritten werden, dass die Verfügbarkeit des Backsteins als kommunales Baumaterial in Berlin nicht allzu viel vor 1300 tatsächlich stattgefunden hat und daher die Welle an neuen Backsteinbauten erst möglich wurde.[499] Im Gegenteil, es verdichten sich die Argumente, die sogar auf einen relativ konkreten Zeitpunkt kurz nach 1290 hinweisen. Insofern gehört das Langhaus der Marienkirche in jedem Fall zu den ersten Backsteinbauten Berlins und zeigt schon per se die Tatsache der Einführung der neuen Bautechnik auch für die städtische Auftraggeberschaft an. Ob aber in der Marienkirche tatsächlich sozusagen eine gebaute Momentaufnahme der plötzlichen Ablösung des Feld- durch den Backsteinbau vorliegt, möchte ich hinterfragen.[500] Über den eigentlichen Sockel hinausgehende Obersockel z. B. kommen auch anderswo und später noch vor, wo diese Begründung gar nicht mehr greift.[501] Es gibt sogar an der Marienkirche selbst einen Hinweis, der

[495] Badstübner 1994, S. 39, Abb. 6. Diesem Portal fehlt in der äußeren Stufe der Scheitelstein, sonst hat es aber wie das Marienkirchenportal die nicht lagerechten Laibungen.

[496] Müller 2005, S. 222.

[497] Badstübner 1972, S. 5 (wiederholt in ders. 2006, S. 4); ders. 1994, S. 41f. und ders. 2005, S. 49. Daraus resultiert bei märkischen Stadtpfarrkirchen „um 1300 eine Baukonjunktur [...], in der die als Feldsteinbauten in der Mitte des 13. Jahrhunderts begonnenen Anlagen zu repräsentativen Backsteinhallen umgebaut wurden." Schumann 2006, S. 26, Anm. 13.

[498] Hoffmann-Axthelm 2010, S. 19.

[499] Dass die Schenkung der Ziegelscheune zwischen Berlin und Tempelhof an die Franziskaner zu Berlin durch Ritter Jacob von Nybede im Jahr 1290 dieser Zeitpunkt des Übergangs der Ziegelproduktion von feudale in städtische Hand sein könnte, vermutete bereits Borrmann 1893, S. 188. Vgl. dazu Badstübner 1994, S. 34. Der nun auch später angenommene Baubeginn der Franziskaner-Klosterkirche würde die Wichtigkeit dieser Schenkung für den Übergang zur Backsteinbauweise in der Stadt Berlin bestätigen. Ob allerdings diese eine Ziegelscheune die Baukonjunktur in Berlin um 1300 vollständig bedienen konnte, darf mit Michas 2007, S. 97 bezweifelt werden.

[500] Eher könnte man das an der Heiliggeistkapelle vermuten, wo ein wesentlich fließenderer Übergang vom Feldsteinbau mit teilweisen Backsteinverblendungen zum Backsteinbau, d. h. vom ersten zum zweiten Bauabschnitt festgestellt wurde. Die Feldsteinwandabschnitte sind dort an jeder Wand unterschiedlich hoch. Barth 2005b, S. 88 nach Untersuchungsergebnissen von Dirk Schumann.

[501] Als Beispiele wären der Hallenumgangschor von St. Nikolai in Luckau der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts zu nennen, dessen auffällig sorgfältiger Naturstein-Unterbau (Raseneisenstein) ebenfalls bis knapp unter die Fenstersohlbänke reicht, ähnlich wie an der Petrikirche in Seehausen oder der Nikolaikirche in Osterburg, weiterhin der sog. Dom St.

dagegen spricht. Im Chor, der, wie wir nun wissen, fast 100 Jahre später angebaut wurde, wird der über den eigentlichen Sockel hinausgehende Feldsteinunterbau beibehalten.

Es scheint mir daher legitim, stärker auf bewusste Gestaltungsabsichten der Planenden hinzuweisen, die sich aus dem Verfügen über zwei farblich und im Charakter ganz unterschiedliche Baumaterialien ergeben. Das Erkennen des ästhetischen Kontrasts zwischen wehrhaftem, auch bei gründlicher Bearbeitung noch eher roh wirkendem Feldstein in seinen Grauschattierungen und dem in kräftigem Rot mit scharf geschnittenen Kanten und Fugen sowie mehr oder weniger Formsteindekor hoch aufragenden Backsteinmauerwerk wird man voraussetzen können.[502] In diesem Sinne ist die Asymmetrie zwischen Nord- und Südfassade auch als gewollte Gestaltungs- oder Bedeutungsabsicht deutbar. Sie kann sich auch schlicht durch die Anpassung der Höhe des Unterbaus an den Scheitel des wiederverwendeten Feldsteinportals ergeben haben. Oder aber durch eine von vornherein unterschiedliche Herangehensweise an die beiden Seiten. Für die ungleiche Gestaltung der Fassaden gibt es Parallelen, wobei die Nordseite jeweils die einfachere Gestaltung aufweist.[503] Welche Bedeutung dahinter steht, lässt sich nur mutmaßen. Eine Unterscheidung von Hauptansichtsseite und untergeordneter Rückansicht dürfte an der Marienkirche eine Rolle spielen, wenn man den späteren Sakristeianbau an der Südfassade bedenkt, der mit einem Schaugiebel versehen wurde. Die Zuordnung der Hauptansichtsseite blieb bis zu ihrer Freilegung unbestritten die Südseite, sie wurde bei weitem häufiger dargestellt als die Nordseite.

Das muss aber nicht unbedingt bedeuten, dass bereits im Mittelalter eine Rangordnung im Sinne einer Höherwertigkeit der einen gegenüber der anderen Gebäudeseite bestand. Zumindest legt dies die sehr wahrscheinliche wesentliche Begründung für die Wiederverwendung von Teilen des Vorgängerbaus nahe. Dass „gebrauchtes“ Baumaterial hauptsächlich aus reiner Sparsamkeit eingesetzt wurde, wie Lübke vorschlug,[504] darf bezweifelt werden. Auch wenn für den wiederholten Einsatz der einmal mühevoll zugerichteten Feldsteine diese Motivation nicht vollkommen von der Hand zu weisen ist, hat es mit Sicherheit noch weitere Beweggründe gegeben. Bergung und Wiederverwendung von Baumaterial in einem Nachfolgebau und noch mehr das offensichtliche Zurschaustellen eines schon veralteten Portaltyps weisen in eine ganz andere Richtung, die in den vergangenen Jahren besonders von Matthias Müller stärker herausgearbeitet wurde.[505] Die Aufnahme von Teilen des ersten Baus in den Nachfolgebau wird demnach als konkreter Verweis auf die schon lange bestehende christliche Tradition am Ort und die Demonstration einer erwünschten Kontinuität *(Traditio loci)* zu verstehen sein, als ein materielles und ideelles ‚Aufgehobensein' des Altbaus im Neubau.[506] Ein ähnliches, aber späteres Beispiel für den Einbau eines romanischen gestuften Rundbogenportals im Mauerverband des spätgotischen Neubaus findet sich in St. Marien im nahe gelegenen Bernau, bei dessen insgesamt aufwändiger Bauweise nach Sünder-Gaß Sparsamkeit sicher keine Rolle gespielt haben kann, sondern eher Respekt vor der Altehrwürdigkeit *(Dignitas)*.[507] Ähnliches dürfte auch bei der etwa zeitgleich entstandenen, noch nicht weiter untersuchten und schon zum Grundrissvergleich herangezogenen Pfarrkirche St. Nikolai in Jüterbog der Fall sein, wo die Backsteinhalle ebenfalls auf einem bis etwa Sohlbankhöhe reichenden Unterbau ruht, der aus vermutlich wiederverwendeten, sehr regelmäßig lagerecht geschichteten Feldsteinquadern des

Nikolai in Stendal, wo ebenfalls über dem eigentlichen, üblichen vorgestuften Feldsteinsockel noch einige Lagen Feldsteinquader folgen. Mehr Beispiele aus dem Umkreis der Stendaler Kirchen des 15. Jahrhunderts bei Sünder-Gaß 2000, S. 634f.

502 Vgl. dazu die in vorhergehendem Kapitel behandelte Bedeutung von Fassungen in den Farben Grau und Rot vom Ende des 13. bis ins 15. Jahrhundert.

503 Seggermann 2001, S. 11.

504 Lübke 1861, Sp. 7.

505 Müller 2005 und ders. 2011.

506 Letztere Formulierung zitiert nach Raue 2008, S. 40.

507 Sünder-Gaß 2000, S. 596f.

Vorgängerbaus besteht.[508] Bei der Beibehaltung eines Bauteils *in situ* ist dieser Gedanke noch offensichtlicher, wie bei dem an der spätgotischen Berliner Nikolaikirche beibehaltenen Westriegel der romanischen Basilika (Abb. 130).[509] Dass die *Renovatio* im Kirchenbau in ihren von Müller untersuchten vier verschiedenen Verfahren lange kein nur dem spät besiedelten deutschen Nordosten eigenes Bedürfnis war, sondern ein europaweites Phänomen, belegen weit entfernte ähnliche Beispiele, die Müller zusammengetragen hat. Eines darunter ist der Stephansdom in Wien, der zu dieser Zeit noch den Status einer normalen Pfarrkirche innehatte. Dort wurde die romanische Westturmanlage mit den beiden Heidentürmen und dem dazwischen liegenden Stufenportal (Riesentor) dem hochgotischen Neubau integriert.[510]

7. Bauphase 2 – der Anbau des Chors und der Ostgiebel (um 1395)

7.1 Der Ostgiebel

Der Schmuckgiebel, der das Langhausdach nach Osten abschließt, ist ein Dreiecksgiebel, der durch neun über die Giebelschrägen ragende pfeilerartige Lisenen und dazwischen befindliche Paare von ansteigenden Spitzbogenblenden gegliedert wird (Abb. 131, 132, vgl. Gesamtansicht Abb. 2). Die jeweils beiden äußeren Wandpfeiler und Doppelblenden beginnen an der Grundlinie des Pfeilerblendengiebels, direkt oberhalb der Ostwand. Die übrigen Blendenunterkanten sind paarweise in der Höhe gestaffelt. Dieser Staffelung folgen auch die innen liegenden Pfeiler, die jeweils halbseitig erst an der Unterkante der Blenden aus der Hauptebene des Giebels hervortreten. Die Wandebene des Giebeldreiecks liegt relativ weit (drei Steinlängen) von der Wandebene der darunter befindlichen Ostwand zurückgesetzt. Zwischen beiden Ebenen vermittelt eine schräge Wasserablaufkante, daher entspringen die auf unterschiedlichen Ebenen liegenden Wandvorlagen und Blenden in unterschiedlicher Höhe. Einen Stein vor der Giebelebene mit den Blenden liegen die Vorlagen, die Blendenrücklagen einen halben Stein dahinter. Bis auf den mittleren setzen sich die zwei Steine breiten Wandpfeiler über dem Giebeldreieck als quadratische Fialen fort. An der Giebelspitze ist die Wandvorlage wesentlich breiter und durch eine Öffnung mit Dreiblattbogen in einer flachen Dreiecksnische durchbrochen.

In den Zwischenräumen zu den beiderseits folgenden Wandpfeilern finden aufgrund der Breite der mittleren Vorlage ausnahmsweise nur je eine ganze und eine angeschnittene Spitzbogenblende Platz. Diese Anordnung würde zu der Annahme verleiten, die mittlere Vorlage sei nachträglich. Es ist aber nicht nur der Typ des Kantenformsteins mit Rundstabprofil der gleiche wie für die Pfeiler, sondern auch die Steinfärbungen gleichen sich. Die glatten roten Formsteine heben sich von den normalen dunkleren Mauersteinen deutlich ab. Obwohl durch das Einschneiden in die Blendenrücklagen ein anderer Eindruck entsteht, liegt die breite zentrale Vorlage auch auf gleicher Ebene mit den übrigen Pfeilern. Sowohl Vorlage als auch Pfeiler liegen eineinhalb Steinlängen vor den Blendenrücklagen oder eine Steinlänge vor der Giebelfläche (Abb. 132a). Leider ist die für eine Klärung der Zusammengehörigkeit entscheidende Einbindung der mittleren Vorlage in die Rücklage aufgrund des Verputzes nicht überprüfbar.[511] Es bestätigt aber die von innen zum Teil einsehbare Giebel-rückseite die äußere Gestaltung: etwa am Ansatz der Vorlage im oberen Drittel des Giebels verringert sich die Wandstärke

[508] Buchinger / Cante 2000, S. 66.

[509] Für Westturmbauten liegen wohl zusätzliche symbolische Gründe vor, die mit der Verkörperung von Rechtstiteln zu tun haben. Dazu Badstübner 1994, S. 38, aufgegriffen und untermauert bei Müller 2005, S. 271.

[510] Ausführlich zu dieser Thematik in ihren verschiedenen Aspekten und mit bestätigenden schriftlichen Überlieferungen Müller 2011, darin der Verweis auf eine kürzlich entstandene Dissertation mit dem Titel „Die Tradition des Ortes“ von Hauke Horn, in der anhand deutscher Fallbeispiele der bewussten Bewahrung der geschichtlichen und materiellen Kontinuität im Kirchenbau nachgegangen wird.

[511] Auch die historischen Fotoaufnahmen vor dem Umbau Blankensteins, auf denen der Putz in den Blenden zum großen Teil fehlt, helfen aufgrund der geringen Detailschärfe in dieser Frage nicht weiter.

durch einen westseitigen Rücksprung um eine Steinlänge. Lediglich die Mittelachse wird in der Breite der äußeren Vorlage in der dickeren Wandstärke weitergeführt. Soweit dies ohne die Möglichkeit zur Untersuchung aus der Nähe anhand der gleichartigen Ziegelsteine und Lagehöhen zu erkennen ist, wurde diese der mittleren Vorlage auf der Ostseite entsprechende Verstärkung bauzeitlich mit der Giebelwand errichtet (Abb. 134).

Deutlich nicht zeitgleich mit der mittleren breiten Wandvorlage sind die zwei von ihr ausgehenden schrägen Arme, die oberhalb des Ansatzes des Chordachs in Richtung Traufkante führen. Die Schrägen sind flacher angelegt als die jetzige Chordachneigung und wurden als nachträgliche Stützkonstruktion eingefügt. Sie beginnen auf dem schrägen Rücksprung oberhalb der Ostwand und verlaufen in deren Wandebene vor der Pfeiler-Blenden-Gliederung. Wie auf Seitenaufnahmen erkennbar ist, wird die Konstruktion nach oben schlanker, d. h. sie läuft Richtung Westen aus, um in die Wandvorlage in der Mittelachse eingreifen zu können (Abb. 133). Der Anschluss ist auf beiden Seiten etwas unterschiedlich, aber er schneidet deutlich erkennbar als nachträgliche Maßnahme in die seitlichen Kanten der Vorlage (Abb. 132a). Die für die schrägen Stützarme verbauten Ziegelsteine sind deutlich schmaler als die der älteren Substanz, können aber im Moment leider nicht vermessen werden. Möglicherweise entspricht das Material dem des zwischen Langhausdach und Chordach befindlichen Spitzbogens, worauf weiter unten zurückzukommen ist.

Nachträglich ist ebenso die jetzige Ausführung der Vorlage oberhalb der Dreiblattöffnung als wimpergbekrönter und mit Maßwerk durchbrochener Dachreiter. Dieser ist eine freie Erfindung Blankensteins von 1893/94 mit wenig Bezug zur sonst sachlichen Giebelgestaltung. Ein ursprünglicher Dachreiter in Form eines Türmchens befand sich lt. den ältesten Kirchendarstellungen in der Dachfläche, nicht in der Ebene des Giebels (vgl. Abb. 7, 8). Ebenfalls auf 1893/94 geht die unterschiedliche Dimensionierung der acht quadratischen Pfeiler zurück. Die etwas wuchtigeren, jeweils mittleren Fialen jeder Giebelschräge wurden als Schornsteine für die damals neu eingebaute Zentralheizung neu aufgemauert.[512] Anlässlich des Einbaus der beiden Schornsteine wurde der Giebel durch ein System von eisernen Ankern zusätzlich verstärkt. Davon sind beiderseits des Chordachs von außen längliche Ankerplatten erkennbar, die sich bis in den Dachraum durchziehen.
Die jüngste Zeitschicht der Giebelsubstanz stammt von 1969, als mit dem Wiederaufbau der obersten südlichen Fiale die Vorkriegssilhouette wiederhergestellt wurde[513] und von 1987, als die 1893 errichteten beiden Schornsteine stillgelegt und anstatt der Schornsteinköpfe analog zu den übrigen Pfeilern Pyramidenbekrönungen aufgesetzt wurden.[514]

Erste Aufgabe einer bauhistorischen Beurteilung des Ostgiebels ist offenkundig die genaue Trennung der mittelalterlichen Substanz von den nachträglichen Veränderungen. Dieses Vorhaben steht im Moment vor der schwierigen Ausgangslage, dass neben der Außen- auch die Innenseite zu großen Teilen nicht aus der Nähe zugänglich ist. Auch fehlt bislang ein Messbild des gesamten Giebels. Es wurde daher behelfsmäßig auf Grundlage des nicht frontal aufgenommenen und daher verzerrten Messbildes der südlichen Giebelhälfte von 1886, des Querschnitts durch den Westteil des Langhauses und der verfügbaren Fotos eine Kartierungsgrundlage entwickelt, in die die erkennbaren Baupha-

[512] Ab dem Choransatz verschwenken die Schornsteinzüge in die Chorseitenwände.

[513] Die Maßnahme lässt sich anhand von datierten Fotos auf zwischen 1969 und 1. Mai 1972 eingrenzen. Im November 1969 erteilt Dipl.-Ing. Rothstein als Vertreter der Denkmalpflegeabteilung des Magistrats „angesichts der an der Marienkirche zu Berlin laufenden Instandsetzungsarbeiten“ die Auflage zur Wiederherstellung der „beiden fehlenden Fialen am Chor“. Vgl. LDA-Archiv, Z 21/34, Mappe 1968-70. Ausgeführt wurde daraufhin offensichtlich die am Ostgiebel fehlende, nicht jedoch die am Chorhaupt fehlende Fiale, die bis heute nicht wiederaufgebaut wurde.

[514] Über die durchgeführten Arbeiten existiert im Archiv der Marienkirche eine S/W-Fotoserie unter dem Namen „Rest der Serie Dachneudeckung“ ohne Angabe des Fotografen oder des Datums. Sie gehört nicht zu den an das ELAB weiter gegebenen Archivalien. S/W-Kopien davon wurden in die Fotodokumentation van den Driesch 2001 aufgenommen und sind dort auf 1987 datiert. Datierte Fotos der Zeit davor bzw. danach bestätigen die Ausführung anlässlich der 750-Jahr-Feier von Berlin in diesem Jahr.

sen eingetragen sind (Abb. 135). Die Ansicht ist um die vom Chordach aus sichtbaren Bereiche unterhalb der Dachhaut ergänzt. Die heutige Spitzbogenöffnung vom Langhaus- in das Chordach bildet die Unterfangung eines mittelalterlichen Bogens, die noch vor den Umbauten 1893/94 ausgeführt wurde. Nachdem 1876 bei Dachreparaturen "Risse am großen Gewölbebogen zum Chor" festgestellt wurden,[515] hat Maurermeister Händly umgehend – lt. eigener Auflistung seiner innerhalb von 34 Jahren für die Gemeinde ausgeführten Arbeiten aus dem Jahr 1885 – "den dem Einsturz drohenden gothischen Bogen in der Marien Kirche des östlichen Giebels mit einem neuen Bogen unterfahren".[516] Diese Untermauerung aus Ziegelsteinen im Reichsformat ist durch eine Rundbogenöffnung durchbrochen, die auf der Westseite von zwei Nischen flankiert wird.

Die restliche vom Dach aus sichtbare Giebelfläche ist mittelalterlich, bis auf Reparaturen und den Schornsteineinbau von 1893/94. Der mit der Untermauerung unterstützte ältere Spitzbogen gehört substanziell nicht zur ältesten Bauphase, sondern wurde gegen vorhandenes Mauerwerk gesetzt (Abb. 134). Die Bauphase des Spitzbogens beschränkt sich fast ganz auf den Verband des Bogens, dessen Rand unregelmäßig entlang der Abbruchkante in die ältere Wand einschneidet. Es wurde für seinen Einbau vom ursprünglichen Giebelmauerwerk nur das nötigste Material entfernt.[517]

7.1.1 Datierung der ersten Bauphase des Ostgiebels

Da der Chor an das Langhaus angebaut wurde, ist man geneigt, die nachträgliche mittelalterliche Spitzbogenöffnung im Ostgiebel als Indiz für einen in Zusammenhang mit diesem Anbau erfolgten Durchbruch in einen bereits vorhandenen Giebel zu werten. Diese naheliegende Annahme hat sich nicht bestätigt. Die für den Spitzbogen verwendeten Ziegelsteine sind mit durchschnittlich 87/132/284 mm deutlich kleiner als die im Chor verbauten Steine oder auch die wenigen messbaren Steine der ältesten Giebelbauphase. Ein derart schmales Format ist überhaupt in der Zeit um 1400 in Berlin bislang nicht nachzuweisen.[518] Es erinnert aber sehr an die Formate der außen angebrachten zweiarmigen Stützkonstruktion, für die ein Zusammenhang mit dem sehr hohen Spitzbogen ebenfalls naheliegt. Sie ist vermutlich anlässlich des Einbaus des hohen Spitzbogens zur Sicherung des darüber befindlichen Mauerwerks nötig geworden.

Gegen einen Einbruch des Bogens gleichzeitig mit der Errichtung des Chors spricht zudem, dass der Bogeneinbruch die Silhouette des Chordachs an einigen Stellen deutlich überschreitet, d. h. nicht mit der Dachneigung abgestimmt ist. Hingegen sind mehrere Indizien anzuführen, die auf einen Bezug von Giebel und Choranbau bzw. Chordach schließen lassen. Beispielsweise orientiert sich die Höhenstaffelung der Blendenpaare zur Mitte hin genau am Ansatz der Schrägen des Chordachs. Die Wandflächen zwischen dem Dach und dem gestaffelten Blendenschmuck sind auch auf den ältesten Aufnahmen vor 1893 völlig ungegliedert – das Chordach überdeckt an keiner Stelle eine ältere Gestaltung. Darüber hinaus findet sich der einzige vorkommende Formstein des Giebels auch am Chor wieder. Sämtliche Pfeilervorlagen des Ostgiebels sind genau wie die übereck stehenden Fialen der Chorstrebepfeiler rundstabprofiliert.

Die erwähnte Wandvorlage im oberen Drittel der unter dem Langhausdach liegenden Westseite des Ostgiebels weist knapp unterhalb des Firsts des Chordachs eine zugesetzte Segmentbogenöffnung auf. Sie wird nicht von den Dachkanten überschnitten, sondern man konnte ursprünglich durch sie von der Kehlbalkenebene des Langhauses auf die Hahnenbalkenebene des Chordachs gelangen (Abb. 134). Die vom Dach aus erreichbaren unteren Wandpartien weisen aufgrund von großflächigen Erneuerungen auch auf der vom Langhausdach an sich einsehbaren Westseite nur noch schmale

[515] LAB, A Rep. 004, Nr. 723 – zitiert nach Deiters 2003.
[516] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 339, unpag.
[517] Zur vermutlichen Datierung des Bogens vgl. Kapitel 13 „Bauphase 9“, S. 183f.
[518] Laut BaRB - freundliche Auskunft von Thomas Seggermann.

Bereiche mit mittelalterlichem Originalmauerwerk auf. Vom ursprünglichen Giebelmauerwerk ist unterhalb des Mauerrücksprungs in Kehlbalkenhöhe nur ein maximal 1 m breiter Streifen entlang des eingebrochenen Spitzbogens sichtbar. Die äußeren seitlichen Giebelflächen jenseits der Stuhlwände wurden jeweils großflächig durch eine Vormauerung aus auffällig helleren Ziegelsteinen ersetzt.[519] Anlass dafür waren offensichtlich Folgeschäden der im Langhausdach an vielen Stellen zu beobachtenden schweren Brandspuren von 1518. Das als älteste Phase erkannte Mauerwerk und auch der eingebrochene Spitzbogen sind stark beschädigt. Die Ziegeloberfläche ist zum Teil abgeplatzt und daher vollkommen uneben. Die Formate sind aus diesem Grund schwer in ausreichender Anzahl exakt messbar. Die erhobenen Durchschnittsmaße liegen bei ungefähr 98/133/287 mm. Unter den in der Marienkirche vorkommenden Backsteinen passen sie damit am ehesten zu denen des Chors. Nach Hinweis von Thomas Seggermann kommen ähnliche Maße in Berlin nicht nur Ende des 14. Jahrhunderts sondern auch bereits um 1315 vor. Aus den Backsteinformaten allein ist daher noch kein entscheidender Hinweis für die Giebeldatierung abzuleiten. Bedeutend ist aber, dass das spezifische Format an den zur Bauphase 1 zählenden Bereichen sonst nicht beobachtet wurde und dass der Bauabschnittsabfolge der ersten Bauphase nach um 1315 für den Bau des Ostgiebels sehr wahrscheinlich zu früh wäre.

Weitere Beobachtungen sprechen ebenfalls dafür, dass der Ostgiebel bei seiner Errichtung bereits mit einem Choranbau rechnet. An der Baunaht auf der Südhälfte des Bogens befinden sich etwas schräg verlegte Steine noch aus der ältesten Bauphase, die auf einen schon zuvor vorhandenen Bogen an dieser Stelle verweisen (Abb. 136). Wäre das Chordach an einen bestehenden Giebel angebaut worden, wäre es wie sonst in diesen Fällen üblich, einfach gegen die Giebelwand gesetzt worden. Die vorhandene, der Bauzeit des Chors zuzurechnende Wölbung im Chor und dem folgenden Mittelschiffjoch des Langhauses setzt voraus, dass sich schon bei ihrem Einbau zwischen beiden Bauteilen keine Wand befunden hat. Die Wölbung läuft baugleich ohne Trennung ins Langhausjoch durch. An der Grenze zwischen Chor und Langhaus liegt lediglich der schlanke Gurtbogen, der niemals eine Aufmauerung besessen hat. Ein schon bauzeitlich im Giebel vorgesehener Bogen spricht für die Zusammengehörigkeit des Giebels mit der Chorbauphase, die, wie im folgenden Kapitel zum Chorbau gezeigt wird, innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts stattgefunden haben muss. In Bezug auf den Giebel lassen sich für diese Bauzeit stilistische Argumente beisteuern.

7.1.2 Rekonstruktion und stilistische Einordnung des ursprünglichen Giebels vom Ende des 14. Jahrhunderts

Wie die Beschreibung des Giebels und der Bauphasenplan gezeigt haben, sind heute nur noch geringe Anteile der Giebelfläche aus der ältesten Bauphase erhalten. Trotzdem lässt sich anhand des Archivmaterials eine schlüssige Rekonstruktion entwickeln. Der erste Hinweis auf über die Dachfläche ragende Elemente des Ostgiebels findet sich in der Stadtansicht Kalles von 1673 (Abb. 137). Sie zeigt die Kirche von Nordwesten, erstmals mit dem barocken Turmaufsatz von Hofbaumeister Michael Matthias Schmidt [Smids oder Schmids]. Dieser wurde laut Wendlandscher Chronik 1663 begonnen und 1666 mit einer Spitze versehen,[520] tatsächlich wurde aber bis mindestens 1672 daran weitergebaut.[521] Der Ostgiebel ist – verdeckt vom Kirchendach – mit über das Giebeldreieck ragen-

[519] Es kamen zwar noch relativ große, aber heterogene Formate zum Einsatz und der Verband besteht regelmäßig abwechselnd aus einer Reihe Binder auf einer Reihe Läufer. Die Reparatur ist in jedem Fall nachmittelalterlich, vermutlich erst aus dem früheren 19. Jahrhundert. Die von Westen sichtbare, sauber gemauerte Giebelschräge dieser Mauerwerkspartien hat eine flachere Neigung als die jetzige Dachhaut, noch unterhalb des Kehlbalkens des Langhausdachs verläuft die Mauerkante jedoch plötzlich senkrecht, bevor sie knapp unterhalb der Dachhaut wieder einen schrägen Verlauf nimmt. Diese zunächst irritierende zu flache Kantenform ergab sich durch den streng regelmäßig angewandten viertelsteinversetzten Mauerverband der nachträglichen Vorsetzung vor das hier besonders stark zerstörte Mauerwerk. Für dieses plausible Erklärungsmodell danke ich Thomas Seggermann.

[520] Wendlandsche Chronik, S. 50, auf die dortigen Angaben beziehen sich Schmidt decas I, S. 42 und Küster 1752 II, S. 463.

[521] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, Bl. 29-52.

den Teilen in der Art eines Staffelgiebels dargestellt. An der Firstspitze scheint sich ein turmartiger Aufsatz, möglicherweise eine größere Fiale zu befinden.[522] Dass damit vereinfachend tatsächlich Fialen gemeint sind, zeigen mehrere Stiche ab um 1720 (Abb. 138), auf denen deutlich eine zentrale größere und seitlich weitere drei Fialen mit spitzen Endungen zu sehen sind. Sämtliche späteren Kirchendarstellungen, selbst die Einzeldarstellungen, zeigen häufig nicht einmal einen vom Langhaus abgesetzten Chor, geschweige denn Details des Giebels. Im Vordergrund steht eindeutig immer der Westturm als Landmarke – demzufolge existieren auch kaum Ansichten von Osten. Lediglich die älteste Kirchendarstellung von 1537 und die Stadtpläne Walthers ab 1737 zeigen Nordostansichten. Die Giebelgestaltung spielt leider in keinem der Fälle eine Rolle. Trotzdem tauchen die Giebelfialen 1838 wieder in ähnlicher Form wie bei Haffner auf (Abb. 139). Obwohl die Südanbauten den Archivalien nach zu urteilen relativ wirklichkeitsgetreu dargestellt sind, orientiert sich der Stecher in diesem Detail vermutlich an den Vorlagen des 18. Jahrhunderts und nicht an der eigenen Anschauung. Sonst hätte er die als Stümpfe noch vorhandenen Fialen mit der richtigen Anzahl von vier pro Dachschräge und einer Mittelfiale gezeigt. Dass es sich um eine gedankliche Rekonstruktion handeln muss, zeigen die mit einem Abstand von 20 Jahren einsetzenden ältesten fotografischen Aufnahmen. An erster Stelle Albrecht Meydenbauers Panorama vom Rathausturm von 1868 (vgl. Abb. 12), bestätigt durch die 1882 datierte Aufnahme F. Albert Schwartz' vom Neuen Markt aus (Abb. 140), die beide nur noch ansatzweise über die Dachhaut ragende Aufsätze erkennen lassen. Von beiden Fotografen stammen die für eine detailliertere Auswertung brauchbaren Nahaufnahmen, nämlich Meydenbauers Messbild der Südosthälfte des Giebels von 1886 (Abb. 141) sowie die ergänzende Aufnahme der Nordosthälfte von Schwartz aus dem Jahr 1893 (Abb. 142).

Die schärfer aufgenommene Südansicht Abb. 141 zeigt den unregelmäßig über die Dachhaut des Chors ausgreifenden Verband des nachträglich eingefügten Spitzbogens und den in die mittlere Wandvorlage eingreifenden südlichen Stützarm, die beide vermutlich einer zeitgleichen Reparaturmaßnahme angehören. Darüber hinaus ist ein weiteres Argument für die Zusammengehörigkeit von Ostgiebel und Choranbau zu erkennen: knapp oberhalb der Trauflinie des Chordachs ist – leider zum Teil durch den Schornstein des 19. Jahrhunderts auf dem Chordach verdeckt – eine regelmäßig mit viertelsteinversetzten Backsteinlagen hergestellte schräg verlaufende Ausnehmung vorhanden, die unzweifelhaft der Einbindung der Dachfläche diente. Jenseits des Schornsteins war schon damals das Mauerwerk durch den Bogeneinbau gestört, daher ist die wahrscheinliche Fortsetzung entlang der gesamten Dachhaut nicht mehr zu beweisen. In beiden Aufnahmen ist gut der Vorzustand der 1893/94 vollkommen ersetzten oberen Abschlüsse erkennbar. Die Giebelschrägen sind zu beiden Seiten eindeutig durch Aufmauerung weiterer Rollschichten nachträglich erhöht worden, wobei in Firstnähe etwa doppelt so hoch aufgestockt wurde wie am Fuß des Giebels. Der Giebel wurde offenbar nachträglich nicht nur etwas erhöht, sondern erhielt steilere Neigungsschrägen (Abb. 143). Allein aus dem Foto ist die tatsächliche Gradabweichung des zum Ostgiebel ursprünglich gehörenden Langhausdachs nur zu schätzen. Sie dürfte im Vergleich zu jetzt 57 Grad Neigung knapp über 50 Grad betragen haben.

Unter Weglassung dieser frühesten Umbauten lässt sich durch einfache Verlängerung sämtlicher Fialenansätze das wahrscheinliche ursprüngliche Aussehen skizzenhaft abbilden (Abb. 144). Frei gewählt nach vergleichbaren Vorbildern sind die Längen der Fialen, die Pyramidenabdeckungen und die Geometrie des ursprünglichen Bogens zwischen Langhaus- und Chordach. Die zentrale Pfeilervorlage mit der mittleren Dreiblattöffnung endet in den Fotos vor dem Umbau erst knapp unterhalb des Firsts und wird von einem schmaleren, leicht zurückgesetzten Aufbau mit einer weiteren Öffnung direkt unterhalb des Firsts bekrönt. Über dem segmentbogig überfangenen „Eulenloch" legt die nordseitig erhaltene schräge Rollschicht mit senkrechtem Abschluss eine starke Verjüngung der Vorlage nahe, die in einer Fiale geendet haben wird. Der im Messbild vorhandenen senkrechten

[522] Der ehemals vorhandene Dachreiter kann damit nicht mehr gemeint sein, da er 1659 abgebrannt war (Wendlandsche Chronik, S. 49) und – offensichtlich nicht erneuert – anschließend keine Erwähnung mehr findet.

Kante nach, muss diese geringfügig breiter als die übrigen angenommen werden. Mit der Eigenart, der durch eine breitere Vorlage betonten Mitte, steht der Marienkirchengiebel isoliert innerhalb der sich bietenden Vergleichsmöglichkeiten.

Pfeilerblendengiebel mit schlichten spitzbogigen Putzblenden in paarweiser oder mehrfacher Gruppierung, getrennt durch Lisenen, die über den Giebelschrägen als frei stehende Fialen enden, sind nicht besonders zahlreich.[523] Die meisten Giebel besitzen eine abweichende Achseinteilung bei der die Mittelachse nicht von einem Pfeiler, sondern von Blenden gebildet wird und die Gesamtanzahl der Pfeiler dementsprechend gerade ist.[524] Falls die Datierungsvorschläge für die Zeit Ende oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts zutreffen, lässt sich die Grundeinteilung mit ungerader Pfeileranzahl auf den Südgiebel des sogenannten Brauhauses in Chorin zurückführen (Abb. 145).[525] Hier sind jedoch nicht die Blenden Richtung Zentrum in die Höhe gestaffelt, sondern die Zwischenräume zwischen den sieben Pfeilern steigen an. So ist zwischen den äußeren Pfeilern gar kein Platz für Blenden, zwischen den folgenden für eine Einzelblende und in den beiden mittleren sind es breite Spitzbogenblenden mit einer zweibahnigen Teilung aus eingelegtem Maßwerk. In der Grundeinteilung verwandt ist einer der wenigen sicher datierten Giebel unter den möglichen Vergleichsbeispielen. Der Ostgiebel der Marienkirche in Greifswald, der wenig nach 1328d entstanden sein muss,[526] weist Doppelblenden zwischen hier nur fünf Pfeilern auf (Abb. 146). Völlig anders als an der Marienkirche sind sowohl Pfeiler als auch Blenden mit Maßwerk geschmückt. Die Pfeilerfronten sind stockwerksartig durch übereinander liegende wimpergbekrönte Blenden gegliedert, womit er dem etwas einfacher ausgeführten Choriner Giebel stilistisch näher kommt als derjenige der Berliner Marienkirche. Abgesehen von der durch den Choranbau nötigen Staffelung der Blenden kann der Giebel der Marienkirche trotzdem als vereinfachte Variation der Greifswalder Grundeinteilung gesehen werden. In der schlichten Umsetzung des möglichen Vorbilds verwandte Beispiele finden sich in viel größerer Nähe zur Marienkirche, z. B. im Westgiebel der Dominikaner-Klosterkirche St. Pauli in Brandenburg (Abb. 147). Der nicht genauer datierte Giebel stammt aus dem 14. Jahrhundert, vielleicht aus der Zeit um 1384 und wurde später mit einem neuen Dachwerk aufgestockt.[527] Hier wurde die Anordnung mit fünf Pfeilern aus Greifswald übernommen, die Blendenaufteilung in den äußeren Feldern aber durch je drei schlanke Blenden anstatt von zwei breiteren variiert. Die Pfeilerfronten sind auch hier blendengeschmückt.

Weitere vergleichbare Giebel ohne Doppelblenden finden sich in noch größerer Nähe. Der Giebel des Nordanbaus der Nikolaikirche in Spandau mit einzelnen Dreiecksblenden zwischen fünf Pfeilern, gleicht dem Marienkirchengiebel in der Profilierung mit seitlichen Rundstäben und in der Tiefenstaffelung (Abb. 149). Die Dreiecksform der Blenden findet sich an der Marienkirche in der außergewöhnlichen Mittelblende wieder. Da das Nordgiebeldreieck in Spandau noch zu den 1368/69d datierten bauzeitlichen Teilen des später aufgestockten und nach 1945 wieder rückgebauten Anbaus gehört,[528] käme es als Vorläufer des Ostgiebels der Marienkirche in Frage, zumal sich, wie sich weiter unten zeigen wird, zahlreiche Bezüge zwischen den Detailformen der Marienkirchenchors und der

[523] Der Blick ins Ordensland führt in Bezug auf den Giebel zu keinem Ergebnis. Dort treten Pfeilerblendengiebel erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf, allerdings entweder mit gleicher Pfeileranzahl, also keinem zentralen Pfeiler oder mit dreieckigen Wandvorlagen und dementsprechend über Eck stehenden Fialenbekrönungen. Dazu Herrmann 2007, S. 91-93. Keines der im Katalog gezeigten Beispiele weist überzeugende Übereinstimmungen mit der Marienkirche auf.

[524] Dazu zählt beispielsweise der Ostgiebel der Heiliggeistkapelle in Berlin. Vgl. Schumann 2005, S. 267. Ebd. S. 273 findet sich auch die Aussage, dass zentrale mittlere Fialen seltener vorkommen.

[525] Nach Hüttenrauch 2005, S. 59 gibt es verschiedenste Datierungsvorschläge für den Giebel vom Ende des 13. bis ins 15. Jahrhundert. Nach Dehio 2012, S. 193 stammt das Gebäude vom Anfang des 14. Jahrhunderts.

[526] Die sichere Datierung geht auf die Untersuchung von Dachwerk und Giebelanschluss durch Tilo Schöfbeck zurück. Vgl. Ders. 2005, S. 359f, Abb. 20.

[527] Cante 2010, S. 19. Vom selben Autor stammt der Hinweis auf die Verwandtschaft mit dem Giebel der Marienkirche. Vgl. Cante 1988-90.

[528] Barth 2000, S. 188.

Nikolaikirche erkennen lassen. Weitere zwei Giebelbeispiele befanden sich unweit der Marienkirche an der ehemaligen Pfarrkirche St. Petri in Berlin-Cölln. Beide sind nur noch graphisch überliefert, könnten aber eine starke Ähnlichkeit zum Ostgiebel der Marienkirche gehabt haben. Die Nordseite des Westriegels war mit einem ähnlich schlichten Giebel aus ansteigenden Doppelblenden zwischen hier sieben Pfeilervorlagen geschmückt (Abb. 150a, 150b). Die senkrechten Schmuckelemente haben, wie auch die anderen genannten Beispiele ohne in die Giebelfläche eingreifenden Anbau, eine einheitliche Grundlinie an der Traufe. Dieselbe Kirche besaß auch einen Ostgiebel, der wie derjenige von St. Marien neun Fialen aufwies. Unklar bleibt, ob diese schon als Lisenen in der Wandfläche angelegt waren (Abb. 150c). Was aber an beiden Giebeln an St. Petri deutlich zu erkennen ist, sind die etwas dickeren und/oder leicht überhöhten Mittelfialen. Da dieses Merkmal sonst nirgends auffällt, lag in der Betonung der Mittelfiale vielleicht eine lokale Besonderheit vor, die am Marienkirchengiebel durch die vorbereitende breite Wandvorlage darunter noch verstärkt wurde. Die Giebel an St. Petri sind undatiert, zumindest wird aber der Langhausgiebel mit dem nach einem Ablass von 1379 angenommenen Neubau des Langhauses zusammenhängen, wodurch eine zeitliche Nähe beider Berliner Ostgiebel zumindest wahrscheinlich ist.[529]

Der in der Staffelung der Blenden am besten vergleichbare Giebel befindet sich an der Johanniskirche in Stettin (Szczecin). Er erhielt 1701 durch einen barocken Dachreiter ebenfalls eine starke Betonung der Mitte (Abb. 151). Die mittelalterlichen Teile des Ostgiebels entstanden hier mit dem 1368d unter Dach gebrachten Anbau des Langhauses an den älteren Chor, die Blenden nehmen also Rücksicht auf die schon vorhandene Chordachlinie.[530] Daraus ist abzuleiten, dass auch die Blendenstaffelung an der Marienkirche auf eine Berücksichtigung des Chordachs zurückzuführen sein wird. Obwohl die plastische Blenden- und Maßwerkgliederung von Putzblenden und Pfeilern wieder Chorin oder Greifswald deutlich ähnlicher ist, könnte der gestalterische Aufbau des Giebels durchaus ein direkter Reflex der Lösung von Stettin in Berlin sein. Es gibt mindestens einen konkret benennbaren Ideentransfer zwischen Berlin und dieser Stettiner Kirche, wenn auch in umgedrehter Richtung. Der Chor der ehemaligen Franziskaner-Klosterkirche St. Johannis rezipiert eindeutig das ausschwingende 7/10-Polygon der Klosterkirche desselben Ordens in Berlin.

Als gestalterisches Gegenbeispiel für die Verwendung gestaffelter Blenden bei völlig frei stehenden Giebeln dient der allgemein ins 14. Jahrhundert datierte, ebenfalls nur graphisch überlieferte Rathausgiebel der Neustadt von Brandenburg/Havel (Abb. 148). Einem Gliederungssystem von sieben polygonalen, in frei stehenden Fialen endenden Pfeilern sind stockwerksartig übereinander gestapelte Putzblendenpaare eingeschrieben. Beispiele von Giebeln ohne An- bzw. Vorbauten mit einer nur am Rand hochgeführten Staffelung ohne weitere Gestaltung des Giebelzentrums liegen nicht vor.

Die Betrachtung der typologisch ähnlichen Giebel erbringt aufgrund der häufig nicht exakt fassbaren Baudaten und einer nie übereinstimmenden Gestaltung keinen konkreten Datierungsvorschlag für den Ostgiebel der Marienkirche. Es zeichnet sich aber ab, dass die vergleichbar schlichten Pfeilerblendengiebel mit ungerader Pfeileranzahl überwiegend ein Phänomen der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts sein dürften. In diese Gruppe gliedert sich der Marienkirchengiebel problemlos ein. Bedenkt man die ansonsten für die Chorbauphase der Marienkirche typische vergleichsweise Schmuckfreudigkeit (siehe folgende Kapitel), wäre es naheliegend, dass die fehlende Plastizität in den Blendenrücklagen durch Scheinmaßwerk bereichert gewesen sein könnte. Als zeitlich nahes Beispiel um 1400 wäre die illusionistische mehrfarbige Maßwerkmalerei in den ansteigenden Blenden des

[529] Zur Datierung des Langhauses vgl. Cante M. 2000, S. 139. Auch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Giebel wurden bereits von ihm erkannt. Vgl. Cante 1988-90.

[530] Lindenhayn-Fiedorowicz 2010, S. 261f.

früh durch Überbauung geschützten Ostgiebels der Katharinenkirche in Brandenburg/Havel zu nennen.[531]

7.2 Der Chor

Dass der eingezogene einschiffige Chor mit 5/10-Schluss ganz eindeutig ein Anbau an das Langhaus ist, wurde bereits ausführlich erläutert. Es verwundert daher nicht, im Grundriss keine Übereinstimmung mit dem für das Langhaus ermittelten Modul erkennen zu können. Trotzdem nimmt der Choranbau in seinem Wandaufriss deutlich Bezug auf das ältere Langhaus, so zum Beispiel ist die Traufhöhe angeglichen und es gibt ebenfalls einen über den eigentlichen Sockel weiter geführten Feldsteinunterbau. In der Ausführung lassen sich jedoch regelmäßig Unterschiede festmachen. Von kleineren Details im Sockelbereich steigern sich diese in der Höhe durch eine wesentlich ausgeprägtere Schmuckfreudigkeit.

7.2.1 Fundamente und Feldsteinmauerwerk

2003 wurde zwar die erste archäologische Baubegleitung an der Kirche in dem Anbau an der Südseite des Chors durchgeführt, jedoch wurde das Chorfundament dabei nicht freigelegt.[532] Zu den Fundamentmauern liegt daher nur die anlässlich der Ausschachtung des Heizungskellers unter dem Chor gemachte Beobachtung Georges vor, sie wären aus „kolossalen Feldsteinen“ ausgeführt.[533]

Ebenso aus Feldsteinen sind, ähnlich wie am Langhaus, der leicht vorstehende, niedrige Sockel, von dem ein bis eineinhalb Quaderschichten zu sehen sind, und zusätzliche Lagen oberhalb des Sockelgesimses. Im Gegensatz zum Langhaus vollzieht sich der Übergang zum Backsteinmauerwerk am gesamten sichtbaren Chor (drei Joche sind von Anbauten verdeckt) auf der gleichen Höhe, nach nur drei sorgfältig geschichteten Quaderlagen im Vergleich zu vier an der Langhaussüdfassade bzw. neun bis zehn an der Langhausnordfassade (Abb. 152) Nach Borrmann, der den Bau vor der historistischen Restaurierung 1893/94 beschrieb, sei das Quadermauerwerk des Chors in wesentlich sorgfältigerer Technik als am Langhaus ausgeführt.[534] Tatsächlich fehlen im Chor „unsaubere“ Schichten. Es gibt keine Schicht, in der zwischendurch kleinere, übereinander geschichtete Steine eine volle Schichthöhe bilden würden, wie es am Langhaus der Fall ist, und die Quader besitzen durchgängig vergleichsweise gerade Kanten. Die Blankensteinsche Korrektur, mehrere Steine mit eingefärbtem Mörtel zu einem illusionistischen Quader zusammenzufassen, entfällt hier. Es sind lediglich die wenigen unsauberen Kanten oder zu breite Fugen mit Antragungen ausgeglichen worden (Abb. 153). Getäuscht hat sich Borrmann in dem angeblich unterscheidenden Kriterium, nur am Langhaus sei der Feldsteinunterbau mit „Ziegelbrocken, darunter Dachsteinen“ untermischt.[535] An allen Stellen mit abgegangenem Fugenmörtel ist eine besonders gleichmäßige Fugenauslegung mit dicht aneinander gefügten, in der Breite etwa halbierten Hohlziegeln von knapp unter 2 cm Materialstärke festzustellen. Zweifellos handelt es sich wieder um Dachsteine von Mönch-Nonne-Deckungen, die besonders regelmäßig in den Lagerfugen und in den breiteren Stoßfugen als Versetzkeile eingefügt wurden. Insofern ist der Unterbau aus Feldsteinquadern am Chor tatsächlich sorgfältiger ausgeführt als der des Langhauses. Der Setzmörtel enthält wie am Langhaus reichlich Kalkspatzen bis ca. ½ cm Durchmesser und hebt sich deutlich von den nachträglichen Verfugungen des 19. und 20. Jahrhunderts ab.

Richtig erkannte Borrmann auch die leichte Unterschiedlichkeit des Sockelprofils zwischen Chor und Langhaus. Beide Male ist es ein Karniesprofil mit Absatz, wobei der zwischen Kehle und Wulst ver-

[531] Raue 2005, S. 109.
[532] Michas 2007, S. 238.
[533] George 1893, S. 608.
[534] Borrmann 1893, S. 208.
[535] Ebd.

mittelnde Steg am Chorsockel knapp unter 2 cm misst, am Langhaus aber knapp darüber liegt. Auch ist die Gesamthöhe des Kalksteingesimses mit 17 cm zugunsten der Kehle größer als am Langhaus, wo es nur knapp 16 cm misst. Vor allen Dingen aber ist die Profiltiefe um rund 4,5 cm größer als beim flacher ausgeführten Langhausgesims (vgl. Abb. 38). Was Borrmann, wie jeder heutige Betrachter, aufgrund der beidseitigen nachträglichen Anbauten zwischen Ostwand und Chor vor Ort nicht mehr nachvollziehen konnte, aber über die einnivellierten Scanorthometrien eindeutig zu beweisen ist, ist die unterschiedliche Höhe der Sockelgesimse. Die Unterkante des Chorgesimses liegt mit 36 m ü. NN noch um ca. 10 cm höher als der höchste Punkt des Richtung Westen leicht abfallenden Langhausgesimses am Ostende der Nordfassade. Diese vermutlich auf ein Nachsacken der Mauern zurückzuführende Unregelmäßigkeit lässt sich am Chor nicht beobachten, das Sockelprofil verläuft – soweit es sichtbar ist – auf gleichem Niveau.

7.2.2 Backsteinmauerwerk

Eine größere Sicherheit und Routine in der Bauausführung, wie sie das Feldstein-Quadermauerwerk zeigt, lässt sich auch noch nach dem Wechsel zum Backsteinmauerwerk feststellen. Nicht nur sind die eingesetzten Backsteinformate maßhaltiger und bis zur Traufe von gleicher Größe und Qualität,[536] sondern auch der Mauerverband ist wesentlich regelmäßiger (Abb. 154). Direkt oberhalb des Feldsteinmauerwerks wurde zunächst eine Binderschicht gemauert, bei der an den Ansichtsseiten der Strebepfeiler die Ecken jeweils von einem Läufer gebildet werden. Es folgt eine Rüstlochlage mit abwechselnd drei Läufern und einem Binder. Darüber setzt ein Läufer-Läufer-Binder-Verband ein, bei dem die Verschiebung der übereinander folgenden Stoßfugen immer exakt einen Viertelstein beträgt, wodurch die Binder in einer senkrechten Linie übereinander liegen. Ähnlich wie am Langhaus wurde entweder der Kreuz-Läufer-Läufer-Binder-Verband oder der Parallel-Läufer-Läufer-Binder-Verband ausgeführt, mit einem Wechsel nach oft nur wenigen Backsteinschichten. Gemauert wurde zumindest an den Wandflächen von links nach rechts, da sich immer rechts die zurechtgeschlagenen Dreiviertelsteine oder Verbandsunregelmäßigkeiten befinden. An den schmalen Strebepfeilerflächen geht der Mauerverband jeweils von einem Läufer-Läufer-Binder-Verband an der Außenseite in Richtung Chormauern in den „gotischen“ Läufer-Binder-Verband über. In der 13. Schicht ab Feldsteinunterbau fallen wieder größere Unregelmäßigkeiten im Verband auf, mit häufig entweder drei hintereinander folgenden Läufern oder einer Läufer-Binder-Abfolge. Es handelt sich um die nächste Rüstlochlage im Abstand von zehn Backsteinschichten.

Nach weiteren vier Schichten folgt das um den gesamten Chor inklusive der Strebepfeiler verkröpfte Kaffgesims in Sohlbankhöhe, das noch weit überwiegend aus originalen mittelalterlichen Formsteinen besteht und 1886 noch in gutem Zustand war (Abb. 156). Nach dessen Vorbild wurde anlässlich der Restaurierung 1893/94 auch am Langhaus ein solches, die beiden Baukörper vereinheitlichendes Gesims, eingefügt. Das Horizontalgesims bildet einen Wasserschlag, bestehend aus einer vorkragenden Binderrollschicht mit oben und auch unterseitig leicht abgeschrägten, vorne spitz zulaufenden Formsteinen (Abb. 155). An den zum Teil frei gelegten gleichen Formsteinen des Sohlbankgesimses im Innenraum ist die außen nur ansatzweise erkennbare kleine Kehle an der vorderen Unterkante nachzuprüfen (vgl. Abb. 167, Typ I). Da sie ganz verfugt ist, kann die Nase nicht als Tropfkante funktionieren. An den Strebepfeilerecken wurden anstatt zu erwartender Eckformsteine farbig hell kontrastierende Kalkwerksteine aus Rüdersdorf verbaut.

In der Neigung der schrägen Gesimsoberseite setzen sich die Fensterbänke fort. Bis auf die beiden ganz westlichsten des einzigen ganzen Chorjochs, werden alle zwischen den gliedernden Strebepfeilern liegenden Teilflächen der Chorwand oberhalb der Unterwand fast vollständig von je einem Spitzbogenfenster ausgefüllt. Die hohen dreibahnigen Spitzbogenfenster ähneln mit den einfachen

[536] Die nach BaRB errechneten Durchschnittswerte betragen 287 +/-3, 131 +/-2, 96 +/-2 mm.

geschielten Laibungen sehr denen des Langhauses, jedoch sind die Laibungsschrägen der Chorfenster wesentlich flacher und die Spitzbogenendungen gedrückter, d. h. die Kämpferzone setzt weiter oben an (vgl. Abb. 156).

7.2.3 Ziegelstempel, Zieglerzeichen und Farbgestaltung des Außenbaus

Ein Merkmal, das im älteren Langhaus bislang noch nicht entdeckt wurde, sind vor dem Brand absichtlich auf die Backsteinoberflächen aufgebrachte Zeichen. Die einfachen, aus dem Normalformat entwickelten Laibungskantensteine der Chorfenster mit zwei ungleich langen gegenläufig abgeschrägten Kanten an einer der Binderseiten sind vom prinzipiell gleichen Typ wie die Kantensteine der Langhausfenster (vgl. z. B. Abb. 62, entspricht Typ h in Abb. 126). Im Unterschied zu diesen sind sie zu einem großen Teil gestempelt (Abb. 157, 158). Ob dies auch für die im Ostgiebel verbauten Steine gleichen Typs gilt, konnte noch nicht überprüft werden. Der Stempel an den Formsteinen des Chors befindet sich regelmäßig auf der in eingebautem Zustand langen sichtbaren Seite des Formsteins, aber nie auf der sichtbaren Abschrägung. Dies entspricht der kürzeren Läuferseite des Formsteins und ist nach Rümelin die am häufigsten gewählte Anbringungsstelle von mittelalterlichen Ziegelstempeln. Der Kantenformstein selbst entspricht dem Typ Nr. 120 der von ihm katalogisierten Formsteine, d. h. er kommt auch andernorts gestempelt vor.[537] Das Stempelmotiv setzt sich aus sechs mit ihrer Spitze zentral ausgerichteten, leicht ungleich großen Herzen zusammen, die eine blütenähnliche Kreisform mit einem Durchmesser von 25 mm bilden (Abb. 157). Zwischen den eingetieften Herzformen stehen drei sich in der Mitte in leicht unterschiedlichen Winkeln kreuzende Stege. Eine Übereinstimmung mit einem der bei Rümelin für die Altmark und die Städte Rathenow und Brandenburg kartierten Motive besteht erwartungsgemäß nicht, er lässt sich aber unter die häufig vorkommende Grundform der kreisförmigen Stempel mit Durchmessern zwischen 10-30 mm einordnen.[538] Recht ähnlich ist hingegen einer der beiden in der Nikolaikirche in Spandau gefundenen Ziegelstempel, dessen sechs „Blütenblättern“ aber die Herzform fehlt und der insgesamt etwas kleiner ist (Abb. 198).[539]

An den beiden benachbarten westlichsten Chorfenstern der Nordseite – den einzigen Fenstern, die vom Dach des Sparrschen Anbaus aus der Nähe zu untersuchen waren – sind ab dem Dach des Anbaus bis über 2,35 m Höhe sämtliche der Laibungskantensteine gestempelt. Am westlichsten Chorfenster setzt das Fenstermaßwerk direkt nach der Laibungsschräge an. Am zweiten Fenster von Westen wurde unmittelbar vor dem Stabwerk noch eine ebenfalls aus Formsteinen gebildete zusätzliche Kante eingefügt, deren Eckformsteine in der gleichen Weise gestempelt sind (Abb. 158). Die Stempelung endet an allen Kanten auf gleicher Höhe, genau in der Backsteinschicht unterhalb eines Gesimses an den Seitenflächen der Chorstrebepfeiler. Dieses Gesims bildet den Fußpunkt der an der Vorderseite der Strebepfeiler ausgebildeten wimpergartigen, kreuzblumenbekrönten Giebel. Über Gesims bzw. Giebeln verringert sich die Pfeilerstärke und im Innern liegen in diesem Bereich die Dienstkapitelle auf denen die Gewölberippen ansetzen. Die Stempelungen setzen an den unverbauten Fenstern oberhalb der die Öffnung verkürzenden Vermauerungen ein und kommen auf der Südseite nur sporadisch, jedenfalls nicht lückenlos in jeder Lage vor. Man kann also von einem horizontalen Band sprechen, in dessen Bereich die gestempelten Kantenformsteine eingesetzt wurden.[540] Nach wie vor ist der konkrete Sinn derartiger Stempelungen bzw. der Grund ihres Weglas-

[537] Rümelin 2003, S. 137f.

[538] Ebd. S. 137.

[539] Auch das andere an der Marienkirche gefundene Stempelmotiv an der einer späteren Bauzeit angehörenden verlängerten nördlichen Langhaustraufe ähnelt einem in der Spandauer Kirche vorkommenden Ziegelstempel. Vgl. Kapitel 8.3.1 „Zusammenschluss des Westanbaus mit dem älteren Kirchenschiff“, S. 157f. und Abb. 253, 254.

[540] Vergleichbares zeigt sich an der Spandauer Nikolaikirche. Dort enden die recht zahlreichen Stempelungen an den Diensten der Langhauswände immer in der fünften Backsteinlage unterhalb der Kapitelle. Dies ergab die Sichtung der in den 1990er Jahren angefertigten Handzeichnungen der Wandansichten gemeinsam mit Wiltrud Barth (LDA Berlin). Eine

sens unklar. Eine neue Bauphase setzt hier jedoch, wie es die Untersuchungsergebnisse Rümelins zur Bedeutung von Ziegelstempeln nahe legen würden, nicht ein.[541] Es gibt weder einen Verbandswechsel, noch eine Änderung im Backsteinmaterial. Möglich wäre höchstens eine Bauabschnittsgrenze, die das Ende eines Baujahres mit einem Kontingent an gestempelten Formsteinen kennzeichnet. Das abrupte Ende der Stempelungen mit dem Strebepfeilerrücksprung bzw. dem Beginn der Wölbung lässt auch an eine horizontale Markierung in Zusammenhang mit dem Bauablauf denken, etwa eine Kennzeichnung für das rundherum auf gleicher Höhe einzufügende Gesims. Dafür allerdings Markierungen einzusetzen, die bereits im Vorfeld des Aufmauerns vom Ziegler angebracht wurden, vermag nicht ganz zu überzeugen. Dass erst oberhalb dieser horizontalen Linie die für den Chor charakteristischen, im Backsteingebiet ungewöhnlichen Schmuckformen der Strebepfeiler (siehe Kapitel 7.2.5 „Strebepfeiler und Traufe – die Dekorzonen der Fassade“, S. 104) einsetzen, dürfte eher Zufall sein.

Hans-Jürgen Wunderlich hat im Zuge von Putzuntersuchungen in den Fensterlaibungen noch andere vor dem Brand in den lederharten Rohling geritzte Zeichen an der Chorsüdseite entdeckt.[542] Diese sind individuelle Ritzungen eines Steins, wurden also nicht seriell wie die Stempel angewandt. Die eine Aufnahme zeigt sechs kurze senkrechte parallele Striche, die nach einer ungefähr horizontal verlaufenden Ritzung strahlenförmig über die Ziegelunterkante geführt wurden. Falls der Stein bei der Herstellung der Ritzung mit anderen gestapelt war, dürften die Strahlen am unterhalb liegenden Rohling weitergeführt worden sein (Abb. 159a). Die zweite Aufnahme zeigt einen Kantenstein mit eingeritztem Symbol in der Form einer Harke (Abb. 159b). Derartige individuelle Motive, die nicht als Zählzeichen interpretiert werden können, gelten als von Zieglern ohne besonderen Bedeutungshintergrund zur Unterhaltung aufgebrachter Schmuck.[543]

Abb. 160 zeigt ein Detail der Chornordwand oberhalb des Dachs der Sparrschen Kapelle an der westlichen Laibung des westlichsten Fensters. Neben den in jeder Lage an der langen Seite gestempelten Eckformsteinen fällt ein an der Oberfläche bearbeiteter und übermäßig hoher „Binder“ auf. An der leichten Aushöhlung der Unterkanten der darüber liegenden beiden Mauersteine und der Fugenauszwickelung mit Flachziegeln ist ein ehemaliges Rüstloch zu erkennen, das schon bauzeitlich mit einem zurechtgehauenen Bruchziegel geschlossen wurde. Dies beweist eine noch zart erkennbare Rotlasur auf der Fuge rechts des Befundschildes. Sie bedeckt den offensichtlich wegen Unebenheiten mit etwas Mörtel geglätteten Stein mit abgeschlagener Unterkante und den anschließenden, die fehlende Ecke ergänzenden Fugenmörtel. An der hellen senkrechten Linie entlang der Stoßfuge links des Mauersteins scheint sich eine durch die rote Lasur auf den Fugen links und rechts begrenzte Malfuge abzuzeichnen, was allerdings noch eingehender zu untersuchen wäre. Handelt es sich tatsächlich um Lasur, dann müsste die originale Fugenoberfläche erhalten sein. Hier erscheint sie weitgehend geglättet mit bestenfalls angedeuteter Dachfuge. Die Backsteinunterkanten werden jedoch leicht unterschnitten und der Mörtel an die Oberkanten herangeführt, wie dies auch in den älteren Bauteilen der Fall war. Da keine weiteren intakten Fugenflächen untersucht werden konnten, muss die endgültige Aussage zu ihrer Form im Außenbereich noch offen bleiben.

7.2.4 Fensterstabwerk

Am Chor spart der Mauerverband der Laibungen die Fensteröffnungen im Unterschied zum Langhaus vollkommen aus. Die seitlichen Formsteine des Stabwerks waren nicht im Verband mit dem Fenstergewände gemauert. Das ausgetauschte Fensterstabwerk schließt an eine sauber gemauerte Kante an (Abb. 161), während es an den Langhausfenstern an abgeschlagene Steine stößt. Oberhalb der

systematische Sichtung und Auswertung der Stempel innen und außen fehlt aber noch, beispielsweise an den Pfeilern, die nicht eingerüstet waren.

[541] Zur Bedeutung der Stempel für die Bauforschung Rümelin 2003, S. 151f.

[542] Wunderlich 2004c, S.

[543] Perlich 2007, S. 75f.

Fensterbänke sind die Öffnungen wie an den Langhausfenstern durch nachträgliche Ausmauerungen verkürzt. In den Ausmauerungen eingemauerte originale Stabwerksteine in ursprünglicher Lage waren im westlichsten Chorjoch der Nordseite 2010 kurzfristig freigelegt (Abb. 162). Sie beweisen eine schon ursprüngliche Dreibahnigkeit der Fenster und bestätigen den exakt gemauerten Öffnungsabschluss von außen. Die Gewände enden auch innen in einer jeweils sauberen Kante (Abb. 163). Die Öffnungen wurden offensichtlich aus dem Wandmauerwerk ausgespart und das Stabwerk in einem zweiten Schritt eingebaut. Das Stabwerk ist daher auch nicht lagegerecht mit dem Gewändemauerwerk. Jedes Fenster bestand aus vier Stäben mit eigenen Formsteinen für die Mittelstäbe und für die seitlichen Stäbe. Die Seitensteine sind gewändeseitig abgeschrägt, anstatt sonst gekehlt und mit großem Abstand von 5 cm zur Gewändekante eingebaut. Die Fuge wurde mit Ziegelbruchstücken ausgezwickelt. Der verwendete Mörtel entspricht dem sonst im Chor eingesetzten eher grauen Kalkmörtel mit Kalkspatzen. Ein Formstein des mittleren Stabwerks konnte durch Herausnahme eines Steins der Zumauerung bis einschließlich Fensterfalz aufgemessen werden (Abb. 164, 165). Die Stabwerksteine weisen einen mittleren Falz als Anschlag für die Verglasung von außen auf.[544] Mit den seitlichen Kehlen ähneln sie den 1893/94 im Langhaus eingebauten Stabwerken, auch wenn sie mit 58 mm einen wesentlich breiteren vorderseitigen Steg haben. Interessanterweise wurde im Chor selbst nicht nach dem vorhandenen Vorbild kopiert, sondern stattdessen das vorhandene Stabwerk aus Dreiviertelstäben ausgeführt (vgl. Abb. 161). In der Fuge oberhalb des frei gelegten Formsteins befanden sich Eisenreste. Wahrscheinlich verlief dort ein Quereisen, das herausgesägt wurde.

Aufgrund des mehrfachen Austauschs des darüber befindlichen und außen sichtbaren Stabwerks im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts ist wie am Langhaus unklar, ob die einfachen Endungen als gestaffelte Lanzetten mittelalterliche Vorläufer oder spätere Vereinfachungen wiederholen.[545] In ihrer jetzigen Form stammen sie zum großen Teil von 1893/94. Die östlichsten drei Chorfenster wurden sogar erst 1963/64 nach dem Vorbild der anderen Chorfenster neu errichtet, da die seit einer königlichen Stiftung aus dem Jahr 1858 zweibahnig gestalteten Fenster als unpassend empfunden wurden (vgl. Abb. 141).[546] Gleichzeitig mit den Stabwerken wurde die Verkürzung der Bahnen in einem Blockverband mit völlig exakt übereinander liegenden Fugen neu gemauert.

7.2.5 Strebepfeiler und Traufe – die Dekorzonen der Fassade

Die Chorstrebepfeiler waren bereits in bauzeitlichem Zustand wesentlich stärker gegliedert als die ursprünglich bis auf eine Abtreppung an der Vorderseite ganz einfachen Langhausstrebepfeiler. Abgesehen vom Kaffgesims in Sohlbankhöhe sind alle Strebepfeilervorderseiten etwa in halber Fensterhöhe mit kreuzblumengekrönten wimpergartigen Dreiecksgiebeln geschmückt. Die Unterkanten der Giebelschrägen kragen nur seitlich leicht aus und sind an den Seitenflächen der Strebepfeiler als Gesims ausgeführt. Oberhalb des Gesimses, bzw. an den Vorderflächen oberhalb der Giebel, verringert sich der Querschnitt der Strepfeiler um je eine Binderbreite. Sämtliche dieser reduzierten Wimperge (es fehlen ihnen Krabben oder flankierende Fialen) sind heute Erneuerungen von 1893/94. Die Aufnahmen von 1886 bezeugen jedoch ihr schon ursprüngliches Vorhandensein. Auf dem Messbild Abb. 156 sind die Dreiecksgiebel des zweiten und dritten Strebepfeilers der

[544] Vgl. die gleiche Lage des Falzes an den Maßwerksteinen der Westkapelle der Prämonstratenser-Klosterkirche Gramzow. Abb. in Holst 2001, S. 146.

[545] Zuletzt wurden 1963/64 die drei 1858 zweibahnig veränderten Spitzbogenfenster des Chorhaupts durch dreibahnige ersetzt. LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Mappe 1963-1970. Die übrigen Chorfenster wurden 1893/94 in ihrer jetzigen Form erneuert.

[546] Zum Einbau der zweibahnigen Fenster Borrmann 1893, S. 207 u. 213 und zu den vorbereitenden Planungen siehe Schreiben vom 26. März 1856 von Archidiakon Müllensiefen, ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 541, Bl. 7 und Planungsskizzen ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 18, unpag. (Bl. 98). Die Entscheidung zum Rückbau der zweibahnigen Fenster erfolgte anlässlich der Neuverglasung u. a. der Chorfenster nach Beschluss vom 8. April 1963, LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Mappe 1963-1970. 2010 wurden zahlreiche zerbrochene Stabwerksteine ausgetauscht.

Südseite noch mitsamt Kreuzblume vorhanden, der fehlende am ersten zeichnet sich als deutlich dunklere Fläche von der Umgebung ab, seine Konturen sind noch genau anhand von Putzkanten erkennbar. Das Messbild Abb. 141 zeigt eine andere Perspektive des zweiten Strebepfeilers mit den gerade noch angeschnittenen Kreuzblumen des folgenden dritten und des nordöstlichen Strebepfeilers am Chorhaupt. Auf dem Messbild Abb. 166 sieht man die Chornordseite mit dem ebenfalls inklusive Kreuzblume intakten „Wimperg" des folgenden, dritten Pfeilers von Westen. Von den beiden übrigen dieser Seite waren nur noch die untersten Formsteine der Giebelschräge erhalten, wobei sich die abgebrochenen Giebeldreiecke wieder in Form von Putzkanten oder vermörtelten Oberflächen als Abbruchspuren abzeichnen. Die Kreuzblumen auf den Messbildern sehen zum Teil noch intakt aus, es ist aber nicht untersucht, ob einzelne dieser Originalblumen heute noch vorhanden sein könnten. Da sämtliche Dreiecksgiebel mit Nachbränden neu aufgemauert wurden, ist mit Ersatz allerdings zu rechnen. In Analogie zu den verwendeten Materialien am Langhaus wäre zu vermuten, dass sie bauzeitlich wie die anderen Naturstein-Schmuckelemente aus Rüdersdorfer Kalkstein waren und 1893/94 durch Sandstein ersetzt wurden.[547]

Nach Befund restauriert wurden auch die Strebepfeilerabdeckungen, bestehend aus Schrägen, die knapp vor dem Erreichen der Chorwände in senkrecht aufragenden flachen Dreiecksgiebeln enden (vgl. Abb. 141, 142). Wie die historischen Fotos beweisen, sind auch die Chorfialen, von denen seit 1945 die südliche am Chorhaupt fehlt, prinzipiell keine Erfindung Blankensteins. Sie sind freie Rekonstruktionen auf Grundlage der vorgefundenen, oberhalb der Strebepfeilerverdachungen ansetzenden, übereck gestellten Fialenschäfte mit rundstabprofilierter Vorderkante. Eine der Vereinheitlichung dienende Eigenmächtigkeit ist aber deren Übertragung auf alle Chorstrebepfeiler. Mithilfe der historischen Fotos sind die flachen Dreiecksgiebel mit den Fialenansätzen oberhalb der schrägen Abdeckungen nur an den vier östlichsten Strebepfeilern nachweisbar – im Sinne einer Auszeichnung des Chorpolygons. Da auf keiner der ab 1537 bekannten Kirchendarstellungen Chorfialen dargestellt sind, sehr wohl aber gelegentlich die Fialen des Ostgiebels, wurden sie möglicherweise schon mit Errichtung der Dachkonstruktion von 1518d eliminiert. Uneindeutig bleibt das ursprüngliche Aussehen der Strebepfeilerabdeckungen an der Südseite. Mit dickem Verputz bedeckte Unterbrechungen des Traufgesimses auf dem Messbild Abb. 156 deuten neben dem offensichtlich nachträglich eingebauten Schornstein auf Veränderungen in diesem Bereich. Es könnte ursprünglich senkrechte Elemente gegeben haben, über deren Höhe und Form jedoch nichts ausgesagt werden kann. Definitiv keine Fialen, zumindest nicht in derselben übereck gestellten Konstruktionsweise wie am Chorhaupt, kann es über den beiden westlichen Strebepfeilern der Nordseite gegeben haben. Im Messbildausschnitt Abb. 167 sieht man die oberhalb der Strebepfeiler in intaktem mittelalterlichem Mauerwerksverband in Wandebene gerade hochgeführten Wandflächen, die anstelle von Fialenansätzen wie am östlich folgenden Strebepfeiler, in Höhe des Traufgesimses Kragsteine aufweisen. Borrmann schreibt lediglich von insgesamt drei Konsolen (vermutlich weil die zwei direkt über den Strebepfeilern befindlichen für ihn als Betrachter von unten verdeckt waren), die er wieder fälschlich als sandsteinern bezeichnet und mit einem ehemaligen Laufgang in Verbindung bringt.[548] Die tatsächlich fünf in ungleichen Abständen eingebauten Konsolen sind als Rudimente noch im Mauerverband vorhanden. Um die Fialenbekrönungen nach Vorbild der vorhandenen ergänzen zu können, wurden ihre vorkragenden Teile 1893 abgeschlagen und mit dem erneuerten Traufgesims verdeckt. Die im gleichen Mörtel wie der Backsteinverband liegenden Konsolquader durchdrangen die gesamte Wandmauerstärke, wodurch vom Dach aus ihre abgespitzten Rückseiten noch sichtbar sind. Dort ist augenscheinlich als Material Kalkstein erkennbar. Vom Dach aus lässt sich auch ein gewisser Bezug der ungleichen Abstände zu baulichen Gegebenheiten ausmachen: Die westlichen beiden Kragsteine liegen beiderseits der Scheitellinie des Gewölbes im Chorjoch, der dritte genau an der Gurtrippe zwischen ganzem Chorjoch und folgendem Halbjoch, der vierte in der Achse des Scheitels des

[547] Borrmann hält sie wie auch alle anderen Natursteinelemente für Sandstein. Da es sich bei allen bislang untersuchbaren Steinen tatsächlich aber um Kalkstein handelte, liegt auch hier ein Irrtum nahe.

[548] Borrmann 1893, S. 209.

Rippendreistrahls des Halbjochs und der fünfte genau am Beginn des Polygons. Die Natursteinquader haben leicht unterschiedliche Maße von 30-34 cm Breite und 47-49 cm Höhe bzw. die beiden östlichsten nur 32 cm Höhe. d. h. die sonst über fünf Backsteinschichten (inklusive einer Rollschicht) reichenden Steine werden hier von einer Backsteinlage überdeckt. Noch zeichnet sich keine überzeugende neue Interpretation für die ehemaligen Kragsteine ab, was möglicherweise an der nicht mehr zugehörigen Dachkonstruktion liegen könnte.

Als eindeutiges ursprüngliches Schmuckelement lassen sich hingegen die leicht eingetieften, sicherlich schon bauzeitlich verputzten horizontalen Blenden unterhalb des Traufgesimses identifizieren. Sie sind genauso breit wie die einzelnen Wandflächen zwischen den Strebepfeilern und einheitlich drei Backsteinlagen hoch. Direkt darüber folgt das einfacher als am Langhaus gestaltete Traufgesims, mit nur einer rundstabprofilierten vorgerückten Binderschicht zwischen zwei nur leicht auskragenden Binderlagen (vgl. Abb. 132 und 141). Das Gesims war 1886 teilweise vollkommen überputzt, wodurch dessen ursprüngliche Ausprägung an der Nordseite unsicher ist. Blankenstein ließ das Profil analog zu heute noch vorhandenen Gesimsabschnitten der Südseite und des Polygons einheitlich über den gesamten Chor erneuern oder ergänzen und gliederte die über dem Profil glatt gemauerten Flächen – durchaus nach mittelalterlichen Vorbildern, eventuell sogar nach Befund – mit einer leicht von der Kante abgesetzten Putzfläche.

7.2.6 Innenraum - Fußboden

„Beim Freilegen des Raumes vor dem Altar, der mit großen Sandsteinfliesen von mehrhundertjährigem Alter bedeckt war, stieß man auf ein Gewölbe, das von einer Fundamentmauer zur anderen reichte. Letztere sind aus kolossalen Feldsteinen ausgeführt. Im Gewölbe selbst lagen Knochen von Menschen zerstreut, sowie 4 gut erhaltene Skelette in Zinksärgen. Als man diese sicherlich aus fernen Zeiten stammenden Überreste auslas, wurden gegen 100 aneinander gereihte Schädel ans Tageslicht gebracht, und zwischen diesen liegend[,] fand man einen tellerartig geformten Schmuck aus Bernstein, der jedenfalls als Kopfputz gedient haben muss.“[549]

Diese Beschreibung Georges von den Entdeckungen anlässlich der Ausschachtung des die gesamte Chorbreite einnehmenden Heizungskellers unterhalb des Chors macht deutlich, dass Erkenntnisse zum ursprünglichen Fußboden im Chorraum heute kaum noch zu erwarten sind.[550] Diesbezügliche Befunde wurden vermutlich schon lange vor dieser Radikalmaßnahme vernichtet, denn George lag falsch mit der Vermutung, die zuvor vorhandenen großen Sandsteinfliesen wären einige hundert Jahre alt. Wie Maria Deiters durch eindeutige Quellenaussagen belegen konnte, muss es bereits im Zuge des von Karl Friedrich Schinkel begleiteten und durch Stadtbaurat Friedrich Wilhelm Langerhans ausgeführten Innenausbaus von 1818 zu erheblichen Eingriffen in den Fußboden gekommen sein, denn es wurden die Grüfte der Erbbegräbnisse Sparr, Simon und Lüdcke "zur Erweiterung des Platzes am Hohen Altar" mittels "neuen glatten Gewölben dem Fußboden gleichgeschlagen".[551] Anschließend wurde der hohe Chor mit Marmor- und Sandsteinplatten aus Schweden belegt.[552] Möglicherweise bezog sich schon die Entfernung von ausgetretenen Grabplatten mit anschließender Erhöhung des Fußbodens im Jahr 1729 nicht nur auf das Schiff.[553] Der einzige Bereich, in dem möglicherweise noch Reste vorheriger Fußbödenaufbauten oder überhaupt noch archäologische

[549] George 1893, S. 608.

[550] Eine neuerliche Veränderung erfuhr der heute noch mit dem gleichen Fliesenbelag wie das Schiff ausgestattete Fußboden mit dem Einbau der derzeitigen Heizung im Jahr 2004. Auf der Südseite vor dem Altar wurde ein Lastenaufzug für im ehemaligen Heizungskeller gelagerte Stühle und Podeste für den Veranstaltungsbetrieb der Kirche eingebaut.

[551] LAB, A Rep. 004, Nr. 723, Bl. 146, zitiert nach Deiters 2003, B1, S. 17-19.

[552] Deiters 2003, B1, S. 17-19. Die Beschreibung Kleins bestätigt die Ausführung. Vgl. Klein 1819, S. 23.

[553] Schmidt decas III, S. 29.

Befunde im Allgemeinen vorhanden sein könnten, ist das von der Unterkellerung ausgenommene Polygon.

7.2.7 Wandaufriss

Die im Vergleich zum Langhaus aufwändigere Gestaltung und Gliederung der Wandflächen setzt sich im Innern des eineinhalbjochigen Chors fort. Es unterscheiden sich nicht nur die architektonischen Formen, wie Dienste, Dienstkapitelle, Gewölberippen und Schlusssteine von denen des Langhauses, sondern es fällt auch die vollkommen einheitliche, vom Sockel weg genau aufeinander abgestimmte Konzeption auf, während das Langhaus offenbar im Laufe des Baufortschritts erst fertig geplant oder umgeplant wurde.

So gibt bzw. gab es im Chor auch im Innern auf gleicher Höhe wie außen einen etwas vorspringenden Wandsockel. Er schließt mit einer Schräge ab, die aus einem Formstein mit einfach abgeschrägtem Binderkopf besteht (Typ M in Abb. 167). Im Westteil, d. h. im Chorjoch, ist der Formstein vollständig für die Aufstellung von Schränken oder Grabmalen abgeschlagen worden und stattdessen heute eine etwas tiefer gelegene unregelmäßige Sockelkante angeputzt.[554] Von derzeitigem Fußbodenniveau aus bestand der Sockel aus zwei bis drei Backsteinlagen und der Formsteinoberkante und war im gesamten Chor umlaufend.

Im Chor waren ursprünglich alle Gewölbedienste bereits in der Sockelzone angelegt und mit zweistufigen Basen ausgestattet. Im Polygon sind die in der Höhe der Wandsockel rechteckig vorspringenden Basen mit gleichem schrägem Abschlussprofil noch erhalten. Für deren Eckausbildungen mussten eigene Formsteine angefertigt werden, die immer als eine Folge von einem Läufer mit Vollprofil und einem Binder mit Halbprofil vermauert wurden (Typ N in Abb. 167 und Abb. 168, 169). Oberhalb dieser Abschrägung setzen sich die Polygondienste in Läuferbreite fort. Nach zwei Normalsteinlagen folgt die zweite Basenstufe, bestehend aus einem Formsteinläufer mit abgerundeten gekerbten Vorderkanten, wobei die vordere Ansichtsfläche ein Kreissegment bildet. Darüber entspringen die eigentlichen, als Dreistabbündel aus einem Halbrundstab mit zwei begleitenden Viertelstäben geformten Dienste, die aus zwei verschiedenen Formsteinen mit Voll- und Halbprofil zusammengesetzt wurden (Typ K und L).

Nicht mehr erhalten sind die vermutlich prinzipiell ähnlich, aber breiter und vermutlich noch reicher angelegten Basen der ursprünglich als breite Pilaster ausgeführten Wandvorlagen zwischen dem ganzen und dem halben Chorjoch. Auf beiden Seiten wurden die Pilaster vom Fußboden weg zur Schaffung von Wandfläche für die Anbringung barocker Grabmale (im Norden von Sparr, im Süden Lietzmann) abgeschlagen. Auf der jeweils zum Halbjoch weisenden Seite sind die zweifach gestuften Sockelprofile genauso wie die im Polygon zu rekonstruieren, denn die nur auf der Südseite noch erhaltene Seitenkante des Pilasters wird aus dem halben Profil der Polygondienste, also aus zwei Teilstäben, gebildet. In Richtung Westen fehlt die korrespondierende Abstufung, d. h. die Wandflächen des Chorjochs sind gegenüber dem Halbjoch und dem Polygon leicht eingezogen. Man könnte davon sprechen, dass - allerdings nur andeutungsweise - das über die Chorseitenwände tatsächlich ausragende 7/10-Polygon der Franziskaner-Klosterkirche zitiert wird, indem Chorhalbjoch und 5/10-Polygon in der Marienkirche gestalterisch zusammen behandelt werden und sich geringfü-

[554] Beispielsweise stößt an der Südwand des Chorjochs im Sockelbereich links an die ehemalige Lettnerwand eine nachträglich eingebrochene, wieder verschlossene Öffnung, deren Sturz sich 118 cm OKF befindet. Die Lage und Größe erinnert an den Zugang zur Sparrschen Gruft gegenüber. Vielleicht befand sich hier der Zugang zur Lüdckeschen Gruft, deren Kapelleneingang allerdings um die Ecke liegt. Die Breite dieser Öffnung wurde jedoch nicht frei gelegt – möglicherweise war an dieser Stelle auch nur ein Epitaph eingelassen.

gig gegenüber dem Chorjoch verbreitern (Abb. 170).[555] Dies geschieht allerdings erst oberhalb des Sockels. Konkret beträgt der Vorsprung des Sockels im Polygon etwa eine Binderbreite mit rund 13 cm, während er im Chorjoch nur etwa 5 cm vorsteht. Die abgeschlagenen Formsteinoberkanten im Chorjoch müssen daher eine etwas schrägere Neigung gehabt haben. Unterhalb der Pilaster am Übergang zum Halbjoch wird die untere Stufe der Pilasterbasis in Höhe des umlaufenden Sockels ebenso wie im Polygon vorgesprungen sein, wobei die Tiefe des Vorsprungs auf der Westseite aufgrund der weiter innen liegenden Wandfläche geringer gewesen sein muss. Die 56-57 cm breiten Wandvorlagen mit halbstabprofilierten Kanten selbst sind aus Formsteinen mit einer als Halbstab auf einer Fase ausgebildeten Kante zusammengesetzt. Zwei Formsteinläufern folgen abwechselnd zwei Binder des gleichen Formsteins mit einem dazwischen versetzten Normalsteinläufer (Abb. 167 Typ O, Abb. 172-174, besonders 173).

Die Dienstkapitelle unterscheiden sich nicht nur in Form und Material von denjenigen des Langhauses, sie befinden sich auch auf anderer Höhe. Die östlichsten sechs liegen am höchsten, indem ihre Unterkanten 15 cm weiter oben positioniert sind als die rund 30 cm höher als die Langhauskapitelle ansetzenden Kapitelle der Vorlagen zwischen Chorjoch und Chorschluss (vgl. Abb. 178 mit Abb. 85, 91). Alle Kapitelle sind aus Kalkstein gehauen. Zwischen Chorjoch und Chorschluss sind sie genauso breit wie die Wandvorlagen und dienen als Auflager für sechs birnstabförmige Gewölberippen. Jedes Pilasterkapitell besteht aus einem 31 cm hohen Werkstück, das in drei horizontale Zonen unterteilt ist (Abb. 171-174 und 175 unten). Unterhalb einer vorne und seitlich leicht vorstehenden, querrechteckigen, hohen Deckplatte verjüngt es sich an der Vorderseite mittels eines ausladenden Karniesprofils mit Absatz, während die Seitenflächen gerade und ungestaltet bleiben. An der gekehlten Unterkante werden die seitlichen Halbstäbe der direkt anschließenden Backsteinvorlagen vorbereitet. Die angrenzenden Schildrippen der westlichsten Chorjochachsen haben direkt seitlich anschließende eigene, aus je drei Backsteinen zusammengesetzte Konsolen. In Richtung ganzem Chorjoch bestehen sie aus quer versetzten Viertel- und Halbstabrundungen und am Wandrücksprung Richtung Halbjoch aus Normalsteinen und einem zu den zwei Viertelstäben überleitenden Formstein mit abgerundeter gekerbter Kante (Typ L und ein Halbprofil des Typs J in Abb. 167).

Im Chorpolygon lagert auf jedem der sechs Kalksteinkapitelle nur eine Birnstabrippe. Inklusive der seitlich angearbeiteten Zapfenformen auf denen die Schildrippenbögen aufliegen, sind die in kleinen Variationen ähnlich gestalteten Kapitelle ca. 40 cm breit und 33 cm hoch (Abb. 175-177). Auch sie sind wie die Pilasterkapitelle genau auf die zugehörigen Dienste aus Dreistabbündeln abgestimmt. Sie nehmen deren Querschnitt auf, verbreitern sich mit zwischen die Stäbe eingefügten Zwickeln und leiten zu den auflagernden Rippen über. Eine der beiden Grundformen ist in leichter Variation bei vier Kapitellen angewendet, jeweils ganz im Osten und am Halbjoch, dazwischen liegt jeweils ein Kapitell der zweiten Grundform (vgl. Abb. 169 und 178).

Die Wandflächen zwischen den vertikal gliedernden Diensten werden bzw. wurden neben dem Sockelgesims noch ein zweites Mal durch ein Sohlbankgesims horizontal gegliedert. Erhalten ist das wie an der Langhaussüdseite als Rollschicht ausgeführte Kaffgesims mit spitz zulaufender Vorderkante nur noch in den drei östlichsten Polygonabschnitten (vgl. Abb. 169). An der Nordwand des Chorjochs störte es spätestens seit der Schaffung des Türdurchbruchs zur Sparrschen Kapelle, für den die Brüstung des Fensters höher gesetzt wurde. Die nicht offensichtlich notwendige Abschlagung an der Südseite gegenüber erfolgte vielleicht aus Gründen der Symmetrie oder – wie in anderen Wandabschnitten – zur Anbringung von Grabdenkmalen. Für das Epitaph Johann Rhode im Polygonscheitel kam es zur teilweisen Abschlagung das Sohlbankgesimses. Durch die Entfernung des Epitaphs liegen heute die Seitenflächen der hochkant auf der langen Schmalseite verbauten Formsteine frei. Diese wurden vor dem Brand mit Ritzungen versehen (Abb. 167 Typ I, 179a/b). Eine der Seitenflächen ist

[555] Einen Bezug zwischen den beiden Chören stellt bereits Böker 1988, S. 117 her, allerdings mit dem umgekehrten Weg der Beeinflussung.

parallel zur langen Kante mit Längsriefen versehen. Die andere, bei der Produktion in die Ziegelform geschlagene Seite besitzt etwa mittig eine parallel zur langen Kante verlaufende Einritzung auf Höhe der vorderen Spitze. Vermutlich wurde der Ziegel als Normalstein in eine Form geschlagen, mit einem geriffelten Holz abgezogen und auf dieser Seite getrocknet. Die Längsritzung ist möglicherweise eine Hilfslinie oder Markierung für die Herstellung des Profils. Die gegenläufigen Schrägen mit Kehle dürften in lederhartem Zustand mittels Schablone und Schneidedraht hergestellt worden sein.[556] Die kleine, eigentlich eine Wassernase bildende Kehle an der Unterkante war nicht sichtbar eingebaut, sondern lag – analog zum Außengesims – genau in der Fuge.

Oberhalb des Sohlbankgesimses sprang die Wandflucht etwa 3 cm zurück, was heute durch die glatte Putzschicht nicht mehr nachvollziehbar ist. Vor deren teilweiser Vermauerung von unten wurden die Wandflächen über dem Kaffgesims fast vollständig von den Fensteröffnungen durchbrochen. Ihre Laibungen sind analog zur Außenseite einfach mit Schielungen ausgeführt.

7.2.8 Der Lettner

Sowohl an der südlichen wie auch an der nördlichen Chorseitenwand fanden sich hinter dem Putz spiegelbildlich gleicheAbrissspuren, die unzweifelhaft eine den Chor vom Langhaus trennende Wand nachweisen (Abb. 172, 173). Dass es sich dabei um die Reste eines ehemaligen Lettners handelt, wird im Folgenden erörtert. Anders als viele Lettner war er als Teil des Chors von vornherein geplant und wurde als fester Einbau gleichzeitig mit den Chorwänden errichtet.[557] Das belegen nicht nur die Abbruchflächen mit abgeschlagenen Backsteinen an beiden Chorseitenwänden, sondern auch die eindeutig auf diesen Einbau Bezug nehmenden Kantenprofilierungen der jeweils zwei Wandvorlagen, die zwischen Wandpfeilern an der Schnittstelle von Langhaus und Chor und den im Vergleich zur Flucht der Langhauspfeiler nach außen gerückten Chorseitenwänden vermitteln.

Die Gesamthöhe des Einbaus betrug ca. 4,10 m ab jetzigem Chorfußboden. Er lag genau am Choransatz, hinter bzw. an den östlichsten als Dreiviertelwandpfeiler ausgebildeten Langhauspfeilern. Den an den Chorseitenwänden zu beiden Seiten vorhandenen Abbruchflächen nach, handelte es sich um eine Querabgrenzung, bestehend aus einer in Richtung Chor gerade abschließenden halbsteindicken Rückwand mit einer in Richtung Langhaus vorkragenden etwa 60 cm tiefen, bis zu ihrem Scheitel etwa 2,90 m hohen gewölbten Bedachung (Abb. 180, 181). Die spitzbogige Form des Schildbogenverlaufs spricht für ehemalige Kreuzgewölbe. Die westliche Vorderkante des Gewölbeansatzes liegt jeweils an der östlichsten der zwei rechteckigen, zueinander abgestuften Wandvorlagen, die den Übergang von den Dreiviertelpfeilern zu den Chorseitenwänden bilden (vgl. Grundrissausschnitt Abb. 170). Die genaue Lage dieser Vorderkante kann nur logisch erschlossen werden, weil die östlichsten Vorlagen nach Entfernung des Lettnereinbaus unter Verwendung von unversehrten Ziegelsteinen gerade bis zum Wandsockel des Chors verlängert wurden und den Ansatz somit überdecken. Sicher ist, dass das nach Westen vorkragende Gewölbe nicht die westlicheren der beiden abgestuften Wandvorlagen berührte, da diese allseitig im mittelalterlichen Verband erhalten sind. Dies ist auch an der erhaltenen Kantenprofilierung der beiden Wandvorlagen mit je einem Dreiviertelstab abzulesen: An den jeweils westlicheren Vorlagen setzt die unterhalb des Wandpfeilerkapitells endende Profilierung schon zwei Ziegellagen oberhalb des Chorwandsockels an, an den jeweils östlicheren aber erst vier Ziegellagen oberhalb der Oberkante der Chorabschrankung. Es nimmt also die Kantenprofilierung auf den ehemaligen schrankenartigen Einbau Rücksicht (Abb. 182). Dieser hatte an seinen Ansatzpunkten an den Chorseitenwänden nur eine Gesamtbreite von auf der Nordseite knapp unter,

[556] Nach Holst kommt die Technik des Schneidens mittels Schablonen aus dem lübisch-mecklenburgischen Raum, im Gegensatz zur Formsteinherstellung in Hohlformen, die eine dänisch – pommersche Technik ist. Vgl. Holst 2001, S. 147.

[557] Das Miterrichten und die architektonische Rücksichtnahme auf den Lettner ist nur bei den Bettelordenskirchen verbreitet, sonst werden sie typischerweise erst gegen Ende der Fertigstellung einer Kirche in den schon fertigen Kirchenbau eingestellt. Dazu Doberer 1946, S. 18 und Schmelzer 2004, S. 160.

auf der Südseite knapp über 75 cm. Der obere Abschluss der Anlage bestand – zumindest an den Chorwänden – oberhalb der Vorderkante des Gewölbeansatzes aus einem offenbar senkrechten, etwa 160 cm hohen Wandstück und nach hinten in Richtung Chor aus einer steil abfallenden Schräge. Diese ist als Abbruchkante aus abgeschlagenen Binderköpfen von der jeweils östlichsten Wandpfeilervorlage bis zur halbsteindicken Rückwand nachweisbar. Auch die Rückwand bildet sich vollkommen regelmäßig in Form eines abgeschlagenen Binderkopfs in jeder zweiten Ziegellage ab. In den Lagen dazwischen bestätigen zum Teil erhaltene senkrechte Mörtelkantenspuren die 14 cm dicke Wandstärke. Nur an der südlichen Chorwand ist der Befund der Rückwand ungestört erhalten, kann aber aufgrund der sonstigen exakten Übereinstimmung auch auf die Nordwand übertragen werden. Dort führt die unregelmäßige, etwa senkrechte Baunaht des Schornsteineinbaus von 1893/94 genau durch die ehemalige Rückwand und beschneidet sämtliche Binderköpfe in der Breite (Abb. 173). Im oberen Drittel der abgeschrägten Oberkante setzt das den Chor ursprünglich ganz umlaufende Sohlbankgesims in Form eines Kaffgesimses aus in Rollschicht verlegten Bindern an. Das ist ein zusätzlicher Beleg für die östliche Außengrenze des Einbaus.

Bauzeitlich zur Querabtrennung gehören darüber hinaus in die Chorseitenwände eingetiefte, nur 30 cm schmale und 1,90 m hohe Wandnischen unterhalb des beschriebenen, westlich der Rückwand befindlichen Gewölbeansatzes (Abb. 181, 182). Ihre Unterkante liegt eine Ziegellage oberhalb des ursprünglichen Chorwandsockels. Der Sturz besteht aus einmal abgetreppt versetzten Backsteinen.[558] Sämtliche sichtbaren Nischenkanten sind verschwärzt. Ebenso zeichnet sich der spitzbogige Verlauf der Gewölbekappen oberhalb der Nischen als Grenze zwischen dunkler Verfärbung und abgeschlagenem Mauerwerk ab. Möglicherweise wurden in den beiden Wandnischen Kerzen aufgestellt.[559]

Über die Gestaltung des mittleren Teils der Anlage und vor allem ihre Ausdehnung in Richtung Westen könnten nach dem erfolgten Abriss nur noch Bodenbefunde Auskunft geben. Die Chancen noch Indizien zu finden, sind allerdings als sehr gering einzuschätzen. Die heutigen Fußböden und die Treppenanlage am Übergang von Chor- und Langhaus wurden nach dem Einbau des die gesamte Chorbreite einnehmenden Heizungskellers 1893/94 verlegt. Bei den dafür nötigen Ausschachtungen wurde eine diesen Raum offenbar vollständig einnehmende große Gruft ergraben, deren Ausdehnung nach Westen aber nicht genau überliefert ist. Jedenfalls werden keine Fundamente erwähnt, die einen quer verlaufenden Wandzug angezeigt hätten.[560] Während der abgelaufenen Restaurierungskampagnen wurden im Langhaus vor den Treppenstufen zum erhöhten Chor versuchsweise entlang des südlichen und nördlichen Heizungskanals archäologische Sondagen versucht, die leider wiederum nur eine noch intakte Gruft im Südteil und erhebliche Störungen im Nordteil ergaben.[561] Hoffnung auf noch vorhandene Fundamente der ehemaligen Chorabschrankung bestehen aber immer noch im Bereich der Mittelachse des östlichsten Langhausjochs, unter den Treppenstufen und unmittelbar dahinter, im äußersten Westteil des Chors, der vielleicht gerade noch nicht Teil der erwähnten Gruft gewesen sein könnte. Eine Nutzung aller Möglichkeiten auch diese Bereiche archäologisch zu untersuchen, wäre in Hinblick auf die Bestimmung der Chorabschrankung sehr wünschenswert - denn ihre Ausdehnung nach Westen gerade in der Mittelzone ist entscheidend für die korrekte Benennung und Einordnung.

Ein Lettner vereint per Definition zwei Bestandteile, einmal eine feste, von ein oder zwei Türen durchbrochene Wand zur räumlichen Trennung des Klerus von den Laien und – namensgebend –

[558] Treppenstürze haben auch die Fenster der in die Turmwestwand eingebauten Wendeltreppe. Vgl. Kapitel 8.1.4 „Fenster“, S. 145.

[559] Einen halben Stein tiefe Wandnischen, allerdings in nur leicht hochrechteckiger segmentbogiger Form, befinden sich auch an den Seitenwänden der Hallenjoche des Lettners der Franziskaner-Klosterkirche in Angermünde. Doberer und Schmelzer erwähnen Sakramentsnischen im Bereich des Aufstellungsortes von Altären in den Lettnerhallen. Es gibt jedoch in der Marienkirche keine Hinweise auf eine Verschließbarkeit der Nischen. Siehe dazu Schmelzer 2004, S. 58f.

[560] Vgl. George 1893, S. 608.

[561] Michas 2007a, S. 239.

eine damit baulich verbundene erhöhte Plattform oder Bühne zur Lesung, in erster Linie von Epistel und Evangelium.[562] Wie aus der Schilderung der Befundlage hervorgeht, fehlt jedoch in der Marienkirche (noch) der eindeutige Nachweis des zweiten Merkmals. Da jedoch gemauerte Chorschranken ohne Lesebühne als Chorwestabschluss von Pfarrkirchen in Deutschland nur aus romanischer Zeit bekannt sind,[563] kann ihr ursprüngliches Vorhandensein in der Marienkirche als äußerst wahrscheinlich angenommen werden. Die ehemalige Trennwand in der Marienkirche wird daher im Folgenden, trotz des Fehlens eines sicheren Beweises, als Lettner angesprochen.

7.2.8.1 Rekonstruktionsvarianten und mögliche Zuordnungen zu einem Lettnertyp

Obwohl eine vollständige Rekonstruktion des Lettners der Marienkirche allein mit den vorhandenen Befunden an den Chorseitenwänden nicht möglich ist, lässt sich anhand des bisherigen Wissensstandes über diese Art von Kircheneinbauten doch einiges darüber aussagen und auch umgekehrt ein kleiner Mosaikstein zur Lettnerforschung beitragen. Die Überlegungen haben auch den Zweck aufzuzeigen, wo genau sensible Bereiche sein könnten, die bei künftigen Baumaßnahmen unbedingt bauarchäologisch begleitet werden sollten, weil dort weitere Hinweise auf die Gestalt des Lettners zu vermuten sind.

Ein genaueres Eingehen auf die erschließbare Form ist gerade auch deshalb interessant, weil die architekturhistorische Forschung der Region Berlin-Brandenburg bisher kaum mit diesem Thema konfrontiert wurde. Der einzige überhaupt erhaltene Lettner im heutigen Land Brandenburg steht in der Franziskaner-Klosterkirche Angermünde und wird mit der Erweiterung der Kirche um 1300 datiert.[564] Als monumentaler typischer Bettelordenslettner in der Breite des Langhauses weist er allerdings keine konkreten Bezüge zu den Befunden in der Marienkirche auf, bis auf das gleiche Baumaterial Backstein und das Vorhandensein von Nischen an den Seitenwänden.[565] Ebenso aus Backstein dürfte der für den Dom von Brandenburg nur noch archäologisch nachgewiesene Hallenlettner mit rechteckigem Grundriss von um 1300 gewesen sein.[566] Gelegentlich nachweisbare Türanschläge im Triumphbogenbereich von Brandenburger Dorfkirchen lassen ehemals vorhandene Trennvorrichtungen zwischen Laien- und Klerikerbereich erkennen, die formal nicht mit derjenigen der Marienkirche vergleichbar sind. Lediglich die in Außenwandstärke als Rudiment erhaltene Trennmauer mit zwei Durchgängen der Kirchenruine Dangelsdorf weist eine feste gemauerte

[562] Obwohl manche Lexika noch eine vereinfachte Definition geben, ist das Vorhandensein beider Grundelemente in der Lettnerforschung unstrittig, vgl. Doberer 1946 S. 2f., Schmelzer 2004, S. 10, Schmelzer 2005 S. 359, Schmelzer 2010, S. 147.

[563] Untermann 1996 S. 83. Von einer Ablösung der Chorschranke durch den Lettner geht auch Beer aus, vgl. z. B. Dies. 2005, S. 282. Die bei Köcke erwähnten, offenbar nur in ostfriesischen Pfarrkirchen vorkommenden „Lettnerwände“, die sie scheinbar eindeutig als Quermauern identifiziert, bleiben in ihrer vollständigen mittelalterlichen Gestalt unklar. Vgl. Köcke 1972, S. 153-155 und 185. Die in ihrem Katalog erwähnten Beispiele stammen aus Beschreibungen, die auf deren mittelalterliches Aussehen keine wirklichen Rückschlüsse erlauben. Vgl. dies., S. 40ff. Eine umfassende Untersuchung der zeitlichen und regionalen Verbreitung der Chorschranke im Kirchenbau steht allerdings bislang noch aus. Dazu Schmelzer 2004, S. 19. U. a. gemauerte Chorschranken kommen in gotischer Zeit aber weiterhin als seitliche Trennwände vor, beispielsweise bei Hallenumgangschören als Abtrennung des Binnenchors vom Umgang sowie, wenn der liturgische Chor den architektonischen Chor in seiner Ausdehnung überschreitet und der Lettner in die Vierung oder noch weiter nach Westen gerückt wurde. Als Chorschranke bezeichnet werden darüber hinaus auch die treffender mit Chorgitter beschriebenen „durchsichtigen“ Holz- oder Schmiedeeisenarbeiten, die ab etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts als Trennung zwischen Chor und Langhaus auftauchen. Sie kommen zunächst parallel zum „undurchsichtigen“ fest gemauerten Lettner vor und lösen ihn im Verlauf des 16. Jahrhunderts ab.

[564] Der Lettner spielt selten eine Rolle in den baugeschichtlichen Beiträgen zur Kirche, gehört aber offensichtlich zur Hauptbauphase von 1300. Der Lettner fand zuletzt nur in Zusammenhang mit ehemaligen Fassungsresten Erwähnung. Dazu Raue 2008, S. 140. Dort wird auch die zwischenzeitlich diskutierte spätere Datierung der entsprechenden Bauphase ausführlich erläutert.

[565] Einen vermutlich ähnlichen Lettner über das gesamte Langhaus, der aber erst von um 1500 stammte, gab es in der Franziskaner-Klosterkirche in Berlin. Dessen letzte Reste wurden 1842/43 entfernt. Dazu Deiters 2010a, S. 157.

[566] Cante 1994, S. 52.

Abtrennung auf.[567] Da davon aber keine nennenswerte aufgehende Substanz erhalten ist, bleibt auch hier die für Dorfkirchen generell noch nicht ausreichend beantwortete Frage nach Lettner oder Chorschranke unklar.

Eine bemerkenswert große Anzahl erhaltener oder nachgewiesener Lettner aus unterschiedlichen Baumaterialien hat sich in der zum mittelalterlichen Territorium der Mark gehörenden Altmark im heutigen Sachsen-Anhalt erhalten. Darunter ein weiterer, aber in der erhaltenen Form späterer, Bettelordenslettner der Franziskaner in der Mönchskirche Salzwedel aus Backstein (1435-1453),[568] der bekannte mit Sandsteinreliefs besetzte Kanzellettner im Dom zu Havelberg von kurz vor 1400, der etwa um die gleiche Zeit entstandene Schrankenlettner der Petrikirche in Stendal aus Backstein[569] und der ebenso backsteinerne Schranken-Kanzellettner der zwischen 1420-1450 errichteten Kollegiatskirche, dem sogenannten Dom St. Nikolai, in Stendal. Keines dieser Beispiele lässt im baulichen Anschluss des Lettners an die Kirchenwände – dem einzigen für die Marienkirche überlieferten Kriterium – eine Parallele erkennen, die über die allgemeinen Beziehungen zu anderen Lettnern in Deutschland hinausgehen würde.

Wie aus der eben verwendeten Terminologie hervorgeht, ist die Einteilung der Lettner in verschiedene architektonische Typen eines der Hauptanliegen der Lettnerforschung seit der ersten vergleichenden Beschäftigung mit dem Thema.[570] Zuletzt hat Schmelzer in ihrer 2004 erschienen Dissertation eine Typologie der Lettner im deutschsprachigen Raum vorgelegt. Sie unterscheidet vier zum Teil in weitere Untertypen zu gliedernde Grundtypen, den Kanzellettner (Mauerschranke mit in der Mitte der Westseite vorgesetzter Kanzel), Hallenlettner (eine Ostwand und eine westliche Arkade oder nur zwei Arkadenreihen bilden eine Halle, deren Decke vollständig begehbar ist), Schrankenlettner (eine schmale Bühne über der gesamten Ausdehnung einer breiten Mauerschranke) und Emporenlettner (eine im Bereich der Mittelschiffpfeiler eingespannte Empore ohne mittlere Stützen)[571] Diese neueste Typologie ist im Wesentlichen eine Umordnung der von Doberer bereits 1946 aufgestellten und 1956 modifizierten Typologie, die wiederum bereits von Jan Schirmer 2000 erweitert worden war.[572] Bis auf den nur in einem Beispiel überlieferten Emporenlettner, bestehen alle Typen seit ihrem ersten Auftreten im 13. Jahrhundert nebeneinander und bieten keinen Datierungshinweis. Eine Ausnahme bildet ein Untertyp des Hallenlettners, der Arkadenlettner, bei dem die Halle von einer westlichen und östlichen Arkadenreihe gebildet wird, die keine Sichtbegrenzung mehr zum Chorraum darstellt. Diese seit dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts auftretende Spätform[573] wird im Renaissancelettner zur Regel und tritt besonders in reformierten Kirchen auch als lettnerähnlicher hölzerner Einbau in Form einer Sänger- oder Musikbühne auf.

Aber auch die Terminologie Schmelzers, die den seit Doberers Studie hinzugekommenen Beispielen und den neu gewonnenen bauarchäologischen Erkenntnissen zur Originalgestalt einiger Lettner[574] angepasst ist, bietet offenbar nicht für alle vorkommenden Lettner eine reibungslose Einordnungsmöglichkeit. Schon der neu eingeführte Untertyp namens Kanzel-Schrankenlettner verweist auf das Vorkommen von Mischformen.[575] Magirius, Kavacs und Vohland rekonstruierten die Originalgestalt des Meißener Lettners von um 1290 als Lettner, der „Elemente des Hallenlettners mit solchen einer

[567] In vielen der vergleichsweise kleinen und einfachen Kirchen sind Türangeln in etwa 1 m Höhe und gelegentlich auch gemauerte Abtrennungen im Triumphbogenbereich nachweisbar. Vgl. Langer 2007, S. 49.

[568] Datierung nach Leineweber 2006, s. Badstübner 2010, S. 50.

[569] Knüvener 2011b, S. 93.

[570] Nach Schmelzer 2004, S. 41 hat den ersten Versuch Walter Greischel in seiner in Magdeburg 1916 erschienen Dissertation über „Die sächsisch-thüringischen Lettner des 13. Jahrhunderts. Eine Untersuchung über die Herkunft und die Entstehung ihrer Typen“ unternommen.

[571] Schmelzer 2004, S. 12 und ausführlich S. 41-133.

[572] Vgl. Schmelzer 2004, S. 14f.

[573] Der älteste bekannte Arkadenlettner steht lt. Schmelzer 2004, S. 106 in Bönningheim und entstand frühestens um 1440.

[574] Beispielsweise fällt der bei Doberer genannte Untertyp 3b ersatzlos weg, weil es sich bei den beiden Beispielen dieser Gruppe um nachträglich umgebaute reine Chorschranken handelte. Vgl. Schmelzer 2004, S. 14.

[575] Schmelzer 2004, S. 43 und 49ff.

polygonal vorspringenden Kanzel vereinigt".[576] Es handelt sich der Terminologie Schmelzers nach eigentlich um eine Vermischung des Kanzel-Schrankenlettners mit dem Hallenlettner auf trapezförmigem Grundriss. Schmelzer selbst wendet in der Vorstellung dieses Lettners ihre eigene Terminologie jedoch nicht an, sondern sieht ihn als „Hallenlettner auf trapezförmigem Grundriss" mit seitlich über die polygonale Lettnerhalle hinausragenden begehbaren Schrankenbereichen.[577] Der Lettner in der Schlosskirche Pforzheim bildet als „Arkaden-Kanzellettner" ebenfalls einen Sonderfall.[578] Ähnlich wie diese Beispiele, entzieht sich auch der Lettner der Marienkirche den bisher vorliegenden Befunden nach einer eindeutigen Zuordnung zu einem der bestehenden Typen.

Beachtenswert ist die innerhalb des erhaltenen Gesamtbestands in Deutschland seltene Lage des Lettners der Marienkirche.[579] Er ist zwar, wie es oft vorkommt, am Westende des Chors situiert, aber zwischen die Chorseitenwände eingespannt.[580] Weitaus häufiger befinden sich Lettner direkt zwischen oder vor Vierungspfeilern bzw. Pfeilern am Choransatz. Diese spezielle Lage mag einer der Hauptgründe sein, warum die typologische Zuordnung problematisch ist.

Die der Rückwand vorgelagerten Gewölbeabrissspuren sprechen für eine der Formen des Hallenlettners, jedoch kann er kein Vertreter der am häufigsten vorkommenden Hallenlettner auf rechteckigem Grundriss gewesen sein. Vollständig begehbar im Sinne einer zwischen den Chorseitenwänden eingespannten Bühne war der Lettner sicher nicht, denn die in Richtung Chor schräg abfallende Oberkante ergibt dort keine Lauffläche. Demzufolge gibt es auch keinerlei Spuren eines zugehörigen Treppenaufgangs an den Chorseitenwänden. Es hätte jedoch auch keinen Sinn ergeben, die Lauffläche bis an die Chorseitenwände auszudehnen, da die Gesamtbreite des Lettners an diesen Stellen nur um 75 cm betrug und selbst ohne Berücksichtigung von Brüstungen in beide Richtungen keine genügende Standfläche geboten hätte. Auch waren die seitlichen Ansatzstellen des Lettners vom Kirchenschiff her nicht oder nur schlecht einsehbar, da sie von den mehr als einen Meter in die Querachse des Chorraums hineinragenden, als Dreiviertel-Wandpfeiler ausgebildeten östlichsten Arkadenpfeilern des Langhauses verdeckt worden sein müssen. Diese spezielle Lage machte es sinnvoll, die begehbare Lauffläche erst in einiger Entfernung von den Chorseitenwänden beginnen zu lassen. Da ein Vorspringen der Plattform in Richtung Osten noch nirgends beobachtet wurde,[581] ist eine Ausdehnung des Lettners in Richtung Westen als sicher anzunehmen. Ob diese räumliche Erweiterung, die erst eine Standfläche auf dem Quereinbau ermöglichte, einen Großteil des Zwischenraums der beiden Dreiviertelpfeiler am Choreintritt von rund 8,15 m einnahm oder als eher kanzelartiger axial angeordneter Standplatz ausgeführt war, lässt sich ohne Fundamentbefunde nicht klären. Genauso wenig Sicheres ist ohne derartige Befunde über die Gesamtausdehnung der Anlage in Richtung Kirchenschiff auszusagen sowie über den oder die Aufgänge zu der Plattform. Sie befanden sich wohl nicht unmittelbar an den Choraußenwänden, weil dort jegliche bauliche Anhaltspunkte fehlen. Die erhaltenen Vergleichsbeispiele lassen am ehesten an einen einzelnen ostseitigen Aufgang in der Mittelachse des Lettners denken.

Nicht durch Befunde belegbar ist ferner die Lage und Anzahl der Türen in der Lettnerrückwand und die damit zusammenhängende Anordnung und Ausführung der Treppe(n), die in den erhöhten Chor führten. Weniger wahrscheinlich ist die in Frankreich typische, aber in Deutschland nur bei Bettelordenslettnern (vgl. Angermünde) und Westlettnern verbreitete, sonst aber selten anzutreffende

[576] Magirius 2010, S. 131und Magirius 2001, S. 133.
[577] Vgl. Schmelzer 2004 S. 121.
[578] Schmelzer 2004, S. 111.
[579] Diese Aussage bezieht sich auf das Vergleichsmaterial in allen zitierten Arbeiten Schmelzers und Magirius', sowie bei Köcke 1972.
[580] Unter den in der einschlägigen Literatur vorgestellten Beispielen ist in dieser Beziehung nur der Lettner im Münster von Bonn vergleichbar, der zur Gänze auf dem Niveau des Hochchores oberhalb der Krypta stand. Dazu Doberer 1946, S. 9.
[581] Die beiden noch bei Doberer (1946, S. 14) als eigener Typ aufgeführten Beispiele haben sich als obsolet erwiesen, da sie beide ursprünglich einfache Chorschranken des 13. Jahrhunderts waren. Dazu Schmelzer 2004, S. 14 u. 42. Nach Osten vorspringende Bauteile eines Lettners kommen allerdings als Treppenaufgänge vor.

Nutzung des Mitteljochs für den Durchgang zwischen Klerikerchor und Laienschiff.[582] Anzunehmen ist die wesentlich verbreitetere Variante mit zwei, den in der Mitte aufgestellten Laienaltar flankierenden Türen. Auch wenn er in der Marienkirche nicht explizit erwähnt ist, kann ein Kreuzaltar als Laienaltar vorausgesetzt werden. Dies bestätigt die erhaltene, allerdings erst 1485 entstandene Triumphkreuzgruppe, die sich nachweislich oberhalb des Lettnerstandorts befand.[583]

Die Rekonstruktionsvariante mit nach Westen vorspringender Arkadenreihe (Abb. 183) stellt einen Bezug zu den bei Schmelzer als Untertyp des Hallenlettners angesprochenen „Hallenlettnern mit trapezförmigem Grundriss“ her.[584] Nach bisherigem Forschungsstand wird diese Gruppe allein von einigen wenigen mittelrheinischen Lettnerbeispielen gebildet. Zu dieser Gruppe gehören der älteste in Deutschland erhaltene Pfarrkirchenlettner in Gelnhausen von 1240/50, sein mit großer Sicherheit zeichnerisch rekonstruiertes Vorbild aus dem Dom zu Mainz (Westlettner vor 1239) und die ebenfalls nur noch als zeichnerische Rekonstruktionen überlieferten Lettner der Abteikirche in Seligenstadt, der Stiftskirche in Aschaffenburg und der Liebfrauenpfarrkirche in Schotten (Hessen) aus dem 14. Jahrhundert[585] (Abb. 185a/b/c und 186).

Einen augenfälligen Unterschied zu dieser aus jeweils drei Hallenjochen bestehenden Gruppe führt der Ansatz des Gewölbes einer mutmaßlichen Lettnerhalle der Marienkirche vor Augen. Deren Westseite setzte, etwa 55 cm von der Lettnerrückwand entfernt, erst an der östlichsten Wandvorlage des Dreiviertelpfeilers am Choreingang an, während die Westseiten der beiden rheinischen Beispiele schräg direkt an der Lettnerrückwand ansetzen. Dadurch entsteht der von Schmelzer als charakteristisch für diesen Typ erachtete trapezförmige Lettnergrundriss. Obwohl die unregelmäßig geformten äußersten Joche in beiden zusammengehörigen Beispielen unterschiedliche Gewölbeformen aufweisen (in Gelnhausen ein Dreieck mit Rippendreistrahl, in Mainz ein rechtwinkeliges kreuzgewölbtes Trapez), entspringt dadurch an den äußersten Lettnerkanten, anders als in der Marienkirche, jeweils nur eine Rippe.

Würde man allerdings zurückkehren zu dem älteren von Doberer für die kleine mittelrheinische Gruppe gebrauchten Typennamen „Lettner mit polygonal vorspringender Bühne“[586], den in abgewandelter Form auch Magirius gebraucht, indem er schlicht von „polygonal in die Vierung“ vorspringendem Lettner spricht,[587] dann könnte die erste Rekonstruktionsvariante des Marienkirchenlettners klaglos diesem Typ zugeordnet werden. Es würde sich lediglich um eine neue Ausführungsvariante handeln, bei der die Lauffläche nicht die volle Grundrissfläche einnahm. Diese wäre mit der besonderen architektonischen Situation am Choransatz der Marienkirche zu erklären, wo der Chor etwas breiter als das Mittelschiff angefügt wurde und daher die östlichsten Langhauspfeiler den freien Blick in den Chor seitlich verstellen.

Nimmt man die Variante eines eher kleinen, kanzelartig vorspringenden Leseplatzes an, wird die Vorderkante der durch die Gewölbeansätze an den Chorseitenwänden angezeigten vermutlich kreuzgewölbten Joche parallel zur östlichen Rückwand verlaufen sein (Abb. 184). Zu beiden Seiten der quadratisch oder polygonal geformten stützengetragenen Kanzel könnten, je nach Jochanzahl, eine oder mehrere Stützen oder dünne Trennwände die schräg zum Chor hin abfallende Bedachung getragen haben. Da zu jeder Seite der Kanzel ein Türdurchgang anzunehmen ist, haben die flachen Gewölbejoche vermutlich teilweise als Baldachine für diese Durchgänge gedient. Die übrigen kann man sich als gewölbte Nischen vorstellen, die zum Beispiel Platz für Skulpturenschmuck geboten

582 Doberer 1946, S. 15.
583 Als indirekter Hinweis darauf ist auch die hervorgehobene Gestaltung des Gewölbes des östlichsten Mittelschiffjochs über dem vorauszusetzenden Altar zu werten.
584 Schmelzer 2004, S. 113-119.
585 Doberer 1946, S. 12 u. Anm. 26-27 und Magirius 2001, S. 127-29.
586 Doberer 1946, S. 12.
587 Die Aussage bezieht sich auf den Pfarrkirchenlettner in Gelnhausen von 1240/50. Magirius 2010, S. 129.

hätten. Diese Rekonstruktionsvariante kann als eine Kombination eines Kanzellettners mit einem oberseitig nicht begehbaren sehr schmalen Hallenlettner verstanden werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Der Lettner der Marienkirche mit seinen wenigen bisher sicher nachweisbaren Eigenschaften vereint Merkmale, die eine eindeutige Zuordnung zu einem der bisher in der Literatur beschriebenen Typen nicht zulassen. Er bestand aus einer nach Osten gerade abschließenden Rückwand, die mit Sicherheit Türen (sehr wahrscheinlich zwei) an unbekannter Stelle aufwies. Da sich der Lettner nach Westen vorgezogen haben muss, um eine Standfläche zu bieten und diese sicher beweisbar nicht die gesamte Lettnergrundfläche einnahm, könnte der Lettner der Marienkirche als Kanzellettner ausgeführt gewesen sein. Ungewöhnlich für diesen Typ ist allerdings die der Westseite der Lettnerrückwand offenbar vorgelegene flache Halle.

Unter den Hallenlettnern, die westlich vorspringen, kennt man bisher nur eine kleine, bisher ausschließlich am Mittelrhein nachweisbare Anzahl. Der Lettner der Marienkirche unterscheidet sich zu diesen durch die nicht über seinen gesamten Grundriss nachweisbare Lauffläche und die Ausführung der seitlich nachweisbaren Joche mit einer zwar schmalen, aber deutlich vorhandenen Schildwand. Er kann also nicht wie die rheinische Gruppe einen trapezförmigen Grundriss gehabt haben. Ähnlich wie für den von Magirius und anderen rekonstruierten Lettner im Meißener Dom, kann „eine genaue formale Entsprechung [....] im bisher überlieferten oder archäologisch erkundeten Bestand [....] in Europa nicht namhaft gemacht werden“[588] (Abb. 187). Es vereinen sowohl der Meissner als auch der Lettner der Marienkirche Elemente des Kanzellettners mit denen des Hallenlettners, auch wenn die Befunde zum Lettner der Marienkirche wiederum keine Parallelen zum wesentlich früheren Meißner Lettner von um 1290 aufweisen. Während in Meißen jedoch konkret nachweisbare stilistische Beziehungen zum Vorbild Mainz über die skulpturalen Werke des Naumburger Meisters bestehen, die vom Mainzer über den Naumburger Westlettner nach Meißen führen,[589] kann eine Verbindung zur Marienkirche nur über einen möglicherweise ähnlich rekonstruierbaren Grundriss erfolgen. Dieser wird allerdings kaum über eines der genannten Beispiele vermittelt worden sein, was schon wegen des zeitlichen Abstands nicht vorstellbar ist. Es spricht lediglich dafür, dass auch über den Mittelrhein hinaus mit einem Auftreten von polygonal vorspringenden Hallenlettnern zu rechnen sein könnte und dass es vor allen Dingen individuelle Lösungen gibt, die sich nicht klar in ein architektonisches Typenschema einordnen lassen. Blickt man über die Grenzen Deutschlands hinaus, dann scheint gerade die Vermischung von Kanzel- und Hallenlettner beliebt gewesen zu sein und zwar zu unterschiedlichen Zeiten. So gibt es niederländische Arkadenlettner aus der Zeit ab 1490, deren westseitige Brüstung als Kanzel vorgezogen ist.[590]

7.2.9 Das Gewölbe

Durch die Verwendung gleicher Gewölberippenprofile für den gesamten Chor und den Großteil des angrenzenden östlichsten Mittelschiffjochs wird die zeitliche Zusammengehörigkeit aller spätgotisch figurierten Gewölbe im Ostteil der Kirche bestätigt. Beim Anbau des einschiffigen Chors, der den Abbruch oder zumindest die Vergrößerung einer möglicherweise bestehenden Öffnung der Ostwand im Mittelschiff nötig machte, wurde das Gewölbe des angrenzenden Langhausjochs – zu vermuten ist ein Kreuzrippengewölbe, wie überall sonst im Langhaus – vollständig abgebrochen und mit dem Chor neu eingewölbt. Dies könnte aufgrund von Beschädigungen durch die Abbrucharbeiten nötig geworden sein. In jedem Fall nutzte man die Neueinwölbung dieses in herausgehobener Lage befindlichen Gewölbefeldes des Langhauses für eine besondere Gestaltung.

[588] Magirius 2001, S. 123.
[589] Magirius 2001, S. 129.
[590] Matthes 1967, S. 35-37.

Motiviert war eine Hervorhebung sicherlich durch die besondere Funktion des Ortes. Unter dem östlichsten Gewölbefeld des Mittelschiffs am Übergang zum Chor war der Standort des mittelalterlichen Kreuzaltars, also des Volksaltars der Gemeinde, der vor der gemauerten Lettnerwand stand. Das Gewölbe darüber wird durch ein Springgewölbe mit Betonung der Diagonalen von Nordwesten nach Südosten gebildet (Abb. 188). Die Entscheidung für diese Gewölbeform beruht auf keinerlei technischer Notwendigkeit, sondern folgt einer rein gestalterischen Absicht. Eine Diagonalrippe teilt das Joch in zwei Hälften. Den dadurch gebildeten beiden Dreiecksfeldern ist je ein Rippendreistrahl mit Schlussstein an ihrem Berührungspunkt eingefügt. Die Dreistrahle sind so angeordnet, dass die zwei der Diagonalen benachbart liegenden Schenkel sehr nah an die Diagonalrippe herangeführt sind, so dass sie diese flankieren und dadurch noch stärker hervorheben. Die Schlusssteine liegen versetzt neben der quer verlaufenden Gewölbemittelachse. Für die kurze Rippe des südwestlichen Dreistrahls, die in der Südwestecke des Gewölbefelds beginnt, wurden Langhaus-Rippensteine des zuvor hier befindlichen Kreuzrippengewölbes wiederverwendet. Alle anderen wurden ausnahmslos mit dem Chorrippenstein gemauert (vgl. Pläne 3 und 10). Die Gewölbekappen wurden aus Mauersteinen gemauert, die durchschnittlich etwas kleiner sind als diejenigen des Wandmauerwerks.

Die runden Schlusssteine bestehen wie im Langhausgewölbe aus Kalkstein. Die Spiegelfläche ist jeweils glatt und leicht konkav (an der tiefsten Stelle 32 mm) gewölbt. Seitlich sind die drei Rippenstrahlen angearbeitet und der Korpus ist entsprechend der Rippenform profiliert (Abb. 189). Die Steine wurden exakt für diese beiden Stellen geplant und gehauen. Der nördliche hat einen Spiegeldurchmesser von 27 cm bei 22,5 cm Höhe, der südliche ist mit 29 cm Spiegeldurchmesser etwas größer und etwa gleich hoch. Die Spiegelflächen wurden 2010 komplett freigelegt, wobei zwei unterschiedliche mittelalterliche Fassungen auf einer harten Kalktünche bestimmt werden konnten. Die erste Farbgestaltung besteht aus einer Blume mit sechs fleischigen Blütenblättern. Die Blume des nördlichen Schlusssteins hat malachitgrüne Blütenblätter und einen deutlich aus der Mitte versetzten Mennigerot gefüllten Kreis als Zentrum. Die Blattumrahmung im gleichen Orangerotton strahlt in sechs Linien von diesem Zentrum aus (Abb. 190). Die dazu stehende grüne und rote Rippenfassung setzt die Farbgestaltung der übrigen Mittelschiffsgewölbe fort. Der südliche Schlussstein ist vermutlich im Motiv gleich, aber farblich umgekehrt gestaltet gewesen.[591] Der Kreis liegt hier stärker im Zentrum. Zentrale Zirkeleinstichstellen zum Bezeichnen des Gesamtumrisses zeigen an, dass beide Steine vom Steinmetz exakt konstruiert wurden. Darüber hinaus gibt es weitere Konstruktionspunkte und eine kreisrunde Einritzung des Dotters, die am südlichen Schlussstein abgenommen wurden (Abb. 191). Die dargestellte, dort gut erhaltene zweite Fassung mit zehnzackigem Stern besitzt keine Beziehung zu den Ritzungen und Einstichen, diese beziehen sich lediglich auf die darunter liegende Erstfassung. Die Verschiebung des Zentrums der gemalten Blumen, besonders im nördlichen Schlussstein, geschah demzufolge absichtlich. Tatsächlich berücksichtigt sie die Verzerrung von unten, die durch den schrägen Einbau des Schlusssteins verursacht wird. Steht man genau darunter, erscheinen die Blütenblätter optisch gleich.

Das Gewölbe im Chorjoch besteht aus einem vierzackigen Stern bzw. einem Vierrautenstern mit Diagonalrippen,[592] dessen kurze Scheitelrippen ein zentrales gleichschenkeliges Kreuz aus Binderköpfen normaler Mauersteine bilden (Abb. 192). Das Zentrum des so hervorgehobenen griechischen Kreuzes aus Rechteckrippen bildet ein ringförmiger Schlussstein mit einem Innendurchmesser von 38 cm. Die Öffnung des Ringschlusssteins wird vermutlich mit einem üblicherweise bemalten Holzdeckel verschlossen gewesen sein, den man für liturgische Inszenierungen, bei denen das Herunterlassen oder Hochziehen von Gegenständen eine Rolle spielte, entfernen konnte. Sehr verbreitet war die Nutzung derartiger Öffnungen zur szenischen Darstellung des Pfingstereignisses mit einer durch das Loch herabfliegenden Taube, von dem sich die bekannte Bezeichnung als

[591] Sämtliche Farbangaben beziehen sich auf die Untersuchungsergebnisse in Wunderlich 2010d, S. IIIff.

[592] Von vierzackigen Sterngewölben spricht in vergleichbaren Fällen Herrmann 2007, Bürger 2007 verwendet den Begriff Vierrautensterne.

Heiliggeistloch ableitet. Häufig wird auch von Himmelfahrtsdarstellungen mittels einer hochgezogenen Christus- bzw. Marienfigur berichtet und sogar vom Herabwerfen von Oblaten zu Christi Himmelfahrt. In Quellen wird daher von Himmelsloch gesprochen, was gleichzeitig einen eindeutigen Hinweis auf die generelle ikonologische Bedeutung der Kirchengewölbe gibt[593] . Der Ringschlussstein der Marienkirche gehört zu jenen mit bescheidenem Durchmesser, d. h. das angesprochene mögliche Funktionsprogramm war insofern eingeschränkt als kaum eine Skulptur wirklich „in den Himmel auffahren“ und darin verschwinden konnte, sondern höchstens unter der „Himmelsdecke“ schweben.[594]

Die Endpunkte der vom Ringschlussstein wegführenden Kreuzarme sind mit runden Schlusssteinen betont. Diese haben eine Seitenhöhe von 26 cm und eine Spiegelfläche, die mit 24-25,5 cm etwas kleiner ist als die beiden Schlusssteine im östlichsten Langhausjoch. Die Kalksteinwerkstücke wurden wieder mit Ansätzen für die anschließenden Rippen gehauen. Da aber jeweils alle drei abgehenden Rippen mit dem Profil der Birnstabrippen ausgeführt wurden, hat man die Schlusssteine entweder vorgefertigt[595] oder die Entscheidung zum rechteckigen Rippenprofil des Kreuzes fiel erst während des Baus. Beim südlichen und westlichen Schlussstein entspricht zudem der vorgefertigte Rippenansatz des Kreuzarmes nicht genau dem Ansatzpunkt der Rechteckrippe. Am südlichen mussten Teile des profilierten Rippenansatzes deshalb abgeschlagen werden und beim westlichen steht sie einfach etwas über. Die gesamte Kreuzfigur und damit auch die nicht passenden Ansätze wurden etwa ½ cm dick glatt verputzt und in der Erstfassung mit einem hellen Gelb bemalt. Das Seitenprofil der Schlusssteinkörper des Chors ist abweichend zum Schiff nur einmal abgetreppt nach einer 16 cm hohen geraden Seitenfläche. Die Spiegelflächen mit etwa 5 cm großem zentralem, mit Gipsplomben oder Holzpflöcken nachträglich zugesetztem Loch, sind nur leicht konkav gewölbt (10-15 mm) und im Gegensatz zum Springgewölbe mit plastischem Maßwerk in Dreipassformen gestaltet, das ebenfalls zum Teil zugeputzt wurde – Ausnahme ist der glatte Schlussstein am östlichen Kreuzarm, der, wie die beiden des Springgewölbes und der benachbarte Schlussstein im Halbjoch, stattdessen bemalt war (Abb. 193a/b).

Das Maßwerk des nördlichen Schlusssteins besteht aus drei radial um das zentrale Loch angeordneten großen Dreiblättern, die einem Kreis eingeschrieben sind. Die dazwischen befindlichen Zwickel sind mit schmalen Dreiblättern ausgefüllt. Ähnlich ist der westliche Schlussstein gestaltet, bei dem die drei großen Dreiblätter jedoch in Dreiecksformen aus Segmentbögen liegen. Die Zwickelflächen dazwischen werden von Dreipässen ausgefüllt. Grundeinteilung des südlichen Schlusssteins sind zwei sich schneidende Mandelformen, die den gesamten Durchmesser einnehmen. Der Kreuzungsfläche mit dem zentralen Loch ist ein Vierblatt eingeschrieben, den Mandelspitzen je ein Dreiblatt. Die Zwickel zwischen den Mandelformen werden durch Dreipässe ausgefüllt. Die erhöhten Stege sämtlicher plastischer Maßwerkfiguren waren rotbraun gefasst, der Fonds jeweils hell, wobei einige erhaltene Reste auf Gelb hinweisen.

Die Schlusssteine des östlichsten Kreuzarms und des Rippendreistrahls im folgenden Halbjoch haben einen glatten, leicht konkaven Spiegel mit zentralem Loch, um das sich sechs gemalte Dreipässe

[593] Zur Verbreitung, Gestaltung und Funktion von Ringschlusssteinen oder Scheitelringen mit einigen Beispielen vgl. Bürger 2007, Bd. 1, S. 62f. und 118-120.

[594] Bürger gibt als übliches Maß der Löcher 70-100 cm für Stadtkirchen an. Ebd. S. 119.

[595] Bürger geht von einem erheblichen Anteil der Präfabrikation von Werkstücken im Steinbruch aus. So gibt es zahlreiche Hinweise, dass Steinmetze einer Baustelle für einige Wochen direkt in die Steinbrüche zum Hauen von Werkstücken fuhren. Gerade bei kleineren Bauvorhaben wäre sogar das Anbieten kompletter „Bausätze“ für standardisierte Gewölbeformen nach Maßangabe durch die Steinbrüche selbst anzunehmen, wodurch auf das Einrichten einer Steinmetzhütte vor Ort verzichtet werden hätte können. Vgl. Bürger 2007, S. 298-301. Diese auf Gewölberippen komplett aus Werkstein bezogene Aussage müsste auf die Marienkirche mit ihren nur einzelnen verbauten Natursteinwerkstücken umso mehr zutreffen. Ob diese Arbeitsweise allerdings für die weitgehend individuell für einen bestimmten Einsatzort vorgesehenen Werkstücke überhaupt möglich war, bleibt zu hinterfragen.

gruppieren. Der Pinselstrich des rotbraunen Farbauftrages der Dreipassrahmung ist deutlich zu sehen. An einer Stelle hat sich ein helles Dreieck in einem Zwickel zwischen den Dreipässen erhalten. Vermutlich befand sich auf den Dreiecken und Dreipässen eine helle Gelbfassung wie an den Schlusssteinen mit Maßwerk.

Zusätzlich zur kurzen Scheitelrippe des Dreistrahls führen im Halbjoch diesen rahmende Diagonalrippen zum großen Schlussstein des Polygons, von dem auch das Radialstrahlgewölbe des Chorschlusses ausgeht. Die Kreisform mit einem Durchmesser von 46 cm hat neun Rippenansätze für die sechs Polygonrippen und die drei ankommenden Rippen des Halbjochs. Als einziger der Chorschlusssteine ist er in der Mitte ungelocht. Die Kreisfläche wird wieder durch plastische Maßwerkkonfigurationen gegliedert. Sechs gleich große Kreise mit je 15 cm Durchmesser sind um einen mittleren, ebenso großen angeordnet. Jedem Kreis ist ein Sechspass eingeschrieben und die äußeren Zwickel zwischen den Kreisen sind mit Nasen versehen, die schmale Dreiblätter erzeugen.

Für eine einigermaßen vollständige symbolische Interpretation der Formen fehlt eine Aussage zu den Gewölbefeldern, die vielleicht bemalt waren. Die Maßwerkfiguren sind abgesehen von ihrer unzweifelhaft dekorativen Wirkung sicher auch mit zahlensymbolischer, die göttliche Himmelsphäre im Kirchengebäude unterstreichender Bedeutung unterlegt. Über dem Kreuzaltar noch im Langhaus bilden die Blütenblätter zweimal die vollkommene Zahl Sechs, die zum Beispiel für die sechs Schöpfungstage stehen kann. Im Polygon erscheint die Zahl noch einmal in Form der Sechspässe und sechs Dreiblätter. Die Sechspässe kommen dort in der Anzahl der heiligen, für Ganzheit und Vollkommenheit stehenden Zahl Sieben vor. Sie verweist z. B. auf die Gesamtanzahl der von Gott festgelegten Wochentage. Für den Anbringungsort im symbolischen Himmel aber wohl entscheidender werden Bedeutungen, wie die sieben Himmel, in denen die englischen Hierarchien wohnen, oder die sieben, die gesamte Kirche repräsentierenden Gemeinden aus der Offenbarung des Johannes sein, die dort wiederum durch sieben goldene Leuchter symbolisiert werden und von durch sieben Sterne symbolisierten Engeln beschützt werden[596] oder das ebenfalls in der Apokalypse vorkommende Buch mit den sieben Siegeln.[597] Im durch das griechische Kreuz hervorgehobenen Chorjoch mit dem Himmelsloch findet sich am häufigsten die für die Trinität stehende Drei mit ihren die Symbolkraft verstärkenden Vielfachen in den drei Dreiblättern und drei Dreipässen bzw. -blättern des West- und Nordschlusssteins und den sechs gemalten Dreipässen des Ost- und des Halbjochschlusssteins. Im Südschlussstein gesellt sich mit dem Vierblatt im Zentrum, vier Dreiblättern und vier Dreipässen die Zahl Vier als Symbol für die vier Evangelisten und eventuell auch für die vier Paradiesflüsse hinzu. Die Zwölf als Produkt aus Vier und Drei könnte auf die zwölf Stämme Israels, die zwölf Apostel oder zwölf Tore im himmlischen Jerusalem hinweisen oder als 24 auf die Ältesten aus der Himmelsvision des Johannes.[598] Alle vorkommenden Zahlen spielen in der Offenbarung des Johannes eine Rolle, wodurch schon allein durch das verwendete Maßwerk eine eschatologische Bedeutungsebene geschaffen wurde.

Mit der undatierten Zweitfassung der Schlusssteine im östlichen Mittelschiffjoch über dem Kreuzaltar wurden die sechsblättrigen Blumen durch zehnzackige Sterne aus zwei zueinander verschobenen fünfzackigen Sternen oder Pentagrammen ersetzt. Möglicherweise gibt es hier einen Bezug zu den fünf Wundmalen Christi und damit zu dem darunter anzunehmenden Kreuzaltar.

[596] Offenbarung 1,9-20.
[597] Ebd. 5,1 ff.
[598] Ebd. 4,4-8 und 7,4-17 und 21,14.

7.2.10 Innenraumfassung des Chors

Die Farbfassungsuntersuchungen im Gewölbe führten zu einem Rekonstruktionsvorschlag, an dem eine Orientierung an der ersten Langhausfassung zu erkennen ist (Abb. 195, vgl. dazu Abb. 119). Die Rippen im Wechsel zwischen Braunrot und Grün setzen die Farbigkeit der Langhausrippen des Mittelschiffs fort. In den Schildrippen tritt Gelb hinzu, das im Langhaus in den Seitenschiffen Verwendung fand. Besonders ausgezeichnet ist der Chor durch das gelbe Rippenkreuz und die plastische und zum Teil gemalte Schlusssteindekoration mit Maßwerk in Hellgelb und Braunrot. Da die ursprüngliche Farbigkeit der Schlusssteine im Langhaus noch unbekannt ist, kann eine mögliche farbige Hervorhebung der Chorschlusssteine im Vergleich zum Langhaus nicht beurteilt werden. Ebenso ohne Aussage bleibt die Fassung der Dienstkapitelle, wo nur an einer Stelle Reste von Grün gefunden wurden.[599] Da im Chor, bis auf die aufwendigeren, gelb gefassten Rippenkonfigurationen, ansonsten das Farbkonzept des Langhauses fortgesetzt wird, fällt in Punkto Farbgestaltung bislang keine kostbarere Behandlung des Chors auf. Die Wandfassung wiederholt „wörtlich“ die des Langhauses, indem die Unterwände bis zu den Oberkanten der Dienstkapitelle weiß getüncht wurden und darüber eine rote Lasur mit weißem Fugennetz folgt. Die wenigen erhaltenen Fugen zeigen die Grat- oder Dachfuge wie im Langhaus, deren obere Hälfte der Lager- und linke Hälfte der Stoßfugen mit weißen Malfugen mit 8-10 mm Strichstärke hervorgehoben wurden (Abb. 196). Die Stoßfuge weist an dieser Stelle eine mittig sichtbare Ritzung auf. Dass die Malfugen die tatsächlichen Fugen korrigieren sollten, beweist eine zweite weiße Lagerfuge, die über die Unterkante des darüber befindlichen Steins geführt wurde. Dem konstatierten langen Festhalten an der Rotfassung mit Malfugen im Dominikanerkloster Brandenburg ist damit ein weiteres Beispiel der Beibehaltung bzw. Angleichung an deutlich ältere Bauteile beizustellen, allerdings noch innerhalb des 14. Jahrhunderts, während sich die Gestaltungsform in Brandenburg bis ins 15. Jahrhundert weiter tradiert. Trotzdem wird die für das Dominikanerkloster vorgeschlagene Erklärung einer rein ordensinternen oder zumindest den Bettelorden allgemein zuzuschreibende Tradition durch die Ausmalung des Chors der Marienkirche, die wohl kurz vor oder um 1400 stattgefunden haben dürfte, relativiert.[600]

Obwohl an den Chorfenstern der konkrete Beweis noch nicht erbracht wurde, ist auch hier eine schon bauzeitliche Verputzung der gekrümmten Laibungsflächen der spitzbogigen oberen Fensterabschlüsse als sicher anzunehmen. Man hätte wohl kaum die außen wie innen der Krümmungslinie entsprechend zurechtgeschlagenen Backsteine unverhüllt gezeigt (Abb. 197). Die hinter der Vermauerung gut erhaltenen Fassungen der originalen Stabwerksteine des westlichsten Chorfensters auf der Nordseite zeigten eindeutig ein mittleres Grau, das mit feinem Holzkohlepulver und Sumpfkalk hergestellt wurde.[601] Auch für die Kombination von roter Wandfassung zu grauem Stabwerk gibt es Parallelbeispiele in der Zeit um 1400. So wurde eine Rotfassung der Außenwände mit grauem Fenstermaßwerk auch für um die gleiche Zeit gefasste Bereiche der Heiliggeistkapelle in Berlin befundet.[602]

7.2.11 Datierung des Chors

Durch die Entnahme mehrerer Proben, deren parallele Auswertung sowohl mit der TL als auch der OSL-Methode erfolgte, und eine mit den gewonnenen Daten durchgeführte Kontextrechnung konnte die Backsteindatierung für den Chor optimiert werden. Die naturwissenschaftliche Bestimmung des Brennzeitpunkts der Mauersteine ergab daher ein recht genau eingrenzbares Datum von 1395 +/-9,

599 Wunderlich 2010d, S. 20.

600 Zum Erklärungsversuch der wiederholten Rotfassungen mit Malfugen ab dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts im Dominikanerkloster St. Pauli in Brandenburg vgl. Raue 2008, S. 166.

601 Zweitfassung ist ein helles Mattgelb, darauf folgt wieder Grau. Wunderlich 2010d, S. II.

602 Raue 2005, S. 110, der hier den Bericht der Fassadenuntersuchung von André Streich 2003 zitiert. Über Malfugen gibt es leider keine Aussage.

wobei die vier Proben aus dem Bereich unterhalb der Kämpferzone der Fenster stammen.[603] Wiederum entspricht es sehr gut dem durch den Vergleich mit datierten Berliner Backsteinbauten gewonnenen Datierungsvorschlag des Backsteinregisters Berlin von um 1390.[604] Der vollkommen einheitlich aufgeführte Bau mit einheitlichem Backsteinmaterial wurde also erst nach dem Stadtbrand von 1380 begonnen und ohne erkennbare Unterbrechungen zügig errichtet.

Dass in dieser Zeit Maßnahmen an der Marienkirche stattfanden, bestätigen zwei Ablassbriefe.[605] Am 25. Oktober 1380 erteilte Kardinal Mileus in Prag im Auftrag von Papst Urban VI. allen, die zum Wiederaufbau *[reformatione et reedificatione]* der abgebrannten Marien- oder Nikolaikirche oder zur Besoldung ihrer Diener etwas beitragen einen hunderttägigen Ablass.[606] Da die naturwissenschaftliche und Backsteinformat-Datierung eher auf eine Bauzeit erst etwa zehn Jahre nach dem Ablass deuten, könnte ein unmittelbarer Zusammenhang mit dem Chorbau auch in Frage gestellt werden. Möglicherweise wurden mit den Einnahmen aus dem Ablass tatsächlich zunächst Wiederherstellungsarbeiten ausgeführt. Am naheliegendsten wäre ein neues Dachwerk, möglicherweise auch Reparaturen im nicht erhaltenen Westteil. Während der Regierungszeit des Papstes Bonifaz soll von sechs Bischöfen ein weiterer Ablass für beide Kirchen ausgestellt worden sein.[607] Dessen Amtszeit lag zwischen 1389 und 1404 und damit genau in der durch die TL/OSL-Datierung ermittelten Zeitspanne, in der die wesentlichen Bauarbeiten auch abgeschlossen worden sein dürften. Eine 1405 folgende Urkunde setzt bereits einen funktionierenden, mit einer umfangreichen Reliquienschau verbundenen Betrieb voraus. Bischof Johannes IV. zu Lebus erteilt allen Gläubigen, die eine der in Monstranzen aufbewahrten Reliquien der Marienkirche in Berlin mit Andacht angeschaut, ihre Gebete andächtig dargebracht und ihre Sünden beweint haben, einen vierzigtägigen Ablass. Der Ablass gilt für jede einzelne der mindestens 45! aufgezählten Reliquien, worunter sich besondere Kostbarkeiten, wie Milch von der Jungfrau Maria, Splitter von der Martersäule und vom Holz des Heiligen Kreuzes oder ein Stück vom Tischtuch des Heiligen Abendmahls befanden.[608] Die Präsentation dieser zahlreichen Reliquien könnte von einer Benutzbarkeit des Chores einschließlich des Lettners abhängig gewesen sein, worauf noch zurückzukommen sein wird (vgl. Kapitel 7.2.15 „Zur Funktion des Lettners in der Marienkirche“, S. 130). Das heißt, spätestens dann dürfte mit seiner Fertigstellung zu rechnen sein.

Bestätigt wird die Einordnung des Marienchores nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts auch durch die am Außenbau nachweisbaren Ziegelstempel, die nach bisherigem Wissen früher nicht vorkommen. In dem von Rümelin als Schwerpunktregion dieser Art der Ziegelmarkierung bezeichneten Raum Lüneburg beginnt die Phase der Stempelungen beispielsweise 1361, in der Altmark gar erst 1420.[609] Zahlreiche gestempelte Formsteine kommen darüber hinaus innen wie außen in der vor 1368/69d errichteten Nikolaikirche Spandau vor.[610]

[603] Gutachten Goedicke 2006 mit beigefügter Kontextrechnung für die Chordaten.

[604] Datierung nach BaRB durch Thomas Seggermann.

[605] Für nach Thaddea ab 1383 angeblich erfolgten Altarweihen wurde hingegen keine Bestätigung gefunden. Da derartige Hinweise in Huch /Ribbe 2008 fehlen, dürfte dazu auch keine urkundliche Überlieferung (mehr?) existieren. Vgl. Thaddea 1931, S. 197.

[606] Eine gleich lautende Ablassurkunde wird mit gleichem Datum für beide Pfarrkirchen ausgestellt, Huch / Ribbe 2008, S. 186; Küster 1752, S. 438f datiert irrtümlich 1381. Zur Frage nach tatsächlichen Brandschäden in beiden Kirchen vgl. Kapitel 6.9.1 „Auswirkungen des Stadtbrands von 1380“, S. 79f.

[607] Huch / Ribbe 2008, S. 198. Die Überlieferung stammt aus der Urkundensammlung Oelrichs in der SBB PK, allerdings mit der offensichtlich falschen Datierung 1290.

[608] Vollständiger Abdruck des lateinischen Urkundentextes bei Küster 1752, S. 439. Die Reliquien wurden jedoch nicht – wie fälschlich von Fidicin 1837, T. 2, S. 129f und T. 3, S. 287 sowie Huch/Ribbe 2008, S. 255 angegeben – vom Bischof an die Kirche geschenkt. Für die Klärung dieser Übersetzungsfrage danke ich sehr herzlich Frau Ulrike Hohensee, BBAW.

[609] In der Altmark hört die Phase der Stempelungen 1480 bereits wieder auf, im Raum Lüneburg um 1575. Dazu Rümelin 2003, S. 140. Auch nach Perlich 2007, S. 76 wurden Stempelungen bislang erst für die Zeit nach der Mitte des 14. Jahrhunderts beobachtet.

[610] Vgl. Barth 1999b, S. 66.

7.2.12 Stilistische und typologische Argumente für die Datierung in die Zeit kurz vor 1400 und Lokalisierung von Einflussfaktoren auf den Chor

Obwohl ausgerechnet der Chor nach Meinung vieler Autoren wegen einiger Detailformen „mit ziemlicher Gewissheit noch in's XIII. Jahrhundert" zu setzen sei,[611] lassen sich zahlreiche Argumente für seine stilistische und typologische Zugehörigkeit ins späte 14. Jahrhundert aufzählen.

So spricht der von Beginn an geplante und bauzeitlich mit dem Chor errichtete Lettner gegen eine Bauzeit schon im 13. Jahrhundert. Denn Lettner gehören im 13. Jahrhundert noch nicht zur gängigen Ausstattung von Pfarrkirchen, während sie im Spätmittelalter zur „Normalausstattung" werden.[612] Innerhalb einer Architekturlandschaft in der allerdings der Hallenumgangschor nach der Mitte des 14. Jahrhunderts zur prägenden Architekturform wird, verwundert die Verwirklichung eines eingezogenen einschiffigen Chors. Abgesehen von der nicht entsprechenden Grundrissform, zu der weiter unten noch Überlegungen folgen, gibt es jedoch einige stilistische Parallelen zu regionalen Hallenumgangschören der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Besonders zahlreich sind die Übereinstimmungen von Formsteinen mit der Spandauer Nikolaikirche, die dort vor 1368/69d verbaut worden sein müssen.[613] So sind die Freipfeiler der Scheidarkaden zwischen Umgang und Binnenchor mit den aus gleichen Formsteinen und in gleichem Verband gemauerten rundstabprofilierten Wandvorlagen versehen, wie sie zwischen ganzem und halbem Chorjoch der Marienkirche eingefügt wurden (Abb. 199, vgl. mit Abb. 171 bis 174). Neben dem u. a. dort eingesetzten Formstein mit Halbrundstab auf einer Fase (Typ E Abb. 200a) gleichen sich die Stabwerkformsteine der Fenster (Abb. 165 und 200a), sowie die Formsteine der Wanddienste samt der zugehörigen Sockelsteine, die in Spandau neben den Wanddiensten auch für die Freipfeiler eingesetzt wurden (Abb. 200a Typ H u. Abb. 200b vgl. mit Abb. 167 Typen K, J und Abb. 168). Aus denselben zwei Formsteinen zusammengesetzte Dreistab-Dienstbündel und der auf einer Fase liegende Stab kommen nach Bleis etwa zur gleichen Zeit auch im Hallenumgangschor der Rathenower Stadtpfarrkirche St. Marien und Andreas vor (Abb. 201).[614] Kürzlich fügte Schumann diesen beiden Beispielen von Dreistabbündeln die in gleicher Weise etwas später (kurz vor 1380) ausgeführten Dienste aus dem Hallenumgangschor der Nikolaikirche in Berlin hinzu (Abb. 202).[615] Obwohl diese zeitlich der Marienkirche näher stehen würden, scheinen sich die Bauleute des Chors der Marienkirche doch eher an der Spandauer Nikolaikirche orientiert zu haben, da es abgesehen von der bereits erwähnten Giebelgestaltung noch mehr Parallelen zwischen beiden Bauten gibt.

Beispielsweise ähneln sich die Sockelgesimse im Profil, allerdings ist es in Spandau nicht aus Kalkstein sondern aus Backstein gefertigt (Abb. 203, 204). Den übereinstimmenden Formsteinen sind mit dem außen umlaufenden, dort aber mit wirklich vorstehender Wasser-nase ausgeführten, Kaffgesims (Abb. 203, 205) und in Größe und Form fast identischen Gewölberippenprofilen weitere Beispiele hinzuzufügen (Abb. 206).[616]

---

611 Lübke 1861, Sp. 8.

612 Untermann 1996, S. 74, Schmelzer 2010, S. 142.

613 Zur Datierung Barth 1999b und 2000.

614 Bleis 2000, S. 213.

615 Schumann 2011b, S. 307 u. Abb. 19-21, S. 299 und Abb. 37 u. 38 S. 308.

616 Hingegen lässt sich die von Schumann gesehene Ähnlichkeit einer der nur an wenigen Stellen eingesetzten Gewölberippenprofilformen des Chors der Nikolaikirche Berlin mit den untereinander vergleichsweise ähnlichen Rippen der Marienkirche nicht wirklich bestätigen. Alle vier in der Marienkirche verbauten Rippensteine haben an der Stelle, an der sie in das Mauerwerk einbinden, parallel zueinander verlaufende gerade Flächen, die allen Chor-Rippensteinen der Nikolaikirche fehlen. Tatsächlich vergleichbar sind nur die lt. Schumanns Kartierung im Langhaus der Nikolaikirche verwendeten Rippenformsteine, die aber erst aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen können. Erst sie erreichen in etwa die anscheinend etwas größeren Dimensionen der Rippensteine der Marienkirche (Abb. 280). Vgl. dazu das Rippenprofil des Westanbaus der Marienkirche Abb. 109.

7.2.13 Die Herkunft der Gewölbefigurationen

Fortsetzen lassen sich Belege für eine möglicherweise enge Verbindung mit Spandau in Bezug auf die Rippenfigurationen. Diese geben mit ihren charakteristischen Formen ebenfalls Hinweise auf die ungefähre Entstehungszeit des Chors. Im Gegensatz zur weit verbreiteten Auffassung sind die Gewölbe zusammen mit dem Wandmauerwerk angelegt und kurz danach auch beendet worden, wie die Analyse des Mauerwerks beweist. Im Chor fallen nicht einmal die notwendigerweise vorhandenen Bauabschnittsnähte zwischen mit dem Wandmauerwerk aufgeführten Gewölbeanfängern und den anschließend gemauerten Gewölberippen auf. Es herrscht allgemeiner Konsens, dass die unter anderem ausgeführten Springgewölbe kaum vor 1380 in Brandenburg denkbar sind, womit die bisher genannten Anhaltspunkte zur Datierung des gesamten Chors bestätigt werden.

Zurückkommend auf die in Spandau lokalisierten Einflussfaktoren, fällt im Vergleich beider Grundrisse die Übereinstimmung der Proportion der vierzackigen Sterne im Chorjoch von St. Marien bzw. im Binnenchorjoch von St. Nikolai auf (Abb. 207). Die Scheitelrippen bilden nur kurze Kreuzarme, weil die Ausgangspunkte der die Sternkontur bildenden Rippendreistrahle jeweils relativ nah am Kreuzungspunkt der Diagonalrippen liegen. Zudem lassen sich die in beiden Chören östlich folgenden Halbjoche vergleichen, die eine Abwandlung eines halben Sternjochs sind. Beide beziehen sich auf das jeweils anschließende Polygon, wobei in der Marienkirche die Gewölbefigur aus Spandau reduziert wurde, indem nur im großen mittleren Dreiecksfeld der eingefügte Dreistrahl übernommen wurde. In Spandau hingegen bilden Halbjoch und das hier nur dreiseitige Innenpolygon eine eigene sechszackige Sternfigur, indem in jeden Zwickel des Radialgewölbes ein Dreistrahl eingefügt wurde. Ein in derselben einfacheren Form wie in der Berliner Marienkirche ausgeführtes Gewölbe befindet sich in der inschriftlich 1376 datierten Nordvorhalle der Frankfurter Marienkirche (Abb. 208). Auf die Ähnlichkeit verwies bereits Badstübner und wertete dies als Beleg für eine böhmische Herkunft aller Gewölbeformen im Ostteil der Marienkirche. Denn für die Frankfurter Eingangshalle wird, bestätigt durch das über dem Portal angebrachte böhmische Wappen, Einfluss aus dem Kronland Karls IV., der seit 1373 auch Herrscher der Mark Brandenburg war, als sicher vorausgesetzt.[617] Das 1985 wiederhergestellte Gewölbe des kleinen Raums besteht insgesamt lediglich aus einem Halbjoch mit polygonalem 5/10-Schluss. Es ist nur in Bezug auf die Gewölberippenaufteilung vergleichbar, die „Dienste“ sind dort nur gemalt und die Rippen sitzen auf Kopfkonsolen.[618] Obwohl angesichts der frappierenden Übereinstimmung eine Kenntnis und direkte Übernahme der Grundrisslösung aus Frankfurt nicht auszuschließen ist, sind die Beziehungen zur Nikolaikirche in Spandau unvergleichlich enger. Die vorgestellten Detailzusammenhänge lassen geradezu an eine identische Bautruppe oder Bauleitung denken. Da die Einwölbung in Spandau nachweislich nach der Dachkonstruktion von 1368/69d ausgeführt wurde,[619] schrumpft die zwischen beiden Bauaufgaben liegende Zeitspanne und lässt einen tatsächlich weiterwandernden Bautrupp oder Werkmeister umso eher möglich erscheinen. Mit Vorbildern aus Spandau oder auch Frankfurt allein sind die Gewölbe in der Marienkirche allerdings nicht ganz zu erklären, da im gleichzeitig mit den Chorgewölben entstandenen östlichsten Mittelschiffjoch ein Springgewölbe ausgeführt wurde – eine wie die Zackensterne wieder mithilfe von Dreistrahlen erzeugte Figur, die aber weder in Spandau noch in Frankfurt vorkommt.

Bevor auf dessen Herleitung einzugehen ist, zunächst noch einige Überlegungen zur Herkunft des Sterngewölbes. Erst die ähnliche Proportionierung der Sternfigur zusammen mit dem direkt anschließenden Halbjoch mit Dreistrahl können neben der übereinstimmenden Rippenform als Argument für die Annahme einer direkten Verbindung zum Spandauer Gewölbe gelten, denn die vierzackige Sternfigur (oder der Vierrautenstern) aus Kreuzrippen, mit einer zusätzlichen Teilung der vier Gewölbekappen durch eingepasste Rippendreistrahlen im Allgemeinen dürfte insgesamt eine

[617] Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 22.
[618] Gramlich / Bernhard / Cante / Küttner 2002, S.67 und 56.
[619] Barth 2000, S. 181f.

der häufigsten spätmittelalterlichen Gewölbefiguren in Brandenburg sein. Sie findet sich auch in der Berliner Nikolaikirche, allerdings ist dort der Stern erst Teil der Langhauseinwölbung der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und damit, so wie die meisten brandenburgischen Sterngewölbe, jünger als das in der Marienkirche. Neben Spandau kommen wenige andere im Land gelegene Vorläufer in Frage, wobei aber für alle gilt, dass der Zeitpunkt des Gewölbeeinbaus nicht exakt angegeben werden kann. Zu den noch in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandenen Gewölbesternen gehört derjenige im Binnenchorjoch des Hallenumgangschors in Rathenow (Abb. 209).[620] Dessen Scheitelkreuzarme sind ebenfalls kurz und ergeben spitze Sternzacken mit eng entlang der Diagonalrippen geführten langen Schenkeln der Rippendreistrahle. Daran anschließend folgt ohne eingeschobenes Halbjoch gleich die Polygonwölbung. In etwa die gleiche Zeit fällt auch der Hallenumgangschor der Nikolaikirche in Frankfurt/Oder (Abb. 210), dessen zwei Sternfiguren des Binnenchors aber deutlich abweichend proportioniert sind: die Kreuzungspunkte der Rippendreistrahle liegen jeweils sehr genau in der Mitte jedes durch die Diagonalrippen gebildeten Gewölbeviertels, wodurch die Sternspitzen stumpfer ausfallen.[621] Entwicklungsgeschichtlich wurde das „erste Sterngewölbe Brandenburgs“ noch nicht bestimmt und damit der genauere Weg der Übernahme in Brandenburg noch nicht erforscht. Der Ursprung der beschriebenen vierzackigen Sterngewölbe liegt selbst nach einer Korrektur vieler Baudaten nach aktuellem Wissenstand immer noch im Ordensland Preußen, wo sie sich vermutlich ausgehend von einem Einzelgewölbe in St. Johann in Thorn (Dachwerk 1302/03d) um 1305 rasch Richtung Westen und Süden verbreiteten.[622]

In eine ähnliche Richtung verläuft die Suche nach der Herkunft des anschließenden Springgewölbes im Mittelschiffjoch. Springgewölbe entstehen durch die alternierende Aneinanderreihung dreieckiger Joche, die mit Dreistrahlen gewölbt werden und entwickelten sich aus der konstruktiven Voraussetzung versetzt angeordneter Auflagerpunkte wegen versetzt angeordneter Öffnungen, z. B. Fenster, Portale oder Arkaden. Ein zur Entstehungszeit des Gewölbes in der Marienkirche in der Mark Brandenburg bereits eingeführtes Anwendungsgebiet waren beispielsweise die gekrümmten Joche der Umgangschöre, die in Dreiecke aufgeteilt werden können. Ältestes dieser Beispiele dürfte nach bisherigem Forschungsstand der Hallenchor der Marienkirche in Frankfurt/Oder sein, dessen Gewölbelösung im Umgang mit versetzten Rippendreistrahlen Nülken auf Parlersche Entwurfstätigkeit zurückführt. Vermutlich wurde der für die Heiligkreuzkirche in Schwäbisch-Gmünd 1351 entwickelte, dort aber nicht ganz vollendete Entwurf des Hallenumgangschors in Frankfurt inklusive der Gewölbe zur Ausführung gebracht (vgl. Abb. 208).[623] Im ebenfalls frühen Rathenower Hallenumgangschor wurden vereinfachend lediglich auf einer Seite zwei nebeneinander liegende Dreiecksjoche mit Dreistrahlen ausgeführt (vgl. Abb. 209).

Der Einsatz der versetzt angeordneten Dreistrahlen, d. h. eines Springgewölbes im ursprünglichen Sinn, ist dabei keine Neuerfindung Heinrich Parlers, sondern eine Anwendung eines längst bekannten Prinzips auf die spezielle gerundete Raumsituation. Alternierende Dreistrahlen in rechteckigen

[620] Der Erbauungszeitraum liegt in der Zeitspanne zwischen kurz nach 1350 bis 1380. Für das 1370/80 entstandene Chorretabel wird von einem benutzbaren Chor ausgegangen, wobei zu diesem Zeitpunkt die Gewölbe noch nicht fertig gewesen sein müssen. Bleis 2000, S. 217f.

[621] Das Holz des Chordachwerks von St. Nikolai Frankfurt/Oder wurde 1370/1373d geschlagen. Vgl. Schumann 2000b, S. 261.

[622] Zur aktuellen Forschungslage um die Bestimmung des ältesten Sterngewölbes auf dem Kontinent zuletzt ausführlich Herrmann 2007, S. 158-164 mit kritischer Auswertung der Forschungsergebnisse von Becker-Hounslow 1998. Sternrippenfiguren an sich kommen in England und auf dem europäischen Kontinent bereits im 13. Jahrhundert, aber in anderer Grundrissgestalt und technisch abweichender Ausführung vor. Am frühesten wohl im Vierungsjoch der Kathedrale von Amiens um 1270. Die in der älteren Forschung öfter vorgeschlagene These einer Übernahme von englischen Vorbildern im Deutschordensland wurde durch den genauen Formenvergleich widerlegt. Nach Baumüller wurde ein aus vier Dreistrahlen entwickelter Stern als Gratgewölbe wohl schon um 1237 in der Abteikirche der Zisterzienser von Heisterbach ausgeführt. Dazu Baumüller 1994, S. 81. Offensichtlich führte dieser aber wie der Vierungsstern von Amiens noch nicht zu einer unmittelbaren Nachfolge und Verbreitung.

[623] Nülken 2000, S. 231f, vgl. auch Gentz 2000, S. 154f.

Räumen, die meist eine jochverschleifende Wirkung erzeugen, wurden schon im 13. Jahrhundert im Rheinland, in Schwaben und in Böhmen angewandt[624] und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, zum Teil in Weiterentwicklung des aus radial angeordneten Dreistrahlen bestehenden Schirmgewölbes runder Räume, für die Wölbung zweischiffiger Säle mit in Öffnungsachsen angeordneten Stützen weiterentwickelt.[625]

Im regelmäßigen vierseitigen Mittelschiffjoch der Marienkirche bestand von vornherein keine konstruktive Voraussetzung für die Anwendung alternierender Dreistrahlen. Durch die Einführung einer einzelnen Diagonalrippe mussten erst Dreiecksfelder geschaffen werden, die mit gegenläufigen Dreistrahlen gefüllt bzw. geteilt werden konnten. Zu fragen ist, ob diese Abwandlung des per se als bekannt vorauszusetzenden Dreistrahlgewölbes eine naheliegende Entwurfsidee ist, die nicht weiter hergeleitet werden muss oder ob diese eindeutig nur dekorative Anwendung des Springgewölbes eines Anstoßes aus einem Gebiet mit größerer Verbreitung bedarf. Festzustellen ist, dass wirklich äquivalente Vorbilder oder Nachfolger dieses als isoliertes Einzelmotiv gebrauchten Motivs an hervorgehobener Stelle in einem regelmäßigen Mittelschiffjoch noch nicht gefunden sind. Die Vergleichsmöglichkeiten beschränken sich auf verwandte Konstruktionen und Einsatzgebiete. Im Unterschied zur Genese des Sterngewölbes wurde das Springgewölbe und im Speziellen seine Anwendung auf dem regelmäßigen viereckigen Grundriss noch nicht systematisch unter Berücksichtigung aktueller Datierungen untersucht.[626] Durch teils enorme Differenzen der für die einzelnen Objekte vorgeschlagenen Datierungen ist das Nachvollziehen von Einflüssen und der Ideenwanderung daher kompliziert und nicht frei von der Gefahr der Fehlinterpretation. Trotzdem soll ein möglicher Ableitungsweg anhand der Abgrenzung der spezifischen Gewölbeform und des aktuellen Datierungsstandes in Frage kommender Vorbilder so skizziert werden, wie er sich aus der Auswertung der einschlägigen Literatur darstellt.

Zur Diskussion gestellt wurde bislang von Böker eine direkte Beeinflussung des Springgewölbes in der Marienkirche durch das 1362 fertig gestellte östliche Sakristeigewölbe im Prager Veitsdom und damit die schon von Badstübner angenommene böhmische Einflussrichtung bekräftigt (Abb. 211).[627] Obwohl man das Motiv des durch eine Diagonale geteilten Vierecks mit spiegelverkehrt angeordneten Dreistrahlen in der Grundrissprojektion wiederfindet, erscheint die vorgeschlagene konkrete Ableitung doch unwahrscheinlich. In Prag ist ein Joch in vier Rechtecke mit je einem der Marienkirche ähnelnden Springgewölbepaar untergliedert. Die Springgewölbe sind aber zu einem Sterngewölbe angeordnet, d. h. sie sind zu einem gemeinsamen Mittelpunkt orientiert, der durch den hängenden Schlussstein mit Luftrippen akzentuiert wird, und entsprechend vertikal verzogen (Abb. 212). Die einzelnen diagonal geteilten Rechtecke mit den Springgewölbepaaren haben nur je einen Auflagerpunkt und nicht vier. Die Ausstrahlungspunkte der Rippendreistrahle sind dieser Hierarchie zufolge nicht durch Schlusssteine betont wie in der Marienkirche. Die Planung der Prager Lösung ist offenbar nach neueren bauforscherischen Erkenntnissen nicht mehr alleine Peter Parler zuzuschreiben, sondern geht teilweise noch auf die Vorgängerhütte zurück.[628] Antizipiert wird die gleiche Lösung im Deutschordensstaat. Dort wurden schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nach Herrmann etwa um 1330,[629] Räume mit Springgewölben gedeckt, bei denen die Gewölbeansätze nicht auf Lücke

[624] Mit Beispielen dazu Baumüller 1994, S. 86.

[625] Zu nennen sind beispielsweise die Briefkapelle der Marienkirche in Lübeck (1315-20), der Kapitelsaal von Maulbronn (1320-30), der Kapitelsaal und der große Rempter der Marienburg im Deutschordensland Preußen (Malbork, nach 1324, um 1330) das Sommerrefektorium von Bebenhausen (1335), sowie die Pfarrkirche von Goldenkron (Zlatá Koruna, um 1330) in Südböhmen. Datierungen nach Baumüller 1994, Herrmann 2007, S. 163 und Torbus 1998.

[626] In der auf Obersachsen eingegrenzten Studie Bürgers spielen Springgewölbe aus mangelndem Vorkommen keine große Rolle. Leider fußen seine knappen Aussagen daher auf der in Bezug auf die Datierungen und die vorgeschlagene Entwicklungsreihe längst überholten Darstellung Clasens. Vgl. Clasen 1958 und Bürger 2007. Herrmann behandelt die Springgewölbe zugunsten der Genese der Sterngewölbe nur am Rande. Vgl. Herrmann 2007.

[627] Böker 1988, S. 222.

[628] Zum möglichen Bauablauf und zum Anteil Peter Parlers vgl. Schurr 2003, S. 59-64.

[629] Herrmann 2007, S. 103. Leider ist die entsprechende Grafik im Text nicht detaillierter erläutert.

standen und die prinzipiell auch mit einem Kreuzgewölbe gedeckt werden hätten können. Diese rein gestalterisch motivierte Anwendung mehrerer Springgewölbepaare pro Joch bildet je nach Anordnung der Diagonalen entweder einen zentralen achtzackigen Stern – möglicherweise erstmals im Mittelteil des Kapitelsaals des Zisterzienserklosters Pelplin ausgeführt (Abb. 213)[630] – oder wie in der Sakristei des Veitsdoms, einen zentralen vierzackigen Stern. Den aktuell von Christofer Herrmann überprüften Datierungen zufolge, kommen die als Vorbilder für die Prager Variante genannten Lösungen allerdings zeitlich so nah, dass der Weg der Beeinflussung noch zu überdenken sein könnte. Beispielsweise wird die Wölbung des Komtursrempters der Deutschordensburg in Tapiau bei einem Baubeginn der Gesamtanlage 1351 erst um einiges später entstanden sein (Abb. 214, 215).[631] Der Rempter in Lochstädt weicht insofern ab, als das Sternzentrum von einer Mittelstütze gebildet wird und die Gewölbeansätze weit heruntergezogen sind. Das als Schirmgewölbe konzipierte Gewölbe, das daher nur in der Grundrissprojektion vergleichbar ist, wird nach neueren Erkenntnissen sogar erst 1380/90 datiert.[632] Möglicherweise etwa zeitgleich mit der Berliner Marienkirche um 1400 wird das Parlatorium im Ostflügel des Zisterzienserklosters Neuzelle mit der im Grundriss gleichen Figuration eingewölbt, für das die Ableitung von den Ordensbauten oder dem mit einem hängenden Schlussstein veredelten östlichen Sakristeijoch im Veitsdom tatsächlich einleuchtet (Abb. 216).[633]

Für das Mittelschiffjoch der Marienkirche dürften eher die gleichförmigen, im longitudinal ausgerichteten Schiff eingesetzten Springgewölbe mit Diagonalrippe im rechteckigen Joch vorbildlich gewesen sein. Auch für dieses Einsatzgebiet gibt es Vorläufer im Deutschordensland, aber deutlich im Pfarrkirchenbau, nicht in der eigentlichen Ordensarchitektur.[634] In Form einer einfachen Reihung querrechteckiger Joche mit derartigen Springgewölben wurde im 2. Drittel des 14. Jahrhunderts die gesamte einschiffige Pfarrkirche von Juditten (Mendelevo) eingewölbt (Abb. 217).[635] Im Prinzip entspricht die Anordnung dem Joch in der Marienkirche, nur dass die Berührungspunkte der Dreistrahlen entlang der Mittelachse aufgereiht sind, und sich so eine abweichende geometrische Figur ergibt. Schon aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts dürften die Springgewölbe der beiden Turmjoche der Pfarrkirche von Riesenburg (Prabuty) sein (Abb. 218),[636] deren Ausstrahlungspunkte nicht mehr axial aufgereiht sind. Häufiger wurden solche Springgewölbejoche jedoch in Seitenschiffen in Form längsrechteckiger Joche eingesetzt, wie als Einzeljoch im südlichen Seitenschiff der St. Thomaskirche in Neumark (Nowe Miasto Lubawskie) um die Mitte bzw. im dritten Drittel des 14. Jahrhunderts (Abb. 219)[637] oder in den bis um 1370/80 entstandenen, leider nicht mehr erhaltenen

[630] Das noch von Clasen auf 1294 datierte Gewölbe dürfte nach heutigen Erkenntnissen „in den ersten Jahrzehnten“ des 14. Jahrhunderts entstanden sein. Vgl. Torbus 1998, S. 313. Sicher datiert werden kann die inschriftlich 1344 vollendete zweite Burgkirche des Marienburger Hochschlosses. Vgl. Herrmann 2007, S. 104.

[631] Herrmann 2007, S. 746 datiert ihn 1350-1370.

[632] Herrmann 2007, S. 572 mit Einblick in den Raum.

[633] Bürger 2007, Bd. 2, S. 23 und Bd. 1, S. 156 datiert Ende 14. Jahrhundert mit Verweis auf Tapiau und Prag, Dehio 2012, S. 766 um 1400. Die Gewölbefigur wird dort ohne konkretes Beispiel aus dem Deutschordensland Preußen hergeleitet. Schumann 2007c, S. 142 plädiert für eine nicht näher definierte spätere Einziehung der Gewölbe. Mit der gleichen Sternfigur aus Springgewölben ist auch die Sakristei der Nikolaikirche von Greifswald gewölbt, die an den 1411 erstmals erwähnten Chor angebaut ist. Häufiger kommt jedoch im Norden die Anordnung paarweiser Springgewölbe in Form des achtzackigen Sterns vor, z. B. im Südanbau des Katharinenkirche von Brandenburg, in den Vierungen des Doms von Schwerin und St. Georgen in Wismar, im Chorjoch und anschließenden Langhausjoch in St. Marien und Johannis Evangelist in Malchin, in mehreren Jochen des Westbaus von St. Marien in Stralsund und in der zweijochigen Sakristei von St. Jakobi in Stralsund. Alle Beispiele stammen lt. Dehio Brandenburg 2012 und Dehio Mecklenburg-Vorpommern 2000 aus dem 15. Jahrhundert.

[634] Ein weiteres bekanntes Verbreitungsgebiet von Springgewölben in Schiffen ist Schlesien, besonders Breslau und Umgebung. Die in der Literatur vorgestellten Beispiele sind jedoch allesamt „echte“ Springgewölbe mit alternierender Reihung durch auf Lücke stehende Gewölbeansätze. Als Ausgangspunkt der schlesischen Entwicklung gilt das nördliche Seitenschiff im Dom von Breslau. Dazu Tintelnot 1951, S. 88f und 180. Die Herkunft der wohl ins 3. Viertel des 14. Jahrhundert datierten Gewölbeform ist lt. Dehio Schlesien 2005, S. 28 noch ungeklärt.

[635] Herrmann 2007, S. 498f.

[636] Herrmann 2007, S. 681.

[637] Herrmann 2007, S. 620.

Seitenschiffgewölben des Doms von Königsberg/Pr. (Kaliningrad) (Abb. 220).[638] Berlin räumlich nähere, vielleicht noch vor der Chorwölbung der Marienkirche entstandene Bindeglieder könnten der wohl erst 1398 fertig gestellte Hinrich Brunsberg zugeschriebene Hallenumgangschor der Marienkirche von Stargard in Pommern (Stargard Szczeciński)[639] (Abb. 221) und die zweite Langhauskapelle von Osten in der etwa zeitgleich datierten Jakobikirche von Stettin (Szczecin) sein (Abb. 222).[640] In Stargard sind zwar die kurzen, nicht mit der Diagonalen in Verbindung stehenden Schenkel der Dreistrahle deutlich nicht entlang der Linie einer gedachten kreuzenden Diagonalen geführt, sondern wie in der Marienkirche versetzt zueinander angeordnet, aber wesentlich kürzer. Keines der genannten Beispiele besitzt die Aufteilung des Jochs der Marienkirche mit den sehr langen „kurzen" Strahlen und dadurch ungewöhnlich nah an der Diagonalrippe geführten „langen" Strahlen der Dreistrahle. Für die starke Annäherung der beiden Strahlentreffpunkte dicht an die Diagonalrippe wurde bislang noch keine Parallele gefunden. Die Gestaltung entspricht aber den schlanken Sternspitzen des anschließenden Chorjochs und ist durchaus als individuelle, auf diese Bezug nehmende Abwandlung des aus dem Nordosten übernommenen Motivs durch den unbekannten ausführenden Baumeisters denkbar.

Zusammenfassend lässt sich für die Ableitung der Gewölbefiguren formulieren, dass nicht nur für die Rippenquerschnitte, sondern auch für die gesamte Chorwölbung Beziehungen zur Spandauer Nikolaikirche auffallen. Vergleichbare Teile der Gewölbefiguren finden sich darüber hinaus in Frankfurt/Oder, Rathenow, Stettin und Stargard, wobei nur in St. Marien in Stargard sowohl der Vierrautenstern mit Diagonalrippen, als auch das Springgewölbe, wenn auch in abweichender Proportion, vorkommen. Herkunftsgebiet aller eingesetzten Gewölbeformen ist letztlich das Deutschordensland Preußen. Für eine tatsächliche Vermittlung all dieser Formen nach Brandenburg – wie bislang angenommen – über Böhmen fehlen hingegen die überzeugenden Vorbilder.

7.2.14 Vergleichsbeispiele zur Außengestaltung

Ganz im Gegensatz zum nüchternen Äußeren des Langhauses sind die Chorfassaden vergleichsweise aufwändig gegliedert. Wieder ist dies ein Charakteristikum, das auch für die Nikolaikirche in Spandau zutrifft. Zwischen den Strebepfeilern in Spandau befindet sich unterhalb der Traufe ein ursprünglich dem Chor der Marienkirche ganz ähnliches, eingetieftes, an den Gebäudekanten jeweils unterbrochenes Friesband. Der dort angebrachte plastische Rosettenschmuck stammt erst von der Restaurierung in den Jahren 1838/39.[641] Wie bei der Marienkirche sind die Strebepfeiler stärker als sonst üblich gegliedert, hier mit an Wimperge erinnernden, seit 1838/39 fialenbekrönten satteldachförmigen Strebepfeilerabdeckungen und spitzbogigen Blendnischen an den Fronten (Abb. 223).[642] Ähnliche Blenden, allerdings mit Maßwerkeinlagen, waren wohl am Langhaus der 1730 zerstörten Petrikirche zu Berlin vorhanden, das in die Zeit nach 1379 eingeordnet wird (vgl. Abb. 150a).[643] Die in der konkreten Umsetzung nicht vergleichbaren Ausführungen dürfen wohl als Transformierungen von Anregungen aus Hausteingebieten mit ihrem reichen Fassadenschmuck in die Backsteinbauweise gelten, wie

[638] Herrmann 2007, S. 520. Dieses Vergleichbeispiel benannte bereits Cante 1988-90, Anm. 53.

[639] Das häufig als Fertigstellungsdatum angenommene Jahr 1389, in dem ein Altar „ante chorum" gestiftet wurde, setzt den fertigen Chor noch nicht voraus. Vgl. Schumann 2010c, S. 138.

[640] Auch Cante 1988-90, Anm. 53 sah die Vergleichbarkeit. Zur Datierung vgl. Schumann 2010c, S. 137f. Altarstiftungen von 1382-89 sprächen noch nicht für einen fertigen Chor, denn erst anlässlich einer zweiten Stiftungswelle 1403-1408 wäre von dem „neuen Chor" die Rede. Schumann nimmt daher eine Fertigstellung um 1400, etwa zeitgleich mit Stargard, an.

[641] An der ehemaligen Außenwand unter dem Dach des im 15. Jahrhundert aufgestockten Südanbaus setzt sich der vertiefte Fries fort, nicht jedoch die Terrakottarosetten. Während der Untersuchungen in den 1990er Jahren wurde zudem eine eingelagerte überzählige Rosette gefunden. Freundliche Auskunft von Wiltrud Barth, LDA Berlin. Diesen Beobachtungen entsprechend zeigt eine vor 1838 entstandene Zeichnung auch keinen Schmuckfries. Barth 1999a, o. S.

[642] Die giebelbekrönten Putznischen, nicht jedoch die fialenartigen Bekrönungen, werden bereits vor 1838 bildlich dargestellt. Vgl. vorhergehende Anm.

[643] Zur Datierung des Langhauses Badstübner/Badstübner-Gröger 1987, S. 22 und Cante M. 2000, S. 94 u. 114, Anm. 210.

sie exemplarisch am Hallenumgangschor von St. Sebald in Nürnberg vorgebildet waren – einem Bau der in seiner gesamten Disposition und der Gestaltung der Strebepfeiler als direktes Vorbild für die Spandauer Nikolaikirche vorgeschlagen wurde.[644] Die Übermittlung der etwa gleichzeitig errichteten Bauten wird über ausgetauschte Risse erklärt – möglicherweise wurden aus demselben Vorbild des Risses in Spandau und Berlin unterschiedliche Übersetzungen in Backstein gefunden. Nicht außer Acht zu lassen ist jedoch, dass die Übersetzung von Hausteinschmuckelementen an Pfeilern und Fialen in die Möglichkeiten des Backsteins zu dieser Zeit schon längst gefunden war, z. B. in prächtiger Weise an Ostschluss und Giebel der Prenzlauer Marienkirche (bis 1340 vollendet)[645] oder an den Schaugiebeln und Strebepfeilern des Rathauses Frankfurt/Oder 1330-50[646] (Abb. 224). Während aber etwa parallel oder kurz nach dem Chor der Marienkirche diese repräsentative, außerordentlich dekor- und ornamentfreudige Richtung der Backsteinarchitektur in den Bauten Hinrich Brunsbergs wiederaufgenommen wird und Nachfolge im 15. Jahrhundert findet,[647] gibt es offenbar in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts auch eine zurückhaltendere Richtung der Verarbeitung von architektonischen Schmuckelementen aus der Hausteingotik. Zu dieser zählen der Chor der Marienkirche und die Nikolaikirche in Spandau.

Vergleichsbeispiele für die nach Herrmann äußerst seltenen über Eck gestellten Fialen an Strebepfeilern in einem reduzierten Schmuckstil finden sich wiederum im Preußenland. Es handelt sich um das Chorhaupt der Pfarrkirche von Neuteich (Nowy Staw, 3. Drittel 14. Jahrhundert), nach dessen Vorbild die schrägen Strebepfeilerabdeckungen des kleineren Chors der benachbarten Pfarrkirche von Tiege (Tuja, um 1374/80) mit über Eck gestellten Fialen geschmückt wurde (Abb. 225).[648] Beim älteren Beispiel wachsen sogar aus jedem Wasserschlag Fialen. Ohne hier einen konkreten Zusammenhang postulieren zu wollen, der durch die Verschiedenartigkeit der Umsetzung an der Marienkirche, mit zwischen Schräge und Fiale eingefügtem Dreiecksgiebel, keinesfalls gegeben ist, illustrieren diese Vergleichslösungen denselben ungefähr parallel stattfindenden Transformationsprozess. Sie sind Beispiele für die Suche nach Lösungen zur Umsetzung westlicher Hausteinvorbilder in die Formensprache der Backsteinarchitektur, die in weit entfernten Regionen mitunter zu ähnlich wirkenden Ergebnissen gelangen kann.

Noch seltener scheint die Einfügung von Wimpergen in organischer Verbindung mit dem Strebepfeilerrücksprung (Abb. 226), im Gegensatz zur häufiger anzutreffenden einfachen Vorblendung von Wimpergen zu sein.[649] Das einzige bislang gefundene wirklich ähnliche Vergleichsbeispiel sind die Chorstrebepfeiler der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Namslau (Namysłów, zwischen Breslau und Oppeln), deren Chor mit 1380-1400 in die gleiche Zeitspanne wie der Chor der Marienkirche datiert.[650] Nur hier findet sich der reduzierte Wimperg am Rücksprung des Strebepfeilers wieder, zusammen mit einer schrägen Strebepfeilerabdeckung, die in der Rücklage, hier fast fialenartig

644 Gentz 2000, besonders S. 150f.

645 Dehio Brandenburg 2012, S. 924. Cante 2000, S. 107 nennt mit Bezugnahme auf Forschungen von Reinhard Liess die verschiedenen Einflussrichtungen, die in dem von einem auswärtigen Meister geschaffenen Giebel verarbeitet wurden .

646 Nach Dehio Brandenburg 2012, S. 329 „vor Mitte 14. Jahrhundert“.

647 Schumann 2010c und 2011c.

648 Vgl. Herrmann 2007, S. 209, 623 u. 768.

649 Geradezu häufig kommen dagegen Dreiecksgiebelverdachungen vor, z. B. schon am Hallenumgangschor von Verden an der Aller (1290-1323). Auch die Strebepfeilerabdeckungen des um 1300 datierten östlichen Klausurflügels im ehemaligen Franziskanerkloster Gransee waren mit Dreiecksgiebeln verdacht. Vgl. Schumann 2010b, S. 223, Abb. S. 221. Auch im 15. Jahrhundert gibt es dafür noch Beispiele. So sind die Strebepfeilerabdeckungen des Südanbaus der Nikolaikirche Jüterbog von um 1440 genau in der Weise giebelbekrönt, wie Blankenstein die Langhausstrebepfeiler der Marienkirche Ende des 19. Jahrhunderts gestalterisch „aufwertete.“ Eine kompliziertere Form mit einer Weiterführung des Strebepfeilers nach der Querschnittsrückstufung als übereck gestellte Fialen gibt es in Guben St. Lorenz, aber wohl erst im 16. Jahrhundert.

650 Dehio Schlesien 2005, S. 639. Aufgrund einer chronikalischen Nachricht, die Kirche sei 1405 „von Grund auf neu“ errichtet worden, wurde die zur schlesischen Baugruppe mit Springgewölben (diese nach dem Bau der Pfeiler, die 1400-1411 datiert werden) gehörende Kirche in der Vergangenheit als Bau des 15. Jahrhunderts interpretiert. Tintelnot 1951, S. 122 nahm für die Ostteile eine Entstehungszeit nach einem Brand von 1483 an.

hochgezogen, mit einem Satteldach abschließt (Abb. 227). Da der dreiapsidiale, von der Sandkirche in Breslau abgeleitete Chorschluss jedoch überhaupt keine Beziehung zur Marienkirche aufweist, hat man es wohl eher mit der Umsetzung eines gemeinsamen Vorbildes oder um eine voneinander völlig unabhängige ähnliche Ideenfindung zu tun. Eine Verbindung zur schlesischen Architektur in technischer Hinsicht liegt allerdings ganz allgemein in der Kombination von entwickelter Backsteintradition mit konstruktiven und dekorativen Details aus Werkstein vor.[651] So sind nach Tintelnot in Schlesien u. a. Konsolen und Rippenanfänger sowie Schlusssteine aus Sandstein zusammen mit Formsteinrippen aus Backstein die Regel.[652]

7.2.15 Zur Funktion des Lettners in der Marienkirche

Das Bekanntwerden von vorhandenen und die Häufung von Hinweisen auf ehemalige Lettner in zahlreichen Pfarrkirchen in den letzten Jahrzehnten widerlegten die ältere, von Doberer vertretene Ansicht, Lettner kämen nur in Pfarrkirchen mit Stiftskapitel vor oder wenn ein Orden das Patronat über die Kirche hätte, wie beispielsweise im erwähnten Gelnhausen.[653] Mittlerweile ist klar, dass fest eingebaute Lettner im Laufe des 14. Jahrhunderts häufiger vorkamen und ganz sicher im 15. Jahrhundert ein übliches Ausstattungselement von Pfarrkirchen waren.[654] Der wichtigste und auch einleuchtende Grund dafür scheint zu sein, dass der im 13. Jahrhundert vorkommende Ausnahmefall „wenn...zahlreiche Vikare eine Art kleines Kapitel bildeten“[655] und zur Abhaltung des gemeinsamen Stundengebets verpflichtet wurden, im 14. und 15. Jahrhundert zur Regel wurde.[656] Belege für im Kollektiv auftretende Vikare und Altaristen einer Kirche, beispielsweise bei Rechtsgeschäften, die Verpflichtung zur Abhaltung gemeinsamer Messfeiern, Vigilien und sogar der Stundengebete im Chor sind auch in der Mark Brandenburg überliefert.[657]

Auch für die Pfarrkirche St. Marien oder Unserer lieben Frau in Berlin dürfte im Spätmittelalter von einer beträchtlichen Anzahl Geistlicher auszugehen sein. Urkundlich nachweisbar ist die Vermutung indirekt über die zahlreich überlieferten Altäre. Bis 1375 stieg ihre Anzahl auf mindestens elf. Es ist also zum Zeitraum des Chorbaus gegen Ende des 14. Jahrhunderts neben dem in den mittelalterlichen Quellen nie direkt erwähnten Hochaltar und einem zu vermutenden Kreuzaltar als Laienaltar mit mindestens elf Nebenaltären zu rechnen. Genaue Anweisungen, wie der Altardienst auszusehen hatte und welche weiteren Verpflichtungen den gelegentlich erwähnten Altaristen, Altarvorstehern oder Vikaren oblagen, sind nicht überliefert. Probst Siegfried von Berlin legt lediglich 1337 fest, der als Patron für den Maria-Magdalenen-Altar bestätigte Rat müsse bei der Wiederbesetzung von dessen Altaristenstelle eine Person vorschlagen, welche „fleißig, willig und bereit sei, die Messe nach alter Gewohnheit zu singen.“[658]

Da der Stifter des Dreifaltigkeitsaltars, Johannes Schulte, 1466 mit der zum Altar gehörigen Rente „vier bei diesem Altar zu haltende Vorsteher“ besoldete, kommen pro Altar unter Umständen sogar mehrere dafür zuständige Priester in Frage. Für diesen Altar werden im Folgenden aber nur zwei Messen pro Woche als absolutes Minimum festgelegt.[659] Derartige Details sind darüber hinaus nur

[651] Dehio Schlesien 2005, S. 23f. Es wird für diese Technik eine Vermittlung über Altzella in Sachsen vermutet.
[652] Tintelnot 1951, S. 180
[653] Doberer 1946 S. 5.
[654] Grundlegend dazu der Aufsatz von Untermann 1996, s. besonders S. 74; ferner zusammenfassend Schmelzer 2010, S. 142. Bestätigend auch Beer 2005, S. 285, Anm. 119.
[655] Doberer 1946, S. 5.
[656] zitiert nach Schmelzer 2004, S. 86. Untersucht wurde dieses Phänomen erstmals von Untermann am Beispiel südwestdeutscher Stadtkirchen, siehe Untermann 1996, S. 79-82.
[657] Cante A. 2000, S. 314 nennt u. a. zwei Beispiele aus Stendal und Brandenburg/Havel und zitiert die Kirchenordnung von Joachim II. von 1540, in der ausdrücklich auch Pfarrkirchen als bislang übliche Orte der Abhaltung von Stundengebeten erwähnt und weiterhin bestätigt werden.
[658] Fidicin 1837, T. 3, S. 214.
[659] Huch/Ribbe S. 435.

vom markgräflichen bzw. kurfürstlichen Sigismundsaltar bekannt, an dem nachweislich ab 1469 „alle wochen zum ringesten vier messen“ gelesen werden sollten.[660] Weitere Messstiftungen ohne Nennung besonderer Altäre, für deren Besuch und Förderung Ablässe gewährt wurden, gingen auf die Liebfrauenbruderschaft (erwähnt 1442), die eine Bruderschaft gelehrter und geistlicher Bürger zu Berlin war, und die Bruderschaft Corporis Christi (erwähnt 1503) zurück.[661]. Inwiefern diese Nachrichten des 15. Jahrhunderts der Situation Ende des 14. Jahrhunderts entsprechen, bleibt natürlich unbeantwortet.

Es ist also im konkreten Fall der Marienkirche auf eine größere Anzahl Geistlicher zu schließen, die zur Versorgung der Altardienste an den zuletzt wohl mindestens siebzehn Nebenaltären nötig waren.[662] Ein schriftlicher Nachweis für deren Verpflichtung zum Stundengebet lässt sich bislang zwar nicht konkret erbringen, aber analog zu anderen Pfarrkirchen vermuten.[663] Erst diese Verpflichtung gilt als Grund für das Bedürfnis nach einer Abschrankung. Als typisch darf dabei die zeitliche Verspätung zwischen dem Nachweis eines größeren Personalbedarfs an Klerikern, der wohl schon mindestens Mitte des 14. Jahrhunderts bestand, und der tatsächlichen Ausführung eines Lettners gelten. Während sich oft schon im Laufe des 14. Jahrhunderts ein Anwachsen der Klerikerschaft belegen lässt, fällt der „Boom“ im Lettnerbau in Pfarrkirchen erst in die Zeit von 1400-1520.[664]

In der Marienkirche erfolgten die letzten Altarneustiftungen nach der Fertigstellung des Chors im Laufe des 15. Jahrhunderts. Es stellt sich die Frage, ob dieser neue Bauteil nicht Voraussetzung für das Aufstellen dieser neuen Altäre gewesen sein könnte. Anlässlich der Kirchenrestaurierung von 1613 sind „die Capellen hinter dem Altar alle erneuret, und die Alte Paebstler Altar daraus gerissen worden.“[665] Da unter „dem Altar“ nur entweder der 1587[666] gestiftete kleine Altar am Übergang vom Chor zum Langhaus oder der damals noch vorhandene mittelalterliche Hochaltar im Chor gemeint sein können, müssen sich die erwähnten „Kapellen“ mit Nebenaltären in beiden Fällen im Chor befunden haben. Da sich keine massiven kapellenartigen Einbauten nachweisen lassen, ist wahrscheinlich an hölzerne nischenartige Einbauten zu denken. Diese könnten sich sogar an der östlichen „Rückseite“ des Lettners befunden haben. Alle neuen Altäre müssen aber nicht zwangsläufig im Chor gestanden haben. Der Chorraum bot Platz für die Geistlichen, den sie zuvor in einem anderen Bereich (wohl im Osten) des Kirchenschiffs beansprucht haben müssen.[667] Ihr „Weiterrücken“ in den Chor kann auch Raum zur Aufstellung neuer Altäre im Langhaus frei gemacht haben.

Neben mehr Platz für eine wachsende Anzahl der Geistlichen brachte der Chorbau mit dem Lettner auch eine deutliche Abgrenzung der Kleriker von den Laien. Dies ermöglichte die ungestörte Ausübung der im Spätmittelalter gestiegenen Verpflichtungen zum täglichen gemeinsamen Gebet bzw. Chorgesang. Diese veränderten Anforderungen, das Bedürfnis, diese vorschriftsmäßig umsetzen

[660] Dies wird anlässlich der Regelung der Angelegenheiten des neu gegründeten Domstifts zu Cölln durch Friedrich II. festgelegt, da dem Stift die Einkünfte und Besitztümer dieses Sigismundsaltars, gelegen „under deme torme zu unser liben frowen“ gemeinsam mit den Einkünften des Erasmusaltars im Chor von St. Nikolai inkorporiert werden. Die Altäre verbleiben trotzdem ausdrücklich an ihren Orten.

[661] Huch/Ribbe 2008, S. 343 und Huch 2004 S. 59.

[662] Insgesamt kommen sechzehn Altäre mit unterschiedlichen Patrozinien in der urkundlichen Überlieferung vor. Die tatsächliche Anzahl hat mit Sicherheit noch etwas höher gelegen, wie aus den ab 1540 überlieferten Kirchenvisitationsakten hervorgeht. Für diesen freundlichem Hinweis danke ich Christiane Schuchard (LAB). Es heißt darin konkret, dass die "fundation" einer Pfründe (Alexius, Otilia, Johannes Evangelista) bei einem Brand verloren gegangen sei. Ingesamt werden in den Visitationsakten für die Berliner Marienkirche 21 Pfründen oder „geistlichen Lehen“ überliefert, wobei an einem Altar allerdings mehr als eine Pfründe angesiedelt gewesen sein konnte.

[663] Untermann 1996, S. 79f.

[664] Untermann 1996, S. 83

[665] Zitat aus einer Urkunde, die 1657 im Turmknopf gefunden wurde und bei Schmidt decas III, S. 75f. und Küster 1752, S. 465f abgedruckt ist; vgl. auch ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I., Sign. 2, unpag. (Bl. 202).

[666] Küster 1752, S. 462.

[667] Dabei spielt es wenig Rolle, ob vor dem Chorbau noch ein romanischer Vorgänger erhalten war, denn dieser dürfte wohl kaum mehr als den Hochaltar aufgenommen haben.

zu können, dürften gewichtige Gründe für den Bau des Chors gewesen sein. Für die Einführung fest eingebauter Lettner werden auch praktische Gründe, wie der Schutz vor Zugluft beim langen Aufenthalt im Chor und der akustische Vorteil angeführt. Der umgrenzte Raum war beim gegenseitigen Verstehen und richtigen Einsetzen des Wechselgesangs sicher von Vorteil.

Die Funktion des Lettners als Sichtsperre und in gewissem Umfang sicher auch akustische Schranke bot aber nicht allein für die Priesterschaft Vorteile, sondern ermöglichte auch umgekehrt eine freiere Nutzung des Kirchenschiffs durch die Laien. Privatmessen, Begräbnisse etc. konnten so gleichzeitig mit Verrichtungen im Priesterchor stattfinden. Lettner sind daher auch Ausdruck der Untergliederung der Kirche in Funktionsbereiche. Auf symbolischer Ebene markiert ein Lettner den Eingang in das Allerheiligste, dessen Wert und Besonderheit er betont, indem er ihn als schützenswert und bedeutungsvoll heraushebt – er verhüllt die Sicht auf das Mysterium. Darüber hinaus erfüllte der Lettner eine Reihe von konkret auf die Laien bezogene Funktionen, die ihn als das zentrale Bindeglied zwischen Kleriker- und Laienbereich und weniger als Trennmauer ausweisen. Neben der oben schon erwähnten Hauptfunktion als Ort der dramaturgisch inszenierten Verkündigung der Heiligen Schrift während des feierlichen Hochamtes,[668] das sich ansonsten den Blicken des Volkes entzogen im Sanctuarium abspielte, sind noch zahlreiche weitere Nutzungen belegt. Darunter finden sich auch vergleichsweise profan erscheinende, wie als Verkündigungsort von weltlichen und geistlichen Wahlergebnissen oder von Gerichtsurteilen,[669] von Exkommunikationen, Ablässen, kirchlichen Festtagen, etc., nicht jedoch als regulärer Predigtplatz.[670]

Gerade in der Marienkirche dürfte die mehr oder weniger spektakulär inszenierbare Präsentationsmöglichkeit auf einer erhöhten Bühne eine besondere Rolle gespielt haben. Zu ihren Besonderheiten im Vergleich zur Hauptpfarrkirche St. Nikolai scheint der Besitz einer großen Zahl von Reliquien gezählt zu haben, die 1405 erwähnt und aufgezählt wurden (siehe Kapitel 7.2.11 „Datierung des Chors“, S. 120). Obwohl auch hier konkrete schriftliche Belege nicht vorhanden sind, wäre das Zeigen der Reliquien von dem erhöhten Standplatz des Lettners aus naheliegend.

Ähnlich inszeniert konnte die Elevation der Hostie nach der Wandlung werden. Der Leib Christi wurde an manchen Orten zu bestimmten Feiertagen in einer Monstranz auf dem Lettner ausgestellt.[671] Außerdem eignete er sich zur Kerzen- oder Palmweihe, als Bühne für liturgische Gesänge während des Gottesdienstes oder für geistliche Spiele. Zu denken ist in Zusammenhang mit der letztgenannten Nutzungsmöglichkeit an das unweit hinter dem Lettner im Gewölbescheitel des Chorjochs gelegene Himmelsloch, durch das Gegenstände heruntergelassen oder umgekehrt hochgezogen werden konnten. Der Lettner konnte dabei durch das Behängen mit Tüchern zu einer regelrechten Kulisse werden.

Weniger dramatisch war er das in der Regel auch in seiner alltäglichen Gestalt, in der er vom Schiff aus gesehen erstens als Ostabschluss der Laienkirche diente und zweitens als Rahmen für den vor oder unter ihm aufgestellten Volksaltar. Nicht der Hochaltar, sondern der Lettner war liturgischer Kristallisationspunkt für die Laien – ganz sicher auch in der Marienkirche, in der dieser Ort zusätzlich

668 „Das Evangelium wurde begleitet von Kreuz, Weihrauch und brennenden Kerzen, in feierlicher Prozession auf den Lettner gebracht, wo ein Diakon das Evangelium vortrug und auf der Nordseite die Lettnerbühne wieder verließ.“ Zitat Beer 2005, S. 287.

669 Hingegen gibt es keinen Hinweis auf die Funktion als eigentlicher Gerichtsort.

670 Die verschiedenen Funktionen wurden ausführlich von Schmelzer mittels Auswertung mittelalterlicher Schriftquellen untersucht. Schmelzer 2004, S. 142-155 u. Schmelzer 2005, S. 363-365. Nach ihren Erkenntnissen stellt die andernorts und auch noch bei Doberer genannte Nutzung als Predigtplatz einen seltenen Sonderfall dar und wird erst in der nachreformatorischen Zeit in Lutherischen Kirchen zu einem Regelfall. Vgl. Schmelzer 2004, S. 145f.

671 Das Anschauen der Hostie ersetzte im Mittelalter fast vollständig die Laienkommunion (Augenkommunion). Die durch Glockenschläge angekündigte Elevation war das zentrale Messereignis, das vom erhöhten Lettner aus in geeigneter Weise präsentiert werden konnte. Dazu Lichte 1990, S. 39 und Schmelzer 2004, S. 144.

durch die besondere Gewölbefigur des Springgewölbes hervorgehoben ist. An dem entweder von der Lettnerhalle (beim Hallenlettner) oder der Kanzel (beim Kanzellettner) ziboriumsartig bedachten oder vor der retabelartig dekorierten Lettnerwand (beim Schrankenlettner) aufgestellten Laienaltar wurden, neben gestifteten Messen, vor allen Dingen die täglichen Frühmessen gefeiert, wovon sich der mancherorts gebräuchliche Name Frühmess- oder Primaltar ableitet.[672] Dass es sich dabei in der Marienkirche, wie meistens in Deutschland, um einen Kreuzaltar gehandelt haben wird, belegt die zumindest für die Zeit ab 1485 tatsächlich nachweisbare Triumphkreuzgruppe.

7.2.16 Exkurs: Zum Nachleben und Abbau des Lettners in nachreformatorischer Zeit

Die nachreformatorische Ausstattung am Übergang zwischen Chor und Langhaus und die davon noch erhaltenen Fragmente wurden von Maria Deiters recherchiert, untersucht und schlüssig gedeutet.[673] Demnach stiftete der kurfürstliche Sekretär Joachim Steinbrecher 1587 einen in der Überlieferung des 18. Jahrhunderts als vorderen Altar[674] oder „kleinen Altar am Auftritt des Chores“[675] bezeichneten Epitaphaltar aus Holz unter dem großen Kruzifix, der den zuvor dort befindlichen mutmaßlichen Kreuzaltar ersetzt haben muss. Erhalten haben sich in der Kunstsammlung der Marienkirche die zwei Tafelgemälde und im Märkischen Museum Fragmente der aufwendig geschnitzten Rahmung. Hier ist nicht der Ort das komplexe Bildprogramm zu erläutern,[676] hinweisen möchte ich jedoch auf die Einbeziehung des Totengedenkens an diesem herausgehobenen Ort in der bedeutungsmäßigen Mitte der Kirche (*in medio ecclesia*). Grablegen in der Nähe des Kreuzaltars hatten in katholischer Zeit eine lange Tradition als die exklusivsten Begräbnisplätze, die hohen weltlichen und geistlichen Würdenträgern vorbehalten waren. Bedeutender als die sicher auch gegebene optische Hervorhebung an dieser zentralen Stelle im Kirchenraum war dem Bestatteten die so bestens gesicherte kontinuierliche *memoria* während der liturgischen Handlungen am Altar und die räumliche Nähe zur im Triumphkreuz geschilderten Erlösungstat, die eine unmittelbare Teilnahme an der Auferstehung am Jüngsten Tag versprach.[677] Die Stiftung Steinbrechers für sich und seine Familie schließt an diese Vorstellungen an, auch wenn sich am Altar stellvertretend nur die Portraits der im Gebet knienden Familie befinden, denn die Grablegen selbst liegen in der Turmvorhalle.[678] Möglicherweise musste die Familie Steinbrecher auch dorthin ausweichen, weil der Boden bereits belegt war. 1760 wird jedenfalls beklagt, "dasswegen der dort herrum begrabenen Leichen kein vester Grund vorhanden“ sei.[679]

Anlass für diese Feststellung war die Reparaturbedürftigkeit des „Schüler-Chor[s]“ über dem kleinen Altar, „woran sich [...] biblische Historien gemahlet“[680] befanden. Diese Empore war offenbar 1595 ebenfalls von Steinbrecher für die Schüler des Gymnasiums zum Grauen Kloster errichtet worden,

672 Vgl. Köcke 1972, S. 23.
673 Deiters 2008, S. 41ff.
674 Schmidt, decas III, S. 14.
675 Küster 1752, S. 462.
676 Das Bildprogramm zeigt zahlreiche Anspielungen auf den Tempel Salomonis, betont die Rolle Mariens in der lutherischen Lehre als Stellvertreterin der Kirche und geht auf die aktuellen theologischen Debatten der Zeit zur Abendmahlsfrage ein. Siehe dazu ausführlich Deiters 2008, passim.
677 Dazu Beer 2005, S. 291-295. Schmelzer geht auf Zusammenhänge des Lettners mit anderen Ausstattungen, abgesehen von der baulich gelegentlich mit ihm verbundenen Kreuzigungsgruppe nicht ein.
678 Deiters verweist auf die Aneignung des Kirchenraums durch die Steinbrechers, die ihn zwischen ihr Erbbegräbnis und den Epitaphaltar regelrecht einspannen. Vgl. Deiters 2008, S. 55.
679 ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, unpag. (Bl. 97-98). Bei 2006 im Langhaus „in unmittelbarer Nähe“ zum Chor durchgeführten Grabungen wurden bereits nach wenigen Zentimetern unter dem Fußboden „intakte und bis dato unbekannte Grüfte freigelegt“, die ohne weitere Untersuchung wieder geschlossen wurden. Siehe Michas 2007, S. 239.
680 Küster 1752, S. 460.

dessen Mitgründer er war.[681] Es entstand damit ein für lutherische Kirchen typischer Einbau in der Nachfolge katholischer Lettner. Dieses Ausstattungselement, das später nicht auf den ursprünglichen Lettnerstandort zwischen Chor und Laienraum beschränkt blieb, wurde von Ulrike Köcke für Nordwestdeutschland untersucht.[682]. Die Funktion dieser in der Regel aus Holz errichteten großen Emporen deutet sich meist in den regional unterschiedlichen gebräuchlichen Benennungen an. Sie hießen Musikemporen, Schülerchor, Singchöre oder auch Lateinchöre, weil auf ihnen die Gesamtheit der Gymnasiasten täglich als Teil ihres Unterrichts die lateinischen Messgesänge zur Gestaltung der Gottesdienste beizutragen hatte.[683] Die Aufgabe des geistlichen Chorgesangs war damit in nachreformatorischer Zeit von der nicht mehr vorhandenen Gemeinschaft der Geistlichen in den Pfarrkirchen auf Kantor und Schüler übertragen worden.[684] Die ebenso gebräuchliche Bezeichnung Apostelgang verweist auf das in der Regel die Empore schmückende Bildprogramm, das lt. Überlieferung auch auf dem Schülerchor der Marienkirche zu finden war.[685]

Für die Berliner Nikolaikirche ist mit der bekannten Innenraumdarstellung vom Epitaph der Familie Kötteritzsch aus dem Jahr 1616 eine solche Gestaltung bildlich überliefert. Bei der offenbar aus Holz errichteten, nur noch von schlanken Stützen getragenen „lettnerartigen Chorempore“, ist das für die früheren Lettner noch konstituierende Merkmal des Abschließens bereits gänzlich aufgegeben zugunsten einer Umrahmung und damit Betonung des Hochaltars in seinem Hintergrund. Zwar ist nicht auszuschließen, dass Teile des Aufbaus, wie die auf der Brüstung aufgesetzten Kielbögen, auf der die Kreuzigungsgruppe von um 1480/90 steht, von einem vorreformatorischen Lettner übernommen wurden,[686] die wesentlichen Teile der Empore sind aber wohl nachreformatorisch, wahrscheinlich mit dem darunter stehenden Epitaphaltar von 1559 entstanden.

Vorstellbar wäre auch für die Marienkirche ein Abriss des hier eindeutig fest eingebauten Lettners schon im 16. Jahrhundert, z. B. aus Anlass der Aufstellung des kleinen Altars von Steinbrecher. Genausogut wäre der nachweislich hinter dem Altar befindliche Schülerchor aber auch als eine Erweiterung des Lettners unter Einbeziehung der vorhandenen Teile möglich. Jedenfalls bestand für einen Abbruch keine unmittelbare Notwendigkeit, wie durch mehrere Indizien deutlich wird. Im 1539 lutherisch gewordenen Brandenburg veränderten sich allgemein die Kirchenräume zunächst wenig. Es war liturgisch nicht nötig, eine Verbindung vom Schiff zum Hochaltar zu haben, eine Wegearchitektur in der Ost-West-Achse stand nicht im Vordergrund. Es sind deshalb vorwiegend lutherische

[681] Schon Borrmann identifiziert den zu seiner Zeit nicht mehr vorhandenen Einbau als Stiftung Steinbrechers. Allerdings kann sie nicht, wie er angibt 1573 geschehen sein, da das Gymnasium erst ein Jahr danach gegründet worden ist. Vgl. Borrmann 1893, S. 207. Laut einer bei Schmidt ausführlich wiedergegebenen Inschrift stiftete Steinbrecher 1595 eine Vorkirche (Empore) für die Schüler mit christlichen Figuren „daneben“, darunter Szenen mit Aposteln, „samt dem Epitaphio eben“. Eigenartig ist nur, dass sich die Inschrift zu seiner Zeit eindeutig „an einen Balcken darauf die Por-Kirche gebauet unter der Orgel“ befand. Damit ist eindeutig eine Westempore gemeint, da er auch das daneben befindliche Totengräberhaus erwähnt, welches nachweislich ein Anbau an der Nordseite des Turmanbaus war. Schmidt decas III, S. 21-24. Deiters geht auf den Anbringungsort der Inschrift nicht ein, bringt sie aber offensichtlich mit dem Schülerchor über dem kleinen Altar in Verbindung. Deiters 2008, S. 41-43. Auch Küster 1752, S. 478f druckt die Inschrift mit kleinen Abweichungen zu Schmidt ab. Bei ihm ist eine offensichtlich bei Schmidt vergessene Zeile vorhanden, jedoch sind die Jahreszahlen fehlerhaft wiedergegeben. Küster erwähnt leider nicht, wo sich die Inschrift befindet, bringt sie aber bezeichnenderweise weder in Zusammenhang mit dem von ihm auf S. 462 beschriebenen kleinen Altar, noch bei der Erwähnung des Schülerchors S. 460.

[682] Köcke 1972.

[683] Köcke 1972, S. 162

[684] Dies lässt sich auch aus Formulierungen in brandenburgischen Visitiationsprotokollen nachlesen, vgl. dazu Cante A. 2000, S. 314f.

[685] Eindeutig nachgewiesen sind darauf befindliche biblische Szenen. Wenn der Bezug zu der überlieferten Inschrift richtig ist, waren darunter wohl Szenen aus der Apostelgeschichte.

[686] Das Hallenlanghaus der Nikolaikirche ist laut einer Baubeschreibung anlässlich der Erteilung eines Ablasses im Jahr 1460 um diese Zeit begonnen worden (Badstübner / Badstübner-Gröger 1987, S. 26) und war wohl spätestens bis zur Einweihung des neuen Kirchenbaus 1487 (Huch / Ribbe 2008, S. 504f.) vollendet. Um diese Zeit wäre folglich die Vorgängerkonstruktion zu erwarten.

Kirchen, in denen sich überhaupt Lettner erhalten haben.[687] Gerade in der Marienkirche sind in der folgenden Zeit immer stärker herausgearbeitete zentralräumliche Tendenzen mit einer besonderen Betonung der Querrichtung unübersehbar. Zu nennen sind die 1703 im Westen der nördlichen Stützenreihe eingebaute Schlüterkanzel und der 1729 folgende Südanbau zur Vermehrung von Sitzplätzen mit Blick auf dieselbe. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde dann der kleine Altar sogar zur Kanzel verlegt. Am 24. April 1817 schlägt daraufhin ein gewisser Stahn vor: „Da nun einmal die Wand des kleinen Altars weggenommen ist und derselbe gar nicht mehr bey dem heiligen Abendmal gebraucht wird; so bin ich der Meinung, daß die Wand nun gänzlich wegbleibe. Sind meine Herren Collegen gleicher Meinung, so könnte dies als gemeinschaftlicher Vorschlag dem Herrn Probst zur Beurtheilung sogleich mitgeteilt werden.“[688] Es kommt daraufhin mit Unterstützung der Kollegen offenbar zur Entfernung der genannten Wand, die möglicherweise mit der Lettnerwand oder erhaltenen Teilen davon identisch gewesen sein könnte. Nach Abbruch des Lettners wurde jedenfalls die ursprünglich auf diesem auslaufende östlichste Wandvorlage am Übergang von Chor und anschließendem Wandpfeiler des Langhauses senkrecht bis zum Fußboden verlängert. Erstfassung auf dieser verlängerten Wandvorlage an der nördlichen Chorseitenwand ist ein Altrosa, wie es an zahlreichen Stellen in der Kirche als Fassung der Restaurierung von 1818 befundet wurde.[689]

7.2.17 Zur Bauentscheidung für einen einschiffigen Chor

Blättert man die einschlägige Literatur zur spätgotischen Baukunst in Brandenburg durch, entsteht der Eindruck, als habe es ab der Mitte des 14. Jahrhunderts bei Neubauvorhaben nur noch den Hallenumgangschor als Grundrisslösung für den Ostteil von Pfarrkirchen gegeben. Dass dies aber an der besonderen Aufmerksamkeit für diese zweifellos charakteristische Architekturform liegt und der Chor der Berliner Marienkirche durchaus kein Unikum darstellt, beweist der nüchterne Zahlenvergleich. Diese statistische Arbeit wurde von Marcus Cante erledigt, der feststellte, dass einschiffige Chöre mit polygonalem Schluss im Territorium der Mark Brandenburg auch im Spätmittelalter insgesamt am häufigsten auftreten. Es gibt ganze Regionen, wie die Neumark, in denen Umgangschöre nicht oder kaum vorkommen. Manche Städte waren offensichtlich finanziell nicht potent genug, um ein derart großes Bauprojekt durchzuführen.[690] Für Berlin-Cölln trifft beides nicht zu, denn es wurde ein Hallenumgangschor errichtet, allerdings nur in einer der drei Pfarrkirchen. Es fällt auf, dass Frankfurt/Oder die einzige brandenburgische Stadt mit zwei Hallenumgangschören ist, wobei der in der Nikolaikirche deutlich bescheidener ausfällt.[691] Die Kostenintensität scheint also ein naheliegender Grund für die Entscheidung gegen diese seit Mitte des 14. Jahrhunderts hochmoderne Bauform zu sein, nicht aber eine prinzipielle Ablehnung einer Ausführung mehrerer Hallenumgangschöre in einer Stadt. Ein zweiter Hallenumgangschor war möglicherweise für die Gesamtstadt Berlin bzw. die vielleicht weniger wohlhabende Mariengemeinde nicht leistbar.[692] Vielleicht wurde er aber gar nicht angestrebt. Ein kleinerer Chor hatte sicher den Vorteil, trotz späterem Baubeginn

[687] Magirius 2010, S. 138f. Das trifft auch auf die darüber angebrachten Triumphkreuzgruppen zu. Vgl. Lutz 2004, S. 59

[688] ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Nr. 541, Bl. 3.

[689] Wunderlich 2010d, S. 8. Die Farbabfolge ohne Berücksichtigung von Voranstrichen lautet Altrosa - Rosa – Altrosa – Putz von 1893/94. Leider erfolgte keine endgültige Synchronisierung aller Befundstellen für eine abschließende Aussage zur Fassungsfolge. In der gemeinsamen vor Ort vorgenommenen Auswertung ließ sich ein erstes Altrosa regelmäßig plausibel mit dem durch Beschreibungen überlieferten Anstrich von 1818 verbinden und das zweite Altrosa mit den Sanierungsarbeiten in Zusammenhang mit der teilweisen Einbringung einer „Isolierwand“ zwischen 1860 und 1862. Wahrscheinlich gehört das dazwischen liegende Rosa zu den 1818 heller abgesetzten hervortretenden Teilen, wozu die Wandvorlage eindeutig zu rechnen wäre.

[690] Cante M. 2000, S. 94. Eines der Beispiele, das zwar weiter keine besonderen Beziehungen zur Marienkirche aufweist, aber ebenfalls einen 5/10-Schluss besitzt, ist der laut Inschrift 1361 begonnene zweijochige Chor der Stadtpfarrkirche von Perleberg.

[691] In Brandenburg waren die Altstadt mit St. Gotthard und die Neustadt mit St. Katharinen zwei eigene Städte.

[692] Aufgrund der allerdings zum großen Teil erst für die nachmittelalterliche Zeit nachvollziehbaren personellen Zusammensetzung der Gemeinden und der getätigten Stiftungen, wird allgemein von einer Vorrangstellung der Nikolaikirche ausgegangen. Die Anzahl der im Mittelalter vorhandenen Altäre ist jedoch fast gleich.

möglicherweise den Wettstreit um die frühere Vollendung zu gewinnen. Außerdem bedeutete in der Marienkirche auch der Zugewinn des einschiffigen Chores schon eine merkliche Raumerweiterung, wenn man davon ausgeht, dass zuvor gar keiner oder wenn, dann nur ein sehr kleiner Chor, vorhanden war. Dieser Umstand könnte sogar dazu geführt haben, dass die Platzverhältnisse um die Kirche einen ausladenden Chor zu dieser Zeit schon gar nicht mehr zuließen. Wie eingangs gezeigt, dürfte sich die dichte feste Bebauung im Geviert um die Kirche im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelt haben. Allerdings sind die Hinweise für eine genauere Rekonstruktion der Vorgänge zu spärlich. Archäologisch wurde der Bereich um die Kirche bislang nicht untersucht. Theoretisch könnte eine dichtere Bebauung schon in der Zeit vor dem Stadtbrand bestanden haben oder sich spätestens mit einem in welchem Umfang auch immer nötigen Wiederaufbau ergeben haben – in letzterem Fall dann wohl in Abstimmung, d. h. mehr oder weniger zusammen mit dem Chorbau. Jedenfalls dürfte die deutliche Konzentration des Bauschmucks am Außenbau in den oberen Regionen ab dem Strebepfeilerrücksprung mit einer solchen bestehenden oder gleichzeitig aufgeführten Umbauung schlüssig erklärt sein.

Eine Rolle bei der Wahl der Chorform könnten darüber hinaus auch besondere räumliche Anforderungen gespielt haben, die in Zusammenhang mit der Verehrung der zahlreichen Reliquien in St. Marien denkbar wären. Da allerdings über deren Art und Weise nichts bekannt ist, lässt sich darüber nur mutmaßen. Im Gegenzug weiß man auch noch zu wenig über die tatsächlichen Motive für die Entscheidung zu einem Umgangschor und die tatsächlich darin stattfindenden Handlungen. Wie Cante anhand der drei Berlin-Cöllner Pfarrkirchen aufzeigte, war es jedenfalls nicht die Anzahl der nachgewiesenen Altäre, die einen maßgeblichen Einfluss auf die Wahl des Chortyps gespielt hat. Obwohl in der Petrikirche in Cölln mit 24 die meisten nachweisbaren Altäre standen, wurde der Hallenumgangschor an der Nikolaikirche gebaut, die mit 18 Altären eine deutlich geringere, den 17 Altären der Marienkirche vergleichbare Anzahl aufwies.[693] Aus den auf unterschiedliche Bauteile fokussierenden spätgotischen Baumaßnahmen an den mit ähnlichem Aufwand errichteten Kirchen schlussfolgert Cante, dass man am ehesten ein gestalterisches Absetzen voneinander und eine bewusste Unterscheidbarkeit angestrebt hat: St. Nikolai erhielt den Hallenumgangschor mit Randkapellen, St. Petri ein besonders reich gestaltetes Langhaus mit querhausartigen Anbauten und St. Marien den Westturm.[694] Diese für eine Erklärung der unterschiedlichen Bauformen vielleicht ausschlaggebende Beobachtung muss in Anbetracht der jetzt besseren Kenntnis der Bauabläufe in der Marienkirche aber modifiziert werden. Der zwar nur einschiffige, aber schon repräsentative Chor der Marienkirche kann nicht den Neubau eines Umgangschors unnötig erscheinen haben lassen, da er zum Zeitpunkt des Aufkommens dieses neuen Bautyps noch gar nicht vorhanden war. Es wurde etwa zeitgleich sowohl der Bau des Umgangschores der Nikolaikirche (begonnen vor 1379), als auch des Langhauses der Petrikirche (Ablass 1379) begonnen und, wie die Untersuchungen nahe legen, geringfügig später, die Entscheidung für den einschiffigen Chor der Marienkirche getroffen. Inwiefern gleichzeitig schon an den stattlichen Ausbau eines Westturms gedacht wurde oder ob hier eher ein späteres Nachziehen, sozusagen der Aufschluss an die aufwändigeren Bauvorhaben der beiden Konkurrentinnen in den folgenden Jahrzehnten vorliegt, ist schwer zu entscheiden. Dass die Gemeinde ihre Ressourcen gerade in den auf Höhe ausgelegten stattlichen Turmbau steckte, lässt sich wiederum mit ihrer umbauten oder in Umbauung begriffenen Lage erklären. Der in die Höhe gerichtete Baukörper überragte noch bis zur Freilegung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhundert wirkungsvoll die umliegende Bebauung.

Unklar bleibt auch nach der Bauuntersuchung, ob der Entschluss für dessen Bau oder Ausbau schon parallel zu den noch vor 1380 startenden Berliner Bauvorhaben gefasst worden war oder ob erst

[693] Cante M. 2000, S. 102. Nach einem Hinweis von Christiane Schuchard (LAB) ist bei den Angaben der Anzahl von Altären aufgrund der zufälligen urkundlichen Überlieferung in der Regel von einer etwas höheren Anzahl auszugehen. Sicherlich wird aber die Relation der drei Kirchen untereinander in etwa der Realität entsprechen.

[694] Cante M. 2000, S. 139.

rund 30 Jahre später ein Unglück dazu den Ausschlag gab. Von einem Turm an der Marienkirche wird nämlich erstmals 1409, anlässlich seines Einsturzes berichtet.[695] In der Überlieferung bleibt vollkommen unklar, ob ein älterer Turm, vielleicht noch romanischen Ursprungs gemeint ist, der wegen Baufälligkeit oder vielleicht in der Folge von Schäden aufgrund des Stadtbrands von 1380 in sich zusammenfiel oder ob es sich um ein neueres, eventuell sogar noch in Bau befindliches Projekt handelte. Im zweiten Fall sind wieder zwei Varianten vorstellbar: es könnte sich um ein von Grund auf neu begonnenes Werk gehandelt haben oder um die Aufstockung eines schon vorhandenen Baus. Wenn eine der letzten beiden Möglichkeiten der Fall war, dann steht vielleicht der schon häufiger zur Argumentation in Zusammenhang mit dem Turmbau eingesetzte Sigismundsaltar als vorausgehende Stiftung damit in Zusammenhang. Am 24. Mai 1370 stattete Kurfürst Otto V. (der Faule) den „zur Hebung des Gottesdienstes…und zu unserem Seelenheile und dem unserer Vorgänger und Nachfolger“ gestifteten Altar „zur Ehre des Apostels und Evangelisten Johannis, des heiligen Sigismund des Märtyrers, Hugberts des Bekenners, und der heiligen Jungfrauen Catharina, Barbara und Dorothea“ reich mit der Mühle in Dahlewitz (Dolewitz), dem dazu gehörigen obersten und niedersten Gericht und mit verschiedenen Getreide- und Geldabgaben (Pacht, Zins und Bede von 20 Hufen) in Schmargendorf (auch Marggrevendorf) aus und behielt sich und seinen Erben das Patronatsrecht auf den Altar vor.[696] Diese sehr gut dotierte markgräfliche Stiftung ist der am öftesten urkundlich erwähnte Altar in der Marienkirche. Sein erster Standort ist zwar unbekannt, doch lagen Sigismundsaltäre traditionell im Westen der Kirchen, da er als Schutzheiliger vor Seuchen galt und der gängigen Vorstellung nach von Westen die Mächte des Bösen in die Kirche eindringen konnten.[697] Da durch eine weitere Urkunde von 1437 die Translozierung des Sigismundsaltars in die damals offensichtlich nutzbare neue Turmhalle überliefert ist, wird ein zuvor bereits im Westen gelegener Standort umso wahrscheinlicher. Aus der Urkunde allein lässt sich ein markgräfliches Engagement auch für den Turmbau zwar nicht mit Sicherheit ableiten, da aber in Zusammenhang mit späteren Reparaturmaßnahmen gelegentlich hervorgehoben wird, die jeweiligen Landesherren hätten immer zum Turmbau beigesteuert,[698] liegt dieser Gedanke sicher im Bereich des Möglichen. Dass die Wahl des Altarpatrons dieser großen Stiftung mit Sigismund auf einen der drei böhmischen Landesheiligen fiel, ist dabei kein Zufall. Die Sigismundverehrung kam unter dem Einfluss Böhmens nach Brandenburg, der schon lange vor dem offiziellen Herrschaftsantritt Kaiser Karls IV. im Jahr 1373 in der Mark wirksam war.[699] Otto war seit seinem Regierungsantritt 1366 mit Katharina, einer Tochter Kaiser Karls IV. und Witwe Rudolfs IV. von Habsburg, verheiratet.

8. BAUPHASE 3 bis 5 – Der Westturm: Neubau bis zur ersten Benutzbarkeit (1. Viertel 15. Jahrhundert bis 1437)

Langhaus und Chor haben sich als zwar durch nachträgliche Eingriffe teilweise veränderte, aber weitgehend in einer jeweils einzigen Bauphase errichtete Baukörper erwiesen. Im Unterschied dazu wurde der Westturm in mehreren deutlich unterscheidbaren Etappen unter Verwendung unterschiedlicher Baumaterialien errichtet (Abb. 228). Es lassen sich – abgesehen von zusätzlich hinzukommenden späteren Reparaturen und eindeutigen historistischen Veränderungen – mindestens sechs vertikal übereinander liegende Bauphasen der Errichtung unterscheiden. Die jüngste betrifft den neogotischen kupferblechbeschlagenen Turmhelm nach dem Entwurf von Carl Gotthard

695 Meyer W. 1895, S. 260; Friedel 1896/97, S. 52 (Latein), S. 53 (Übersetzung).

696 Regest in Huch / Ribbe 2008, S. 171f., Fidicin 1880, S. 171f Nr. CLXIV mit dt. Übersetzung, Fidicin 1868, S. 116, dort ist irrtümlich von zwei von Otto beschenkten Altären die Rede. CDB Suppl. S. 245f, dort falsches Datum. Abgedruckt auch in Oelrichs 1761, S. 119-122. In der Bestätigung der Stiftung durch Bischof Theodoricus III. von Brandenburg ist zusätzlich der hl. Martin als Altarheiliger erwähnt. Huch / Ribbe 2008, S. 173.

697 Zu Sigismundsaltären allgemein vgl. Hühns 1968, S. 240f.

698 Vgl. dazu Kapitel 4.1 „Kirchenpatrozinium, Patronat und kirchliche Verfassung“, S. 30.

699 Bereits 1363 kam es zum Abschluss eines Erbvertrages zugunsten der Luxemburger. Zur Sigismundsverehrung in Brandenburg vgl. Badstübner / Badstübner / Rahnenführer / Oertel 1984, S. 13.

Langhans von 1789/90, die anderen fünf hier interessierenden das noch im Mittelalter ausgeführte Mauerwerk darunter. Die Abgrenzung und Datierung der beiden letzten, in Kalkbruchsteinmauerwerk ausgeführten Bauphasen im massiven Bereich gelang in Zusammenhang mit der 2001 durchgeführten bauhistorischen Fassadenkartierung.[700] Die dabei entstandenen Thesen zu den ältesten Turmbauteilen müssen jedoch nach der ergänzenden Untersuchung im Innern revidiert werden. Richtig ist, dass der auf den ersten Blick einheitlich wirkende, außen aus Feldsteinmauerwerk bestehende Teil des Turms, der vom Sockel bis über das Fenster des ersten Turmobergeschosses reicht, nicht in einer einzigen Bauphase ausgeführt wurde. Eine Datierung von Fassadenbereichen schon vor 1380 hat sich jedoch nicht bestätigt (Pläne 16-18). Die neuen Erkenntnisse wurden überwiegend durch Bauforschung in der Wendeltreppe gewonnen, da sie der einzige Raum des Turmerdgeschosses mit frei einsehbaren und ohne Gerüst zugänglichen Wandflächen ist.[701] Es besteht allerdings bis heute eine Lücke in der Erklärung des Bauablaufs des Turms, da die Untersuchung von der Seite der Turmhalle zu großen Teilen noch aussteht.[702]

8.1 Bauphase 3 = erste Turmbauphase: Turmhalle und Verlängerung des Langhauses (ab 1418 oder kurz vor 1409)

Neben dem an den Fassaden klar erkennbaren Wechsel des Baumaterials vom Backstein zum Feldstein, ist der Anbau des Turms anhand der schräg gestellten ehemaligen Eckstrebepfeiler des älteren Langhauses deutlich erkennbar (Abb. 1, 45, Pläne 6-10). Der eigentliche Turm schließt aber nicht unmittelbar an dessen durch die schrägen Strebepfeiler markierten ehemaligen Westecken an, sondern er steht zu der ehemaligen Westwand des Langhauses nach Westen versetzt (Plan 6). Zeitgleich mit dem Turm im Verband errichtete Anschlusswände zum Kirchenschiff verlängern den Kirchenraum seit Abbruch der alten Langhauswestwand um zirka 2,60 m in Richtung Westen. Abgesehen von dem sicherlich auch erwünschten Raumgewinn, besteht der Vorteil eines abgerückt vom bestehenden Bau errichteten Turms im Bauablauf: Die Kirche konnte ohne größere Beeinträchtigungen weiter genutzt werden, bis der als eigenständige sich selbst tragende Konstruktion errichtete Turm die für den Zusammenschluss mit dem Langhaus nötige Höhe erlangt hatte.

Der Westanbau hat ungefähr die Breite des Langhauses und nimmt seine Dreischiffigkeit auf, er wurde aber etwas nach Norden verschoben. Auf der Nordseite läuft die Turmaußenwand auf die Strebepfeilerwestecke zu und liegt daher deutlich nicht in der Flucht der Langhauswand. Im Innern fällt dem Besucher nach der erfolgten Risssanierung hingegen wenig auf, denn lediglich oberhalb der Empore lässt sich ein leichter Knick im Wandverlauf erkennen. Die Verschiebung der Wand wird zum Großteil von dem nordöstlichen Turmpfeiler verdeckt, von dem im Vergleich zur Südseite weniger zu sehen ist, weil seine Ostfläche in der Wand verschwindet. Auf der gegenüber liegenden Südseite verläuft zwar die Außenwand in der Flucht der südlichen Kirchenwand, dafür ergibt sich innen ein Wandversprung, der vom Fußboden bis zur Decke reicht (vgl. auch Abb. 53).

8.1.1 Mauerwerk

Im Westteil der Kirche haben noch keine Untersuchungen zu den Fundamenten stattgefunden, daher sind nur Aussagen zum aufgehenden Mauerwerk möglich. An der Baunaht zum Langhaus wechselt ganz klar das Mauermaterial: Das ältere Kirchenschiff ist ein Backsteinbau auf einem unterschiedlich hohen Feldsteinunterbau aus lagerecht versetzten, relativ gleichmäßigen und ordentlich zugerichte-

[700] Vgl. die Untersuchungsberichte und Kartierungen Dienstleistung Denkmal 2001.
[701] Sonnleitner 2012, Pläne 10-14.
[702] Es gab bislang nur punktuell mit vier Gerüsttürmen erfolgte Voruntersuchungen, die vorwiegend der Sondage von Farbfassungen dienten. Vgl. Wunderlich 2010b. Für die Klärung der Bauabfolge interessierende Mauerkanten und Formsteinwechsel waren dabei nicht erreichbar.

ten Feldsteinquadern. Der stumpf gegen die ehemaligen Westecken des älteren Langhauses gesetzte Westbau wirkt hingegen von außen, abgesehen von Teilen der Traufe und Kantenausbildungen aus Backstein, wie ein reines, relativ unregelmäßiges Feldsteinmauerwerk (Abb. 228, 232). Tatsächlich handelt es sich um ein Feldstein-Ziegel-Mischmauerwerk, wobei die Außenseite ein Feldsteinmauerwerk mit Kantenausbildungen aus Backstein an den Gebäudeecken und den Fensteröffnungen ist. An der Innenseite durchziehen einzelne quer durchlaufende Backsteinlagen und verstreut eingemauerte Backsteine das Feldsteinmauerwerk. Diese Mischung der Materialien bestätigte sich an allen kurzzeitig während der Sanierung des Kirchenschiffs frei liegenden Mauerflächen des Westteils und ist auch im Relief der unverputzten, nur getünchten Wandflächen im Innern der Turmhalle erkennbar.

Der Turm wurde ohne außen sichtbare Strebepfeiler errichtet. Sie sind in Form von Wandvorlagen nach innen gezogen und tragen spitzbogige, mehrfach abgestufte und mit unterschiedlichen Formsteinprofilen ausgeführte Spitzbogenarkaden, die als Unterkonstruktion des Mittelturms dienen. Im Unterschied zum Mauerwerk der Wände bestehen die Vorlagen, genauso wie die damit im Mauerverband errichteten frei stehenden Pfeiler der Arkadenstellungen, fast komplett aus Backstein. Die Ausnahmen im Baumaterial betreffen das Sockelgesims und einzelne sorgfältig behauene und übereinander versetzte Eckquader der schiffstrennenden Arkadenpfeiler aus Haustein, die als Verstärkung des Unterbaus für den Mittelturm fungieren (Abb. 229).[703] Der verwendete Naturstein ist eindeutig identifizierter Schaumkalk aus Rüdersdorf, der noch für die Treppenstufen und das Portal der Wendeltreppe aus dieser und weitere Bauteile der folgenden Bauphasen eingesetzt wurde.[704] Es wird also im Westteil mit den drei Baumaterialien weitergebaut, die bereits in der ersten Bauphase verwendet wurden, sie werden aber in einer anderen Gewichtung eingesetzt.

Ein jeweils regelmäßiger Eckverband mit den Wandvorlagen zeigt die gleichzeitige Errichtung der nur aus Backstein bestehenden Innenseite der südlichen Turmwestwand an, in der sich die ebenso im reinen Backstein-Mauerverband errichtete, von der Westfassade aus zugängliche Wendeltreppe befindet.[705] Die entsprechenden, die Mauerverbände bestätigenden Befundöffnungen, wurden 2011 unterhalb der Treppe zur Orgelempore im Südwesten der Turmhalle angelegt. Noch unklar musste aufgrund der dicht angefügten Orgeltreppe von 1893/94 der Anschluss der Wandvorlage in der Südwestecke zur südlichen Turmmauer bleiben. Die bauzeitliche Zusammengehörigkeit des Innenausbaus (Wandpfeiler und Pfeiler mit Arkaden sowie Wendeltreppe) mit dem außen sichtbaren Feldsteinmauerwerk ist trotz dieser im Moment fehlenden Überprüfungsmöglichkeit kaum anzuzweifeln, auch wenn die Fassadenkartierung von 2001 zum Vorschlag der Trennung in zwei Bauphasen geführt hat. Während sich die Annahme einer zeitlichen Abfolge von früher entstandenem Feldsteinmauerwerk, dem später ein Backsteinausbau hinzugefügt worden sein soll, lediglich auf das unterschiedliche Baumaterial beruft,[706] sind für den umgekehrten Fall der Zusammengehörigkeit mehrere triftige Gründe anzuführen.

[703] Kalkstein-Werksteinstücke an statisch wichtigen Punkten wurden in den Küstenregionen schon um 1250 verbaut. Dazu zuletzt Raue 2008, S. 40 mit dem Beispiel der Kämpferplatten und Konsolen des Zisterzienserklosters Eldena um 1240. Er bezieht sich dabei auf Erkenntnisse von Jens Holst, vgl. Holst 2005, S. 15.

[704] Die Gesteinsbestimmung der eindeutig im mittelalterlichen Mauerverband liegenden Sockelgesimse der Turmhalle erfolgte durch Gerda Schirrmeister. Vgl. dies. 2011. Die Kantensteine sind augenscheinlich aus dem gleichen Natursteinmaterial.

[705] Der durchgehende Backsteinverband von der Wendeltreppe in die Turmhalle ist anhand einer zum Durchlegen von Leitungen angelegten Maueröffnung eindeutig zu überprüfen.

[706] Es handelt sich um eine von den Autoren der Turmfassadenuntersuchung als vorläufiges Ergebnis formulierte These. Für die Einordnung der Feldsteinaußenwände wird mutmaßlich die Zeit vor 1380, in jedem Fall aber vor dem überlieferten Turmeinsturz von 1409 angenommen. Sämtliche Backsteinbereiche (auch Fenstergewände und Gebäudekanten), nicht nur der Innenausbau, wurden zusammen mit der Aufstockung des ersten Turmobergeschosses dem ebenso überlieferten Wiederaufbau durch Meister Michel von Görlitz angerechnet. Vgl. Dienstleistung Denkmal 2001. Aufgrund des deutlich voneinander zu unterscheidenden Backsteinmaterials von Obergeschoss und Erdgeschoss ist jedoch zwischen Innenausbau und Obergeschoss eine Bauphasengrenze zu ziehen. Hingegen hält eine Bauphasentrennung zwischen Feldsteinbereichen und Backsteinbereichen im Erdgeschoss einer genaueren Analyse nicht stand.

So wären die Feldsteinwände als alleinige Außenwände eines vorherigen Turms mit ihren nur 1,20 m Mauerstärke (dicker ist die Wand nur im südlichen Teil der Turmwestwand mit der eingebauten Wendeltreppe) im Vergleich zu anderen mittelalterlichen Türmen extrem dünn bemessen.[707] Anzeichen für einmal vorhandene verstärkende Strebepfeiler gibt es nicht. Für eine von Anfang an bestehende Mischbauweise sprechen hingegen die in der Nordturmhalle unter der Tünche erkennbaren horizontal durchlaufenden Backsteinschichten, immer wieder durchscheinende einzelne Backsteine und die weit in das überwiegende Feldsteinmauerwerk bis in Wandmitte eingreifenden Backsteine der Verzahnungen der Wandpfeiler. Wären diese Verzahnungen nachträglich hergestellt, würden sie sich nicht derart weit in die Wandmitte erstrecken. Aus (noch) mangelnder Untersuchungsmöglichkeit ist der eindeutige Beleg der Zusammengehörigkeit des Feldstein-Backstein-Mischmauerwerks bislang erst in den folgenden beiden, allerdings eng mit der ersten Bauphase in Zusammenhang stehenden Bauetappen, zu erbringen. So sind die deutlich im Mörtel des Feldsteinmauerwerks liegenden Gewölbeansätze der Bauphase 4 als saubere Kanten mit Backstein gemauert (vgl. Abb. 249). Ein anderer Befund an den Mauerkronen der Turmwände, die in den Seitendächern etwa 70 cm über den Fußboden ragen, gehört bereits zur fünften Bauphase. Dort liegen die Eckverzahnungen aus Backstein mit dem Feldstein im gleichen Setzmörtel.

Als weiteres Argument lässt sich anführen, dass Eck- und Kantenausbildungen aus Backstein in einem mit unregelmäßigen Feldsteinen oder Mischmauerwerk ausgeführten Bauwerk grundsätzlich keine Seltenheit sind. Mit gleich großen Backsteinen lassen sich viel leichter saubere und ordentlich verzahnte Kanten als mit unregelmäßigen Feldsteinen mauern.[708] Umgekehrt erscheint das nachträgliche Einfügen von Bereichen mit Backsteinmauerwerk in bestehendes Feldsteinmauerwerk im vorhandenen Umfang unverhältnismäßig aufwändig. Die organisatorische und technische Anstrengung, eine Wendeltreppe nachträglich in einen bestehenden Bau einzubrechen, ist kaum nachvollziehbar, wenn im 15. Jahrhundert andernorts Treppentürme in ähnlichen Fällen einfach angebaut werden.[709] Die Aushöhlung des inneren Südteils der Westwand hätte an der dünnsten Stelle weit unter der jetzigen Wandstärke des Treppenhauses von etwas über 50 cm liegen müssen, um das auch an der Westseite der Treppenhauswand sauber gemauerte Bindermauerwerk ausführen zu können. Das bedeutet, dass ein maximal 25-35 cm starkes Wandstück (es ist unklar, ob die Binder halbiert oder als ganze Steine vermauert wurden) über mehr als 10 m Höhe während der Aushöhlung und dem angenommenen Einbau der Treppe abgestützt hätte werden müssen. Da es sich beim Turmmauerwerk um sehr unregelmäßiges Feldsteinmauerwerk mit hohem Mörtelanteil handelt, für das z. T. sehr kleine und keineswegs in regelmäßigen Lagen versetzte Feldsteine verwendet wurden, wäre die Stabilisierung einer dünnen Wandschale aus diesem Material mit Sicherheit schwierig gewesen. Bei Arbeiten zur Sicherung des durch Detonationen und einen Bombentreffer in der Nordwestecke beschädigten Turmmauerwerks wurden jedenfalls zahlreiche Hohlräume im Mauerwerk festgestellt, die auf eine nicht besonders sorgfältige Vermörtelung hinweisen.[710]

[707] Als Mindestmaß für Turmmauerstärken im Erdgeschoss gelten nach Holst etwa 2 m. Geringere Querschnitte seien kaum zu finden. Vgl. Holst 2001, S. 117. Meist haben Westtürme mittelalterlicher Kirchen eine Wandstärke von etwa 2,50 m, wie die Westbauten der Nikolaikirche in Berlin von um die Mitte des 13. Jahrhunderts oder von Stendal St. Marien von um 1400 (letztere Datierung nach Sünder-Gaß 2000, S. 255).

[708] Nach Raue 2008, S. 40f. ist diese Technik gängige Praxis bei Dorfkirchen in Brandenburg ab dem 13. Jahrhundert. Auch im preußischen Ordensland war die Feldstein-Backstein-Mischbauweise im gesamten 14. und 15. Jahrhundert die Regel. Dazu Herrmann 2005, S. 100.

[709] Außen angebaute Treppentürme, wohl des 15. Jahrhunderts, gibt es in Stendal St. Petri und Stendal St. Marien.

[710] „Zur Rissschließung wurde das Torkretverfahren angewandt (Einführung von Ankern quer durch die Risse und Einspritzung von Zementmörtel unter hohem Druck). Die dafür nötigen Bohrungen durch die harten Granitfindlinge gestalten sich schwierig. Schwierigkeiten bereiten auch die von außen nicht sichtbaren Luftlöcher im Inneren des originalen Mauerwerks.“ ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. II, Sign. 145, Bericht vom Frühj./Sommer 1947 über die Baumaßnahmen ab Okt. 1946, Bl. 182-186. Siehe auch den ähnlich lautenden Bericht von Probst Grüber vom 21. März 1947, EZA, Bestand 7, Nr. 11519.

Die Analyse der Fassade ergab einerseits eine nicht mit dem Feldsteinmauerwerk von Chor und Langhaus übereinstimmende Mauertechnik und lieferte andererseits zusätzliche Argumente für den gemeinsamen Aufbau der Feldstein- und Backsteinbereiche des Erdgeschossmauerwerks. Mittels Scanorthometrisierung wurde der Querschnitt durch die Wendeltreppe mit Blickrichtung nach Westen mit der durchscheinenden Westfassade hinterlegt (Plan 15).[711] In diesem Durchblick vom Wendeltreppenhaus auf die gesamte Südhälfte der Westfassade konnten die Backsteinlagen von Wendeltreppe und südwestlicher Gebäudekante verglichen werden. Die Überprüfung der Schichten ergab eine weitgehende Übereinstimmung der beiden Wandabschnitte vom Sockel bis in 10 m Höhe. Nach etwa einem Drittel der Höhe kommt es zu einem leichten Verzug im Verhältnis zueinander. Er beträgt nur einen halben Stein, den die Backsteinlagen an der südwestlichen Turmecke höher liegen als die der Wendeltreppenwand. Der für ein unregelmäßiges Feldsteinmauerwerk ohnehin geringe Unterschied lässt sich auf das Ausweichen der Kantenmauerung wegen eines angrenzenden hohen Feldsteins zurückführen. Dieses Verhältnis bleibt stabil bis zur obersten Rüstlochlage, was darauf schließen lässt, dass die innen und außen verbauten Backsteine in ihrer Höhe sehr genau übereinstimmen und trotz dazwischen liegender Feldsteine in unterschiedlichen Größen in einem schichtenweisen Zusammenhang gemauert wurden.

Das Feldsteinmaterial ist im Vergleich zu Langhaus und Chor wesentlich heterogener in Format und Bearbeitungsqualität. Anders als im Feldsteinmauerwerk des Langhauses oder Chors, kann man am Westanbau nicht von über die gesamten Fassaden nachvollziehbaren horizontalen Mauerwerksschichten sprechen. Im Bereich der untersuchten Wendeltreppe lässt sich an der Fassade nur eine einzige waagrecht durchgehende, relativ gerade abschließende Lage von der südwestlichen Gebäudeecke bis zur Störung durch den Austausch des Westportals erkennen.[712] Sie liegt etwas oberhalb der im Innern des Wendeltreppenhauses befindlichen dritten Rüstlochlage und ist in Abb. 230 durch die weiße Linie in der Fassadenaufnahme verdeutlicht. Im Abschnitt zwischen Westportal und Fenster scheinen die Feldsteine über der weißen Linie zu liegen. Vor Ort und mit der Zoomfunktion auch im Foto erkennbar, liegt dies aber an der hier durchgeführten „Steinvergrößerung“ von 1893/94. An der gesamten Fassade fallen immer wieder Bereiche mit kleinen Feldsteinen in wildem Verband auf, die bei der Restaurierung durch Blankenstein 1893/94 „gebändigt“ wurden, indem mehrere kleine Steine mit eingefärbtem Putz zusammengeschlossen wurden. So entsteht die Illusion eines möglichst gleichmäßigen Schichtverbands aus großen, einigermaßen zugerichteten Steinen. Es wurden dafür den unterschiedlichen Steinfarben entsprechend verschieden eingefärbte Mörtel verwendet: rötliche, gelbliche und eher graue, die mit Kieselsteinzuschlägen versetzt, steinähnlich wirken. Dabei entstanden aber auch „bunte“ Steine, wenn mehrere Steine unterschiedlicher Farbe zusammengefasst wurden. Zusätzlich wurde, wie am Feldsteinunterbau von Langhaus und Chor, ein plastisches Fugennetz mit Rundstabfuge ausgeführt, von dem heute noch große Flächen erhalten sind. Diese Veränderungen erschweren die Analyse des Feldsteinmauerwerks erheblich – da häufig ein falscher Eindruck von Lagen entsteht, der ohne steingerechte Fassadenkartierung kaum genau überblickt werden kann.

Neben den beschriebenen steinzusammenziehenden Mörtelergänzungen sind die 1893/94 ausgetauschten Steine zu bedenken. An der Westfassade ist ein nicht unerheblicher Steinaustausch im Sockelbereich mittels der ersten Messbildserie von 1886 zu beweisen (Abb. 230 u. 231).[713] 1886

[711] Die Wendeltreppe wurde 2011 mittels 3D-Laser-Scan-Verfahren von Survey Service 3D-Scanning-Competence-Center Markranstädt dreidimensional aufgemessen. Ausgefertigt wurden zur weiteren Bearbeitung durch die Autorin vier Grundrisse und zwei Schnitte und der mit dem Fassadenscan hinterlegte Querschnitt.

[712] Zur Überprüfung der Übereinstimmung von äußeren Feldstein- mit inneren Rüstlochlagen wurden die im Handaufmaß der Wendeltreppe ermittelten Rüstlochhöhen auf die Scanorthometrisierung übertragen.

[713] Gesichert sind ausgetauschte Feldsteine auch an der Nordfassade von Turm und Langhaus und an der Turmsüdfassade, wo nachweislich ältere Fenster zugesetzt und am Turm stattdessen neue durchgebrochen wurden. Besonders an der Nordfassade des Langhauses wurde der Neuversatz so geschickt ausgeführt, dass er heute unsichtbar ist und ohne die Aufnahmen von 1886 schwer zu beweisen wäre.

befanden sich durchwegs unregelmäßige und kleine Feldsteine im Sockelmauerwerk. Südlich des Westportals waren sogar Backsteine vermauert. 1893/94 hat man sie durch annähernd quaderförmige Feldsteine ersetzt und das Sockelgesims aus Kalkstein vermutlich vollständig ausgetauscht. Die Beurteilung der Veränderung der Fassade oberhalb des Kalksteingesimses ist aufgrund des 1886 noch in Resten vorhandenen Verputzes schwierig. Zu vermuten ist ein Steinaustausch um und über dem 1893/94 ausgetauschten Westportal. Die vier markanten in Abb. 230 zwischen dem unteren Fenster der Wendeltreppe und dem Türsturz liegenden Feldsteine, lassen sich jedoch schon in der historischen Fassadenaufnahme identifizieren (Abb. 231).

Gesichert sind ausgetauschte Feldsteine auch an der Nord- und der Südfassade des Turms, wo nachweislich nicht bauzeitliche Fenster zugesetzt und stattdessen neue durchgebrochen wurden. Es sind dies die kleinen, westlich der Eckstrebepfeiler des Langhauses liegenden Spitzbogenfenster zur Belichtung des Raums unter der erneuerten Orgelempore (Abb. 234a, 46 und Abb. 40, 68). Das sauber ausgeführte Mauerwerk um die historistischen Fenster verdeutlicht wieder den schon am Langhausunterbau konstatierten gekonnten Umgang mit der Imitierung mittelalterlichen Mauerwerks bei der Restaurierung Blankensteins. Verstärkt durch die vereinheitlichende Wirkung der kompletten Neuverfugung mit charakteristischer Rundstabfuge, erinnert nichts mehr an die nachträglichen Fensterdurchbrüche seit der Barockzeit (z. B. Abb. 41).

An der Turmsüdseite befand sich zeitweilig ein Anbau, der sich heute kaum noch abzeichnet, aber bei der Beurteilung der mittelalterlichen Originaloberfläche ebenfalls bedacht werden muss. Es handelt sich um das von um 1700 an nachweisbare Totengräberhaus, das zwischen 1838 und 1856 abgerissen wurde.[714] Nach Darstellungen auf einigen Stichen der Zeit von 1737 (vgl. Abb. 261) bis 1838 (vgl. Abb. 139) war es ein dreiachsiger Bau mit Pultdach, der etwa an der westlichen Fensterkante des südlichen Turmhallenfensters ansetzte und bis zum Eckstrebepfeiler des ursprünglichen Langhauses reichte. L. L. Müller, der es aus eigener Anschauung gekannt haben muss, charakterisiert es in seiner retrospektiven Darstellung der Kirchensüdfassade als Fachwerkhaus. Dem nach Süden orientierten Eingang in der östlichsten Achse war ein Windfang vorgebaut (vgl. Abb. 64).[715] Das horizontale Band mit zahlreichen kleineren Feldsteinformaten, das sich heute östlich neben dem Fenster etwas oberhalb der Brüstungen der verkürzten Fensterbahnen ausmachen lässt, könnte auf Ausbesserungen nach dem Abriss des Totengräberhauses hinweisen und die ehemalige Dachansatzlinie angeben (Abb. 234a). Östlich unterhalb der Fenstersohlbank sind auffällig viele kleine Feldsteine vermauert – auch hier wäre ein Zusammenhang mit dem Anbau möglich.

Resümierend lässt sich feststellen, es waren vor 1893 sowohl kleine Feldsteine nur in Lesesteingröße als auch großformatige quaderhaft geglättete Feldsteine vermauert. Es überwiegen nur grob in Form gebrachte, an den Außenseiten mäßig abgeflachte Steine. Die unterschiedlichen Steinqualitäten kommen verteilt über die gesamte Erdgeschossfassade vor und können keinen unterschiedlichen Bauphasen zugeordnet werden. Eine offensichtliche Ausnahme ist die deutlich erkennbare Erneuerung des Mauerwerks an der 1945 zerstörten gesamten Nordwestecke mit dem darüber befindlichen schmucklosen Giebeldreieck des nördlichen Turmseitendachs. In den vermutlich noch unversehrt mittelalterlichen Bereichen fallen Partien mit wilderem Verband im Gegensatz zu kleineren relativ lagerecht versetzten Bereichen auf, die analog zu den unterschiedlichen Steinen ebenfalls regellos in der Fassade verteilt sind. Eine konstante Änderung zu regelmäßigerem und aus gleichmäßig großformatigeren Feldsteinen errichtetem Mauerwerk tritt an der Westfassade erst kurz unterhalb des Traufgesimses auf und kennzeichnet bereits eine spätere Bauphase (Abb. 232).

[714] Die Ersterwähnung erfolgt in einem Gutachten über den Zustand des Dachs vom Marienkirchturm oberhalb des Totengräbers vom 21. Sept. 1703 (ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, Bl. 55). Auf dem Stich von Bembé nach Möllendorf Abb. 139 von 1838 ist es noch dargestellt, aber in LAB, A Rep. 004, Nr. 723, Bl. 52 von 1856 heißt es bereits “wo früher das Totengräberhaus stand”.

[715] Im Stich Möllendorf - Bembé ist er als Anbau dargestellt, Vgl. Abb. 139.

8.1.2 Fassadengliederung

In der Schlichtheit seiner Gestaltung nimmt der Westanbau zwar die Grundhaltung des Langhauses auf, durch seine raue Mauerwerksoberfläche und die betont nicht mit diesem übereinstimmenden Gliederungen setzt er sich gleichzeitig unmissverständlich deutlich davon ab. Die einzige horizontale Gliederung ist wie dort ein Sockelgesims aus Rüdersdorfer Kalkstein. Es unterscheidet sich aber nicht nur die Profilierung, sondern auch die Höhe: Das Turmgesims liegt auf der Südseite ca. 45 cm oberhalb des Langhausgesimses, an der Nordseite ist der Unterschied etwas geringer. Es besteht aus einer oben abschließenden Wulst über einem fallenden Karnies mit tiefer Kehle und weit vorkragender Wulst (Abb. 233, 233a). Ein gerader Steg leitet über auf den Feldsteinsockel. Die Backsteinlage aus Nachbränden oberhalb des Gesimses, der Rüdersdorfer Kalkstein, der deutlich aus einer Muschelkalk– und keiner Schaumkalkschicht stammt und der nicht mit der heutigen Situation übereinstimmende Steinschnitt auf den historischen Fotos sprechen entweder für den Ersatz des gesamten Gesimses oder zumindest für einen großflächigen Austausch bei der großen Restaurierung von 1893/94.[716] Sicher ersetzt ist es auf der Nordseite, wo die Profilsteine ab der Mitte der Fassade bis zum Eckstrebepfeiler des Langhauses vor der Restaurierung zerstört waren (Abb. 234). Wahrscheinlich wurden sie für das im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts angebaute und 1794 wieder abgerissene Erbbegräbnis Ebersbach abgeschlagen.[717] Ergänzungen müssen auch die Verlängerungen des unmittelbar neben dem Westportal im rechten Winkel abgeknickten und dann abwärts weitergeführten Gesimses sein. Auf den historischen Fotos reicht es nicht bis zum Pflaster, auch scheinen die Werksteine mit dem rechtwinkelig geknickten Profil anders proportioniert zu sein. Erkennbar ist aber deutlich die Übereinstimmung mit der heutigen Profilform (Abb. 233a). Ein ähnliches, aber etwas zarter dimensioniertes Gesims mit variierter Profilierung findet sich im Innern an allen Backsteinvorlagen und Pfeilern des Westanbaus, wo es eindeutig noch im originalen Setzmörtel mit erhaltenem Fugenstrich liegt (vgl. Abb. 229). Das außen und innen angebrachte Kalksteingesims kann trotz des variierenden Profils als weiteres Indiz für eine von Grund auf bestehende einheitliche Gestaltungsabsicht und gleichzeitige Ausführung von Außenmauern und innen liegender Unterkonstruktion für den Mittelturm gelten.

8.1.3 Das Westportal

Die Westfassade als Hauptansichtsseite wird dominiert vom Westportal, das in seiner ursprünglichen Form eines der zahlreichen am Bau vorkommenden Details aus Kalkstein war. [718] Das beschädigte und in seiner Form reduzierte Portal wurde 1893/94 durch eine frei ergänzte Kopie aus Schlesischem Sandstein ersetzt. In seiner heutigen Gestalt ist es ein unter dem Leitgedanken der Enthistorisierung stehender Rückbau im Zeitgeschmack der späten 1950er Jahre.[719] Anlässlich der Untersuchung der Turmfassaden 2000/2001 wurden beispielsweise die Abschlagungsspuren der historistischen Krabben an der Portalrahmung nachgewiesen. Eine Datierung der vorhandenen Werksteinsubstanz in die Restaurierungsphase Blankensteins aufgrund von Erhaltungszustand und Bearbeitungsspuren wurde sowohl von den untersuchenden Restauratoren als auch von der Bauforschung bestätigt.[720] An dem

[716] Einige der Werksteine weisen zahlreiche Mörtelantragungen auf. Vielleicht wurden diese Gesimswerksteine auch nur restauriert und nach der „Verschönerung“ des Sockels zusammen mit neu gehauenen wieder eingebaut.

[717] Erwähnt bei Küster als neues Erbbegräbnis, vgl. Küster 1752, S. 461. Auf dem ersten Berlin-Plan von Walther von 1737 ist es noch nicht dargestellt, erst kurz vor seinem Abriss um 1789 (vgl. Abb. 266).

[718] Borrmann hielt es wie alle in der Marienkirche verbauten Werksteinteile für Magdeburger Sandstein. Es verbreitete sich aufgrund seiner Angabe im Nachhinein die Meinung, das Portal hätte aus Ummendorfer Sandstein bestanden. Vgl. Borrmann 1893, S. 209 und Scherhag 1978, S. 6f. Ein Bericht von der Untersuchung des originalen Portals während des Abbaus bescheinigt hingegen eindeutig Kalkstein als Baumaterial. Siehe George 1893, S. 608.

[719] Aktenvermerk vom 4. 11. 1958. LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Bl. 7 und Zeichnungen des Portals ELAB Bestand 3.1, Nr. 888.

[720] Dienstleistung Denkmal 2001, Bauforschungsbericht.

von einem ehemaligen Figurensockel befreiten Trumeaupfeiler soll es nach 1945 zu einem teilweisen Neuversatz der Werksteine gekommen sein.[721]

Das bis 1893 vorhandene Kalksteinportal war, wie bei seinem Ausbau festgestellt wurde, nicht mit dem umgebenden Feldsteinmauerwerk verzahnt, sondern in einen frei gelassenen Rundbogen eingestellt.[722] Ob dieser von vornherein für ein später einzubauendes Portal frei gelassenen worden war oder ob er selbst bereits eine erste Portalöffnung darstellt, bleibt dabei unklar. Das Mauerwerk um die Portalöffnung ist jedenfalls mit den Umbauten der Enthistorisierung nach 1945 neuerlich verändert worden.[723] Am deutlichsten erkennbar ist die mit zu kleinen und zu hellen Steinen nicht ganz befriedigend ausgeführte Zumauerung anstelle der das Portal flankierenden Fialen (vgl. Abb. 232).[724] Die fehlende Verzahnung kann einen erst nachträglichen, zu einer späteren Bauphase gehörenden Einbau des Portals bedeuten. Vorstellbar wäre aber auch, dass das Portal zwar parallel zum Bau gehauen wurde, aber auswärts in Auftrag gegeben worden war und deshalb erst gegen Ende des ersten Bauabschnitts eingebaut werden konnte. Soweit dies aus den historischen Fotografien zu belegen ist, spräche jedenfalls stilistisch und typologisch nichts gegen eine Datierung weitgehend zeitgleich mit dem Erdgeschossbau. Da für die folgenden beiden Turmbauphasen die Verwendung von Kalkstein nicht belegt werden kann, kommt daher am wahrscheinlichsten die Zuordnung zu dieser ersten oder eventuell auch zur vierten Turmbauphase (Bauphase 7) kurz nach der Mitte des 15. Jahrhunderts in Frage.

Das originale kielbogenförmige Doppelportal wurde vor seiner Ersetzung mehrmals fotografiert, wodurch die Grundzüge seiner Gestaltung noch nachvollziehbar sind (Abb. 235, 236). Es besaß sowohl an Gewände als auch Mittelpfosten einen einfachen Sockel, der niedriger als das den Westanbau umlaufende Sockelgesims lag und die schräg in die Mauer eingeschnittene einfache Grundrissform wiedergab. Die darüber aufsetzenden Gewändesteine waren bis fast halbe Kämpferhöhe ebenfalls glatt behauen. Erst darüber setzte eine Gewändeprofilierung aus Rundstäben und Hohlkehlen ein. Lediglich in der Ebene des äußersten, durch sein breites spitzkantiges Profil herausgehobenen Profilbogens saßen die das Portal rahmenden Dreiviertelsäulen bereits direkt auf dem Portalsockel. Der innere Laibungsbogen war ursprünglich, wie die eigentlichen Türöffnungen des Doppelportals, spitzbogig ausgeführt, nur die drei äußeren Archivolten wiesen die charakteristische Kielbogenform auf. Für den Eselsrücken des äußeren Bogens wurden beim Abbau 1893 Laubwerkkrabben aufgrund von Analogien angenommen, konnten aber offenbar nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Der obere Abschluss mit Kreuzblume war hingegen bis etwa zur Hälfte noch vorhanden. Da die Kreuzblume frei in das darüber befindliche Spitzbogenfenster ragte, ist die Beschädigung der obersten Spitze nicht verwunderlich. In das Bogenfeld war ein zwischen die weit hervortretenden profilierten Spitzbögen der Türöffnungen geschmiegtes, plastisch nicht hervortretendes Rundfenster eingeschnitten. In der heutigen Portalversion ist es hingegen mit derselben plastischen Profilierung wie der innerste Portalbogen und die Spitzbogenöffnungen ausgeführt und mit diesen auf eine Ebene gebracht. Am Rundfenster war kein bauzeitliches Maßwerk mehr erkenn-

[721] Ein im Bericht von Dienstleistung Denkmal wiedergegebener Augenzeugenbericht, nachdem 1946 das Portal zur Einbringung der Lutherfigur teilweise ausgebaut werden musste, kann zumindest zeitlich nicht stimmen, denn bis 1952 verblieb das kriegsbeschädigte Denkmal an seinem ursprünglichen Standort. Portalveränderungen in Zusammenhang mit der Lutherstatue können nur anlässlich der Einlagerung in die Turmvorhalle oder bei ihrer Auslagerung ins Stephanusstift Weißensee im Jahr 1968 geschehen sein. Über den Umgang mit der Lutherstatue nach 1945 unterrichten sehr detailliert Akten im LDA-Archiv MIT Z 21/34, Mappen Lutherdenkmal 1945-62 und 1968-89. Ansonsten kommt für diese Veränderung die Portalumgestaltung von 1958 in Frage.

[722] George 1893, S. 608.

[723] Die Untersuchung von Innen steht wie die gesamte Turmhallenuntersuchung noch aus.

[724] Nach Aktenvermerk des Oberbaurats Naumann aus dem kirchlichen Bauamt vom 4. 11. 1958 seien die mit der Umgestaltung zusammenhängenden Steinmetzarbeiten zufriedenstellend, es wurde aber die Ausmauerung der durch die Wegnahme der Fialen entstandenen Fehlstellen mit zu kleinen Feldsteinen und die zu breit verschmierten Mörtelfugen aus Bunakalk beanstandet. Es wurde des Weiteren beschlossen, auf eine Wiederherstellung der Kreuzblume zu verzichten. LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Bl. 7.

bar. Auf den in Kämpferhöhe angebrachten skulpierten Kapitellen der rahmenden Dreiviertelsäulen waren nach dem Bericht Georges das Bogenfeld flankierende, über Eck gestellte schlanke Fialen mit reichem Krabben- und Kreuzblumenschmuck aufgesetzt. Die Kalksteinblöcke aus denen diese Fialen hergestellt waren, steckten 1893 noch im Mauerwerk. Die „Kunstformen" wurden als flach ausgearbeitet beschrieben, jedoch so, daß die Umrisse noch deutlich zu erkennen wären. Neben den Fialen zeigten sich noch weitere Reste von Kalkstein, welche auf noch mehr Portalschmuck schließen ließen.[725] Sie wurden als Figurenkonsolen mit Baldachinen interpretiert, die in der verwirklichten Portalrekonstruktion mit einer Moses- und einer Johannesfigur frei umgesetzt wurden. Auf dem Mittelpfosten befand sich etwas unterhalb der Portal-Kämpferzone ein im Vergleich zu den Auflagern der seitlichen Säulen niedrigerer Figurensockel. Auf diesem wurde eine segnende Christusfigur angebracht, obwohl - analog zu anderen Beispielen - die Kirchenpatronin, eine Madonna mit Kind unter einem Baldachin, vorausgesetzt wurde. In diesem Sinne darf man ikonografisch wohl von den ursprünglich flankierenden Nebenpatronen Anna und Mauritius ausgehen.

Da erst die oben erwähnten Fassadenuntersuchungen um 2000 klarstellten, dass das Portal 1893/94 völlig neu eingebaut und nicht nur ergänzend restaurieriert wurde, gilt es, die bisher vorgeschlagenen Datierungen neu zu überprüfen. Zumindest sämtliche in der Nachkriegszeit gebrachten Vorschläge gehen von falschen Voraussetzungen aus. Die späteste Entstehungszeit anlässlich der für 1613/14 überlieferten ersten Restaurierungs- und Umgestaltungsmaßnahmen nimmt Leh an.[726] Vermutlich dieser Einschätzung folgend wird es bei Börsch-Supan und Gottschalk als bemerkenswertes Beispiel der norddeutschen Nachgotik des 17. Jahrhunderts bezeichnet.[727] Borrmann und auch Rossteuscher vermuten den Einbau des Portals zwar auch nachträglich, bringen es aber mit der Wiederherstellung nach dem Brand von 1518 in Verbindung.[728] Scherer hingegen spricht von einem Kielbogen des späten 15. Jahrhunderts, ähnlich wie der unbekannte Autor in Der Bär, der ganz allgemein ins 15. Jahrhundert datiert, als einziger aber von einem bauzeitlichen Portal ausgeht.[729] In der jüngeren Literatur weitgehend akzeptiert ist der Vorschlag Borrmanns, der angesichts von Vergleichsbeispielen der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts allerdings nicht verständlich ist.

Typologisch gehört das ursprüngliche Portal zu den Portalen ohne besondere Betonung der Kämpferzone. Diese wird nur durch die Kapitelle der flankierenden fialenbekrönten Säulen akzentuiert. Auf das unter sächsichem Einfluss stehende Westportal der Stadtpfarrkirche St. Nikolai in Jüterbog aus Sandstein von um 1415/20 als geeignetes Vergleichsbeispiel wies bereits Marcus Cante hin (Abb. 237).[730] Am Mittelpfosten dieses Doppelportals ist die Skulptur des Kirchenpatrons noch vorhanden. Ein kielbogiges Doppelportal mit spitzbogigen Eingängen und ohne zusätzliche Portalrahmung besaß auch die nicht erhaltene Petrikirche in Cölln als Südportal (Abb. 238). An der Nordseite am westlichsten Joch der Marienkirche in Frankfurt/Oder befindet sich außerdem ein kleineres Kalksteinportal mit den vergleichbaren Details des hohen unprofilierten Portalsockels und der flankierenden übereck gestellten Fialen auf Säulenvorlagen (Abb. 239). Auch hier ist die Portalöffnung spitzbogig und nur die äußerste Archivolte als krabbenbesetzter Kielbogen ausgebildet. Obwohl die Proportionen des kräftig profilierten Portals mit wuchtiger Kreuzblume im Scheitel kaum vergleichbar sind, ähneln sich die Archivolten mit Kehlen und Stäben, die erhöht erst oberhalb des Sockelgesimses einsetzen. Das Profil des kielbogigen Überfangbogens ist hier wie dort spitz zulaufend und endet an den Fialenkapitellen. Ähnlich ist auch das Profil des sandsteinernen Sockelgesimses der umgebenenden Wand mit schmaler Wulst oben, breiter Kehle und abschließender Wulst, das nur an der Nordseite vorkommt. Das

[725] George 1893, S. 608.
[726] Leh 1957, S. 27, vermutlich übernommen von Tosetti 1982, S. 23.
[727] Börsch-Supan 1980, S. 64 und Gottschalk 1986, S. 166.
[728] Vgl. Borrmann S. 208. Borrmann datiert den Brand nach der Chronik von Angelus bereits 1514. Die Dendrodaten der Dachwerke von Chor, Langhaus und Turmseitendächern sprechen jedoch für die Datierung des Brandes nach Hafftiz ins Jahr 1518. Vgl. Rossteuscher 1896, S. 147
[729] Scherer 1947, S. 4 und Der Bär 1886/87, S. 107.
[730] Cante 1988-90.

Frankfurter Portal wie auch das umgebende Mauerwerk werden in das frühe 15. Jahrhundert datiert.[731]

8.1.4 Fenster

Das gedrungene Spitzbogenfenster oberhalb des Westportals ist als einziges vierbahnig, aber die Kantenausbildungen und schrägen Laibungen ähneln denjenigen der Turmseitenfenster und sind ebenfalls in Backstein gemauert (Abb. 232). Bis auf einige in Fassadenebene liegende Steine des nördlichen Gewändes, scheint es sich in Bogen und Laibung großteils noch um mittelalterliche, aber zum Teil stark beschädigte Steine zu handeln. Die Kanten sind hier gänzlich ohne Formsteine hergestellt worden.[732] Das Maßwerk aus Kleeblattbögen und in den Zwickeln liegenden Dreipässen stammt von 1893/94, zuvor endeten die Bahnen wie bei allen anderen Erdgeschossfenstern in einfachen Spitzbögen. Fensterform und Lage des ungewöhnlich anmutenden Fensters richten sich nach der auch die Innenseite der Westwand bestimmenden Arkade, die zur tragenden Unterkonstruktion des Mittelturms gehört.

Zu der bereits in der ersten Turmbauphase ausgeführten Fassadengliederung gehören darüber hinaus das Portal und zwei der drei Fensteröffnungen des Wendeltreppenhauses, die die südliche Hälfte der Turmfront asymmetrisch betonen (vgl. Abb. 230 und 232). Die kleine Portalrahmung mit Flachbogensturz liegt im Mauerverband der Westwand und muss aufgrund von überlappendem Originalmörtel auf der Innenseite bauzeitlich sein.[733] Erneuert wurde 1893/94 nur die Schwelle in Form einer Betonstufe auf einer Ziegellage in Reichsformat. An der Innenseite des wieder aus Kalkstein ausgeführten Türgewändes haben sich im Unterschied zu den glatt bearbeiteten Werksteinzierelementen gut erkennbare Bearbeitungsspuren erhalten (Abb. 240, 241). Die Gewändekante wurde mit einem Randschlag aus nicht gleich langen und nicht exakt parallelen, verhältnismäßig kurzen, schrägen Riefen (22-35 mm, einzelne Ausreißer bis 50 mm) hergestellt. Sie entstanden vermutlich mit einem relativ breiten Schlageisen mit mindestens 5 cm Kantenlänge, das auf dem größten Teil der Werkstückkanten nicht in seiner vollen Länge eingesetzt wurde. Die Steinspiegel wurden ebenfalls unregelmäßig mit jeweils einigen annähernd parallel nebeneinander liegenden linearen Hiebspuren bearbeitet, die entweder in Längs- oder Schrägrichtung (von links oben nach rechts unten) verlaufen und entweder mit einem Breiteisen oder mit einer Glattfläche mit knapp 8 cm langer Schneide ausgeführt wurden. Zu den gemauerten Wandflächen hin sind die Oberflächen nur grob ausgearbeitet. Die ebenfalls linearen Bearbeitungsspuren der unausgearbeiteten Randpartien verlaufen in unterschiedlicher, eher längs angelegter Richtung. Spuren vom Abspitzen vermischen sich mit Arbeitsspuren von Schlageisen oder Glattfläche mit geringer Breite von knapp über 3 cm.[734] Ein ursprünglicher Türverschluss muss sich an der Innenseite des Steingewändes befunden haben, da Außenseiten und Laibungsflächen keine Montagespuren aufweisen. Es haben sich keine mittelalterlichen Originalbeschläge oder Befestigungsspuren erhalten, diese wurden beim Einbau späterer Schließvorrichtungen zerstört. Auch die zwei schmiedeeisernen Türkloben mit Zackenverzierung an der südlichen Gewände-Innenseite sind eindeutig sekundär in viel Mörtel angebracht, könnten aber noch mittelalterlichen Ursprungs sein (Abb. 241). Lediglich der angeschmiedete Dorn

[731] Die Nordfassade mit dem Portal kann erst nach der Nordvorhalle von 1376 begonnen worden sein und wird in die ersten Jahre nach 1400 datiert. Freundliche Auskunft von Christian Nülken.

[732] Die Aussage stützt sich auf die Beobachtungen von Dienstleistung Denkmal 2001 während der Fassadeneinrüstung.

[733] Der Türsturz ist wie die Fensterstürze darüber gerissen. Sowohl an der West- wie der Ostwand des Wendeltreppenhauses verlaufen von oben bis unten durchlaufende senkrechte Rissbildungen an den jeweils dünnsten Wandpartien. Obwohl es Hinweise auf schon zuvor bestehende Schäden gibt, sind sie im vorliegenden Ausmaß ein Folge von Kriegseinwirkungen. Von außen wurde der Riss 1946/47 erfolgreich saniert. Zwischen Türsturz und unterstem Fenster der Wendeltreppe befindet sich eine intakte Gipsplombe mit der eingeritzten Jahreszahl 12. II. 49.

[734] Die Beschreibung der Bearbeitungsspuren orientiert sich an Leistikow 2007 und Klein 2007.

zur Aufnahme einer Bandrolle ist eine relativ junge Veränderung, die vermutlich 1893/94 vorgenommen wurde.[735]

Die kleinen hochrechteckigen Fenster der Wendeltreppe haben Backsteinlaibungen. Deren Steinmaterial ist vor allen Dingen an den Brüstungen zum großen Teil ersetzt. Der originale Zusammenhang ist aber noch ausreichend, um die deutlichen Unterschiede in ihrer Konstruktion zu erkennen. Sie sind der von außen einzige Hinweis auf die im Innern der Wendeltreppe eindeutig erkennbare Zäsur im Bauablauf. Die beiden unteren Fenster liegen an der Fassade in hochrechteckigen Nischen mit abgefasten Kanten, die durch Formsteine (Fasensteine) gebildet werden. Die in den Rücklagen befindlichen unverschlossenen Öffnungen messen 53 bzw. 55/60 cm und haben einen scheitrechten bzw. leicht flachbogigen Sturz.[736] Von innen sitzen die Fenster in Nischen mit dreifach abgestuftem Treppensturz, für die Läufer etwa viertelsteinversetzt übereinander geschichtet wurden (Abb. 242a/b). Das oberste Fenster hat im Gegensatz zu den beiden anderen Fenstern von außen eine etwas höhere Öffnung mit Treppensturz und die rechtwinkeligen Kanten der Rechtecknische bestehen aus Normalsteinen. Von innen liegt das Fenster in einer flachbogigen, 57/78 cm großen Nische. Öffnungssturz und Nischensturz sind hier im Vergleich zu den beiden unteren Fenstern vertauscht, der Treppensturz ist Öffnungssturz, der Flachbogensturz Nischensturz. Unterschiede bestehen auch in den inneren Laibungskanten der Fensternischen. An den unteren Fenstern werden die flachen Winkelkanten durch Normalsteine gebildet. Der in jeder Reihe versetzt einmal an der Laibung, einmal an der Vorderkante der Öffnung anfallende Rücksprung zwischen den Backsteinlagen wurde mit Mörtel ausgeglichen. Die jeweils fehlende schräge Kante wurde einfach angeputzt. Die Kanten des oberen Fensters bestehen davon abweichend aus vor Ort zurechtgeschlagenen Normalsteinen. Auf der Außenseite der Fassade zeichnet sich die im Innern der Wendeltreppe auf einer horizontalen Linie genau lokalisierbare Bauphasengrenze aufgrund der beschriebenen heterogenen Eigenschaften des Mauerwerks nicht auffällig ab. Bestätigende Hinweise auf eine horizontale Baunaht finden sich des Weiteren im Innern der Südhälfte der Turmhalle. Ihre genauere Untersuchung war bislang noch nicht möglich. Noch These ist im Moment die Ausdehnung der Baunaht auf die Nordhälfte des Gebäudes. Dort fehlen bislang die für die Südseite eindeutigen Anhaltspunkte.[737]

Dasselbe gilt für die Seitenfassaden des Turms. Eine offensichtliche Baunaht konnte bislang noch nicht eindeutig nachgewiesen werden. Bauzeitlich waren die Seitenfassaden bis auf das Sockelgesims und die an die älteren Bauteile angepassten Turmseitenfenster ungegliedert. Die Fenster liegen wie die des Langhauses und Chors in einfachen Schielungen. Sie haben ähnlich denen des zeitlich näher stehenden Chors eher flache Spitzbögen mit hoch liegendem Kämpfer und flache Laibungsschrägen. Auch hier wurden die als dreibahnige gestaffelte Lanzetten ausgeführten Stabwerke wie an Langhaus und Chor 1893/94 aus Formziegeln neu gemauert (Abb. 243, vgl. mit Abb. 46). Eindeutig sind die Lanzettbögen 1886 wesentlich steiler gewesen als sie es heute sind. Die Fenster verkürzenden Zumauerungen wurden ebenfalls neu aufgemauert. Am Gewände des Nordfensters ist zudem eine große Anzahl Ziegelsteine erneuert worden.[738] Im unteren Drittel bestehen die Kanten der schrägen Laibungen aber noch aus vielen mittelalterlichen Formsteinen. Die gleichen Kantenformsteine wurden für die Pfeiler- und Wandpfeilerkanten in der Turmhalle eingesetzt. Am Südfenster sehen die Steine durchgängig original aus. Die Kanten werden dort häufig nicht von Formsteinen gebildet, sondern durch zwei zurechtgeschlagene Normalsteine, die genau an der Kante mit einer Fuge

[735] Da sich ein gleiches Paar Türkloben an einer 1893/94 eingebauten Tür unterhalb der Treppe zur Orgel befindet, dürfte die Anbringung am Wendeltreppenportal zeitgleich geschehen sein. Es könnte sich um eine zusammengehörige Garnitur für ein Doppelportal handeln. Da sowohl das Südportal als auch das Westportal 1893/94 verändert bzw. ersetzt wurden, könnten sie von einem der beiden Portale stammen. Vgl. dazu die Türangeln des Nordportals Abb. 48.

[736] Nach 2000 wurde vor jede Fensteröffnung Einscheibensicherheitsglas mit geringem Abstand von der Wand von innen vorgesetzt, um das Eindringen von Vögeln zu verhindern.

[737] Die Untersuchung in Zusammenhang mit der bevorstehenden Sanierung der Turmhalle ist geplant.

[738] Etwas oberhalb der Verkürzung der Fensterfläche durch Zumauerung wurden im Jahr 2000 Ziegelstempel mit einer mit Kapitälchen versehenen „1“ kartiert. Vgl. Zeichnung Nordfenster Barbara Perlich 2000 (Dienstleistung Denkmal 2001).

aneinanderstoßen. Derselbe gemischte Einsatz von Kantenformsteinen und in Form gebrachten Normalsteinen wurde auch an den bereits untersuchten, in die Blankensteinsche Westwand des Langhauses integrierten Turmpfeilern der gleichen Bauphase beobachtet.[739]

An beiden Fenstern wurden ganz vereinzelt glasierte Ziegel kartiert[740]. Auch das Phänomen der vereinzelt eingebauten Steine mit glänzender Oberfläche ist genauso im Innern von Turmhalle und Wendeltreppe zu beobachten. Es setzt sich fort bis in das erste Obergeschoss, also noch in die folgenden beiden Bauphasen. Da es in den älteren Bauteilen noch nicht und danach nicht mehr zu finden ist, scheint es ein Charakteristikum des Backsteinmaterials der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu sein. Die Glasursteine befinden sich ohne erkennbare Regelhaftigkeit verstreut im Mauerwerk. Die stark glänzende durchsichtig weißlich bis blaßrosa Schicht kommt sowohl vollflächig als auch in Teilflächen vor. An den nur teilweise glasierten Steinen erinnern die glänzenden Bereiche an Sprenkel oder scheinen pinselstrichartig als breite Bänder entlang der Kanten aufgetragen. Diese Steine gehören vermutlich zu den unbeabsichtigt durch Holzascheflug während des Brennens glasierten Steinen.[741] Die „Glasurbänder“ an Kanten entstanden hier möglicherweise durch teilweise Verdeckung aufgrund der Stapelung beim Brennen. Sollte es sich um beabsichtigte Glasuren handeln – von denen misslungene, zufällig bespritzte oder versehentlich zum Teil mitbestrichene Exemplare hier regellos verbaut wurden – wären weißlich durchsichtig und Blassrosa bisher nicht beobachtete Glasurfarben des 15. Jahrhunderts.[742]

8.1.5 Die Wendeltreppe in der Turmwestwand

Die Treppenanlage, die bis 1893/94 der einzige Aufgang zu den Obergeschossen des Turms war, steigt innerhalb der Westwand als Wendeltreppe senkrecht hoch, verzieht dann Richtung Nordost und führt über einen Teil des Gewölbes im südlichen Seitenschiff der Turmhalle hinweg bis in den darüber liegenden Dachraum (Turmsüdseitendach, vgl. Pläne 11-14). Bis zu einer Höhe von etwa 10 m vor der Richtungsänderung ist die Mauertreppe homogen in gleich bleibenden Formen errichtet. Zwischen Wendeltreppe (Wendelstein) und oberem Treppenlauf besteht eine horizontale Baufuge, die am deutlichsten durch das Ende der Wendelung und den Materialwechsel der Treppenstufen von Naturstein zu Ziegel charakterisiert ist, aber auch durch eine neue Fensterform und Details der Mauertechnik. Die Wendeltreppe liegt als zylinderförmiger Hohlraum innerhalb des 2,58 –2,68 m dicken südlichen Teils der Turmwestmauer. An ihrer schmalsten Stelle beträgt die aufgrund der Krümmung unterschiedlich dicke Trennwand zur Turmhalle um 40 cm. An der schmalsten Stelle Richtung Westen misst die Wand in den verschiedenen Geschossen 50 cm bzw. wenig darüber. Der Treppenraum mit rund 1,70 m Durchmesser wird durch die bereits besprochene Eingangstür an der Westfassade erschlossen und belichtet durch die drei kleinen, darüber angeordneten Fenster. Konstruktiv ist es eine Wendeltreppe mit massiver geschlossener Spindel, deren Laufdecke als steigendes Tonnengewölbe (auch Schnecken- oder Spiralgewölbe) ausgeführt ist (Abb. 244). Die Treppenstufen sind zur Mitte hin schmaler werdende Blockstufen mit angearbeiteter runder Spindeltrommel aus Rüdersdorfer Kalkstein der Schaumkalkstufe.[743] Die aus den übereinander gestapelten, von den Stufen abgesetzten Spindeltrommeln mit 17 cm Durchmesser zusammengesetzte Spindel ähnelt einem Säulenschaft. Die Steinbearbeitung ist nur noch an der Spindel, den drei

[739] Eine Mischung aus Formsteinverwendung und Ziegelbruchstücken gibt es lt. Breitling 2007, S. 108. auch an der Franziskaner-Klosterkirche Berlin.

[740] Ein Läufer und ein Binder am östlichen Fenstergewände des Nordfensters sowie ein Binder und die kurze Fläche eines Eckformsteins am westlichen Gewände des Südfensters. Vgl. Kartierung Dienstleistung Denkmal 2001.

[741] Raue 2008, S. 37.

[742] Zahn 2005, S. 35 beobachtete an der St. Georgenkirche in Wismar Reste eines weißlich glasigen Schmelzflusses an auffällig dunkel gebrannten Binderköpfen. Auch hier bleibt unsicher, ob der Effekt bewusst hergestellt wurde oder ein Zufallsprodukt ist.

[743] Schirrmeister 2011.

obersten Kalksteinstufen, an den Stufenrückseiten der 6. bis 8. Stufe von unten und an wenigen, durch Schäden bestehenden Einblicken erkennbar, da die wohl stark beanspruchten Tritt- und Setzflächen vollständig mit Beton überzogen wurden.

An den verbauten Unterseiten der Werksteine sind die Oberflächen grob abgespitzt, wie an einer frei liegenden Spindelunterseite zu erkennen ist. Es ist das die Unterseite der 9. Stufe von unten, die durch einen großen Ausbruch in Stufe Nr. 8 einsehbar ist (Abb. 245). Diese Fläche und diverse Bruchflächen zeigen noch den ursprünglichen hellen Farbton des Natursteins, der sonst an den Sichtoberflächen stark gedunkelt ist. Die als sichtbare Oberflächen intendierten Bereiche weisen lineare Bearbeitungsspuren einer Glattfläche (oder möglicherweise auch eines Breiteisens) auf. Die Hiebe verlaufen im versetzten Werkstück senkrecht bis leicht schräg, jeweils annähernd parallel bzw. quer zur Kante des Werkstücks. Auf den ausnahmsweise sichtbaren Stufenrückseiten der 6. bis 8. Stufe von unten scheint die grobe Abspitzung des vorherigen Arbeitsganges noch unter der hier nicht besonders sorgfältig ausgeführten Flächung durch.

Das Schneckengewölbe der Treppenuntersicht ist aufgrund des schrägen Verlaufs in einem unregelmäßigen Verband auf dem Kuf mit vielen Ziegelbruchstücken und zurechtgeschlagenen keilförmigen Backsteinen gemauert. Es wurde offenbar mit reichlich Setzmörtel gearbeitet, der glatt gestrichen wurde und z. T. große Bereiche der Decke putzartig überzieht. Immer abwechselnd folgen nach etwa drei schräg verlaufenden regulären Lagen zwei bis drei keilartig von der Außenwand her eingeschobene verkürzte Lagen, um die außen größere Strecke zu überwölben. Die steigende Tonne fungiert als seitliches Auflager der Kalksteinstufen. Die Deckensteine greifen – im Gegensatz zu den Kalksteinstufen – seitlich sauber in Rücksprünge im Wandmauerwerk ein. Auf der Spindelseite liegt die Laufdecke in den als Auflager für die Steine ausgeschlagenen Rückseiten der Kalksteinstufen. Die Treppenstufen sind hingegen nicht im Wandmauerwerk eingemauert, sondern liegen auf der Laufdecke auf.[744] Treppe, Untersicht und Wandmauerwerk müssen aufgrund ihrer Verzahnung gleichzeitig miteinander in Schichten errichtet worden sein.

Da die verwendeten Backsteinformate in der Wendeltreppe unterschiedliche Höhen zwischen ca. 88 und 105 mm aufweisen, ergeben sich folglich unregelmäßig breite Lagerfugen. Bis fünf Lagen unterhalb des unteren Fensters sind die Fugen nur mit der Kelle verdichtet, wobei die Lagerfugen ein schräges Profil aufweisen, indem sie etwas hinter die Backsteinunterkanten zurücktreten und an die Oberkanten herangeführt sind oder diese überlappen. Die schräg gehaltene Kelle setzte also an der Unterkante der jeweils oberen Lage an. Die Stoßfugen wurden rechts angesetzt und nach links gestrichen. Z. T. überlappt der verstrichene Setzmörtel ausgleichend die Ränder der Ziegeloberflächen. Die an dem überlappenden Mörtel erkennbare Arbeitsrichtung verlief von unten nach oben, erfolgte also gleich mit dem Aufmauern. Die gleiche Fugenbehandlung findet sich auch in den oberen Turmgeschossen. Im nördlichen Teil der Turmhalle, in dem einige Backsteinflächen vom Verputz wieder befreit sind, ist die Fugenbehandlung ebenfalls ähnlich. Bei breiten Fugen wurde dort, wie es in den früheren Bauphasen die Regel war, auch zweifach abgestrichen, so dass sich in der Mitte ein leichter Grat ergab (Dachfuge). Möglicherweise entstand der leichte Grat gleichzeitig mit der dort meist vorhandenen Fugenritzung, die etwa in der Mitte der Fuge liegt und wohl mit der Kellenkante ausgeführt wurde. In der Wendeltreppe kommen Fugenritzungen nur an wenigen Stellen vor.

Es lassen sich insgesamt innerhalb der Spindel, d. h. im Bereich der Kalksteinstufen, acht Rüstlochlagen im Abstand von acht bis elf Backsteinschichten unterscheiden. Bis zum Ende der Spindel unterhalb des obersten Fensters sind zunächst keine wesentlichen Änderungen auszumachen, die auf eine größere Unterbrechung hinweisen würden. Ab der fünften Lage unterhalb des untersten Fensters zeigt eine mit einfachem Fugenstrich versehene Lage offenbar das Einsetzen eines

[744] Es kann an keiner Stelle das breite Stufenende an der Wand tatsächlich eingesehen werden. Da das Wandmauerwerk jedoch an der Stufe vorbei läuft, können die Stufen nicht einbinden.

Verbandssystems an, das einige Stufen vor Spindelende wieder aufhört. Jeweils neben jeder Steigung sind die zwei Backsteinlagen der anschließenden Wandfläche bis zur siebtletzten Stufe immer gleich gemauert: auf zwei Binder in der unteren Lage folgt darüber (mit Versetzung der Stoßfugen) ein Läufer, der meist hinter den Stufen verschwindet. Dies fällt auf, weil das Backsteinmauerwerk des Treppenhauses sonst im reinen Binderverband errichtet ist. Läufer kommen bis auf vereinzelte Ausnahmen sonst nur in den Treppenstürzen der Fenster und als „Stürze" der Rüstlöcher vor.

Interessanterweise gibt es im südlichen Seitenschiff der Turmhalle etwa auf der Höhe des Endes dieses gleichbleibenden Verbands Unregelmäßigkeiten durch wechselnden Einsatz von Formsteinen. Möglicherweise ist die Trennung von Bauphase 3 zu 4 schon ab dieser Höhe anzusetzen, ganz sicher nachvollziehen lässt sich eine Planänderung oder Bauunterbrechung in der Wendeltreppe erst etwas weiter oben, an der drittletzten Kalksteinstufe, an der die Laufdecke endet. Genau darüber wird das Ende der Kalksteinspindel durch eine abweichende Auffächerung der letzten beiden Stufen vorbereitet. Es kommt neben dem Richtungswechsel zu einem Materialwechsel der Treppenstufen von Kalkstein zu Backstein. Am Backsteinverband sind nur geringe Änderungen, wie eine große Anzahl von zu Dreiviertelformaten zurecht gehauenen Steinen festzustellen. Deutlich verändern sich hingegen, wie schon ausgeführt, die Fensterform und die Technik der Kantenausführung.

8.1.6 Die Turmhalle und westliche Verlängerung des Kirchenschiffs

In der gesamten Turmhalle gibt es keinerlei Anhaltspunkte für irgendwelche Binnengliederungen im Mittelalter. Der Großteil der heute zahlreichen massiven Einbauten geht auf die von Blankenstein geleitete Restaurierung von 1893/94 zurück (vgl. Pläne 1-2 und 9-10). Es gehören dazu sämtliche Trennwände zum Kirchenschiff,[745] die Orgelempore im Westanbau des Schiffs und die zu ihr führende breite Treppenanlage in der südlichen Seitenhalle sowie der Wendelstein in der nördlichen Seitenhalle mit einem anschließenden Balkon (vgl. Abb. 228). Letzterer war von der Orgelempore aus durch eine jetzt zugemauerte Tür zu betreten und ermöglichte das Betrachten eines Großteils des Totentanzzyklus' an der Nordwand der Turmhalle von erhöhtem Standort aus.[746] Vom Wendelstein aus führt ein heute nicht mehr verwendeter zweiter Zugang auf die Orgelempore. Hauptfunktion des Wendelsteins ist der Zugang in die Turmobergeschosse. Davor stieg man in das erste Turmobergeschoss ausschließlich über die jetzt nicht mehr benutzte, von der Westfassade zugängliche gewendelte Mauertreppe.

Nachkriegsveränderungen sind die aufgrund von Beschädigungen und statischen Bedenken ausgeführte Vermauerung des ursprünglich durchbrochenen Treppengeländers und die Abmauerung der Treppenuntersicht der südlichen Treppe zur Orgelempore, die zum Zugewinn eines Nebenraums führte. Zu den jüngsten unter den nachträglichen Einbauten gehören der gläserne sogenannte Löwengang und das Gemäldedepot im Südschiff der Vorhalle von 1992. Aus dieser Zeit stammt auch der fast die gesamte Fläche der Turmhalle bedeckende Fußbodenbelag aus Lotharheil-Schiefer.[747]. In dem unterhalb der Treppe zur Orgelempore abgetrennten Nebenraum liegen noch die roten, gebrochen weißen und schwarzen Fliesen von 1893/94. An einer Fehlstelle vor der Westmauer konnte dort anhand einer Putzkante und der darunter beginnenden, leicht vorstehenden Fundamentierung das einzige sichere originale Fußbodenniveau im Kircheninnenraum befundet werden (Abb. 246). Da es mit dem historistischen Fliesenbelag bei 34,58 m ü. NN übereinstimmt, kann gemutmaßt werden, dass bei der Restaurierung die Wiedergewinnung des mittelalterlichen Boden-

[745] Eine von Restaurierung am Oberbaum 2001 ausgeführte kleine Befundöffnung zeigte eindeutig, dass die Trennwände stumpf gegen die Pfeiler gemauert wurden. An der Innenseite des Pfeilers laufen mehrere Fassungen hinter die Zusetzung. Des Weiteren zeichnete sich die nachträgliche Einfügung vor der Innenraumsanierung 2009 durch Rissbildungen ab.

[746] Ob diese Betrachtungsmöglichkeit der eigentliche Grund für den Einbau des Balkons war, ist nicht überliefert.

[747] Zur Gesteinsbestimmung des Fußbodens Jekosch 2006, S. 81.

niveaus angestrebt wurde. Grabungsbefunde an einem der Schiffspfeiler legen ein im Langhaus etwas über 20 cm tiefer gelegenes Fußbodenniveau nahe (vgl. Abb. 22). Es muss daher entweder im Übergangsbereich zwischen Turmhalle und Langhaus eine Stufe ins Langhaus hinunter geführt haben oder das Bodenniveau im Schiff war innerhalb von etwa 100 Jahren bereits aufgrund von Bestattungen angewachsen. Für das Material des bauzeitlichen Fußbodenbelags gibt es keinerlei konkrete Befunde.

Sowohl die Wandvorlagen als auch die Arkadenpfeiler sind im Grundriss aus dem Oktogon entwickelt. Die stumpfen Winkel der Pfeilerkanten wurden vorwiegend mit den auch an den Fensterkanten verwendeten Formsteinen ausgeführt. Genauso wie dort kommen in unregelmäßigem Wechsel an der Kante abgeschlagene Backsteine vor, deren Ecken im Anschluss sauber verputzt wurden. Offenbar standen nicht genügend Formsteine zur Verfügung.

Im Grundriss wird durch die gewaltigen Ausmaße der Arkadenpfeiler deutlich, dass die Westanlage von vornherein für einen Mittelturm mit Seitenhallen bzw. Seitenschiffen ausgelegt wurde (Plan 6). Eine Festlegung erfolgte spätestens im Sockelbereich: nur an den Sockelkanten der vier Mittelpfeiler befinden sich die sauber behauenen Kalksteinquader, die sicher als besondere Verstärkung eines statisch besonders belasteten Bereichs gemeint sind. Die vier Mittelturmpfeiler sind wesentlich breiter dimensioniert als sämtliche Wandbereiche der Seitenhallen, um die 2,70 m dicken Mittelturmwände im Obergeschoss zu tragen. Die Arkaden darunter bereiten auf diese Wandstärke vor. In der ersten Bauphase des Westbaus wurden die als Unterkonstruktion für den Mittelturm dienenden Pfeilerarkaden zu den Turmseitenhallen, Richtung Mittelachse der Westwand und zum Langhaus-Mittelschiff bis über deren Kämpferzone hinaus errichtet (Plan 13). Die Kämpferzonen der übrigen Arkadenstellungen wurden bei Annahme einer in etwa in horizontalen Schichten erfolgten Bauweise erst in der folgenden Bauphase erreicht und vielleicht erst dann festgelegt. Nur an der Südarkade sind bereits ohne Untersuchungsmöglichkeit aus der Nähe durch einen Wechsel von Formsteinen Hinweise auf die Bauphasengrenze erkennbar. An der Osthälfte der Südseite der Arkade wird an der äußersten Archivolte der Formstein mit abgerundeter Kante durch Normalsteine ersetzt. Zwei Lagen darüber, in der zweiten Archivolte von außen, folgen nach ebenfalls abgerundeten Steinen nun gekehlte Backsteine. Auf der Westhälfte erfolgt auf gleicher Höhe an der gleichen Archivolte dieselbe Änderung.[748] Auf dieser Seite differiert zudem ausnahmsweise die Gesamtanzahl der Archivolten: in der Westhälfte sind es sechs, in der Osthälfte sieben. In der nördlichen Turmseitenhalle ist der Verlauf der Bauphasengrenze noch völlig offen.

8.1.7 Datierung Bauphase 3 (erste Turmbauphase)

Erstmals erwähnt wird ein Turm an der Marienkirche anlässlich seines Einsturzes 1409.[749] Es ist unklar, ob von einem bereits vor dem großen Brand von 1380 bestehenden fertigen Turm die Rede ist, der – vielleicht beschädigt durch den Brand und nicht rechtzeitig repariert – einstürzte oder, ob ein erst nach dem Brand neu begonnener und noch im Bau befindlicher Turm gemeint ist, der wegen eines Baufehlers in sich zusammenstürzte. Auch in letztem Fall wird von einem Vorgängerbau auszugehen sein.

Einen Hinweis zur Struktur dieses Vorgängers gibt die schon mehrfach erwähnte Quelle von 1366, nach der "in Portico Ecclesiae Sanctae Mariae Virginis gloriose, in Berlin" ein Rechtsstreit entschieden wird.[750] Sie belegt nicht nur eine gewisse Bedeutung der Marienkirche als Rechtsort, sondern legt

[748] Dies zeigt der Längsschnitt mit eingeblendeter Scanorthometrisierung.

[749] Die von Michaela van den Driesch (dies. 2001, Teil II, 10) wiederentdeckte Nachricht des Einsturzes des Marienkirchturms wurde 1895 erstmals veröffentlicht in Meyer 1895, 260.

[750] Zit. nach der Abschrift bei Küster 1752, 443f. Zu den näheren Details des Vorgangs vgl. S. 32 u. Anm. 187.

auch eine Vorhalle nahe, die Bestandteil eines früheren Westturms gewesen sein könnte.[751] Als ebenfalls nur indirekter Hinweis auf einen älteren Turm der Marienkirche kann eine weitere aus den Archiven bekannte Episode gewertet werden, für deren Datierung zwei unterschiedliche Angaben überliefert sind. 1413 (oder erst 1420) lässt Friedrich I. von Hohenzollern Glocken der Marienkirche zu Geschützen im Kampf gegen die Raubritter in der Mark gießen.[752] Zum Dank dafür erhält die Marienkirche nach Angaben des Berliner Annalisten von 1434 zwei Banner aus Pommern, die von Friedrichs Heer 1420 in der Schlacht um Angermünde erobert wurden und in der Kirche aufgehängt waren.[753] Eine Erstattung des Kupfers der Glocken erfolgte jedenfalls nicht vor 1440, da diese Verpflichtung noch im Testament Friedrichs berücksichtigt wird.[754] Es kann nun gemutmaßt werden, dass ausgerechnet die Glocken der Marienkirche für den Zweck des Büchsengießens verwendet wurden, weil sie ohnehin aufgrund des eingestürzten, noch in Bau befindlichen Turms nicht geläutet werden konnten und vielleicht sogar beschädigt waren. Bereits vorhandene ältere Glocken verweisen in diesem Gedankenkonstrukt indirekt auch auf einen schon vor dessen Einsturz fertigen und bereits mit Glocken bestückten Turm. Ein ähnliches, nur zusammen mit den anderen Argumenten als solches zu bewertendes Indiz ist die Bezeichnung des Marienkirchturms als ältester Kirchturm der Residenzstadt Berlin im Jahr 1657.[755]

Ein eingestürzter Vorgängerturm, dessen Baumaterial unter Hinzufügung von neuem Material wiederverwendet wurde, wäre eine plausible Erklärung für die heterogenen Bearbeitungsstufen der verbauten Feldsteine. Es fallen vereinzelt und in kleineren Abschnitten sorgfältig auf allen Sichtflächen gerade behauene Feldsteine auf, wie sie im 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts typisch waren. Sie finden sich verteilt auf der Fassade, aber gerade nicht unbedingt ganz unten im Sockelbereich. Das spricht im sichtbaren oberirdischen Mauerwerk für einen völligen Neubau und nicht für in situ verbliebenes älteres Sockelmauerwerk. Die Übernahme eines älteren Fundaments (und möglicherweise kleiner Teile unterer Mauerpartien) für den neuen Turm könnte aber durchaus möglich sein und dessen auffällige Verschiebung nach Norden gegenüber dem Langhaus erklären. Für ein völlig neu zu bebauendes Terrain erscheint eine zufällige Achsenabweichung des Turms in diesem Ausmaß als zu groß. Mit der Schnur, müsste man meinen, wären auf die Langhausaußenwände auftreffende Turmaußenkanten durchaus zu erreichen gewesen, auch wenn eine direkte Verlängerung in Wandebene durch die schon vorhandenen schräg stehenden Eckstrebepfeiler des Langhauses nicht möglich war.

Klarheit darüber, inwiefern Baumaterial bzw. Wandabschnitte des eingestürzten Turms eventuell in geringem Ausmaß an Ort und Stelle verblieben und integriert oder in einem völlig neuen Baukonzept neu aufgemauert wurden, wäre vielleicht über archäologische Grabungen zu gewinnen. Hat es beispielsweise einen Vorgängerturm mit kleineren Ausmaßen gegeben, wie Lübke vermutete,[756] könnten Fundamentreste vermutlich nachgewiesen werden. Sollte eine Untersuchung der Fundamente hingegen einen Vorgängerturm in den gleichen Umrissen wie der bestehende ergeben, wäre damit möglicherweise der Grund für die etwas rätselhafte deutliche Verschiebung des Turmanbaus nach Norden gefunden. Es könnten aber auch andere vorgegebene Fixpunkte, auf die Rücksicht zu

[751] Zum ursprünglichen Westabschluss um 1300 vgl. Kapitel 6.7 „Überlegungen zur Rekonstruktion der West- und Ostabschlüsse der ersten Bauphase“, S. 77.

[752] Die beiden alternativen Angaben in den Quellen nannte Christiane Schuchard (LAB) in ihrem Vortrag zur Stiftungstätigkeit der Landesherrn und ihrer Bediensteten an Pfarr- und Stiftskirchen im 15. und 16. Jahrhundert anlässlich der Tagung „Aspekte höfischer Kunst und Architektur in der Mark Brandenburg im 15. Jahrhundert“ am 10. 12. 2011 im HBPG. Vgl. z. B. Borrmann 1893, S. 206, der sich auf Oelrichs 1761, S. 128 bezieht und von 1420 ausgeht. Die Erwähnung der Begebenheit in Der Bär 1886/87, S. 107f. ist undatiert.

[753] Friedel 1896/97, S. 52 (Latein), S. 54 (Übersetzung).

[754] Oelrichs 1761, S. 128 Nr. XXVII.

[755] "Es hat die unümbgängliche noth erfordert, das der ältister Kirchthurm zu St. Marien genandt, indero Residenz Stadt Berlin hat müssen rectificiret und vor dem besorgenden Abfall, mit großen Uncosten wieder befästigt und verwahrt werden." Zitat aus GStAPK, I. HA GR, Rep. 47, B4, Fasz. 8, Bl. 9.

[756] Lübke 1861, Spalte 8.

nehmen war, eine Rolle gespielt haben. In Zusammenhang mit einem anderen absichtlich aus der Flucht errichteten Turmbeispiel schlug Holst den Bezug auf ein Grab, einen Altar oder Taufstein vor.[757]

Dieselbe oben erwähnte Quelle, die von dem Turmeinsturz berichtet, erzählt auch vom Beginn seines Wiederaufbaus durch Meister Michael aus Görlitz im Jahr 1418.[758] Die urkundliche Überlieferung einer Kreditaufnahme zum Turmbau durch den Rat von Berlin bestätigt diese Aussage.[759] In den Texten bleibt allerdings unklar, ob Meister Michael unter Beibehaltung noch stehender Teile des neun Jahre zuvor eingestürzten Turms weiterbaute oder ob er das Erdgeschoss von Grund auf neu geplant hatte. Für die zeitliche Einordnung der Bauphase 3 zugeordneten Teile kommen daher zwei vorstellbare Varianten in Frage. Die erste und plausibelste ordnet sie Meister Michael ab 1418 zu. Die zweite Variante setzt voraus, dass der 1409 eingestürzte Turm erst wenige Jahre zuvor begonnen wurde. Dann wäre es stilistisch auch denkbar, dass die erste Turmbauphase dem stehen gebliebenen Rest des eingestürzten Turms entspricht. In diesem Fall wären die verwendeten unterschiedlich großen und bearbeiteten Feldsteine als Teile eines vermutlich schon beim Brand von 1380 beschädigten und abgerissenen Vorgängerbaus zu interpretieren. Diese Variante würde immerhin ein Erklärungsmodell für die gewählte Gewölbehöhe der Turmhalle bieten, die keinen erkennbaren Bezug zum Langhaus aufweist. Die Kämpferhöhe liegt im Vergleich zu den Kämpferhöhen im Langhaus nur wenige Lagen tiefer, die Gewölbekappen sind aber wesentlich flacher, wodurch die Scheitel eine erheblich tiefere Lage aufweisen. Vielleicht gab der Einsturz den Beginn der Vorbereitungen für die Einwölbung auf der mit Bauphase 1 erreichten Höhe vor. Die Einsturzerfahrung könnte gelehrt haben, dass hier die in der gewählten Bauweise (man denke an die nach 1945 nachgewiesenen Hohlräume) maximal erreichbare Höhe vorlag und mit der Vorbereitung der Einwölbung zu beginnen war. Andererseits kann die Wahl einer niedrigeren Turmhalle im Vergleich zu den Langhausschiffen auch ein bewusst gewähltes Stilmittel sein, denn ein Absetzen vom Langhaus verstärkt eindeutig den Kapellencharakter der Turmseitenhallen. Ein niedrigerer und dadurch geringfügig dämmrigerer Vorraum, der das höhere und wohl stärker lichtdurchflutete Kirchenschiff noch strahlender erscheinen ließ, könnte ein von vornherein geplanter Effekt sein.

Welche Variante auch zutreffen mag, die Bauzeit und Festlegung der Planung als Einturm mit mehr oder weniger an die Schiffsbreiten angepassten Seitenhallen fällt in jedem Fall in das erste Viertel des. 15. Jahrhunderts. Für die aus dem Achteck entwickelten Pfeilerformen sowie für die mehrfach abgestuften Archivolten lassen sich die Stadtpfarrkirchen von Luckau und Beeskow zum stilistischen Vergleich heranziehen. Der Mittelturm in Beeskow ist zwar wesentlich einfacher und wurde schließlich ohne Turmseitenschiffe in das dort später errichtete Langhaus integriert, hat aber ähnlich abgeschrägte Pfeiler. Vergleichbar mit den westlichen und östlichen Mittelturmarkaden der Marienkirche sind ferner die aus abgestuften Archivolten mit Fasensteinen errichteten Fenstergewände des Beeskower Chors und die Langhaus- und Chorarkaden der Nikolaikirche in Luckau. Schumann datiert die vergleichbaren Teile aus Beeskow um die Mitte des 15. Jahrhunderts und die in Luckau in das erste und zweite Viertel des 15. Jahrhunderts.[760] Diese Vergleiche unterstützen also eher die Variante eines Baubeginns von Grund auf erst ab um 1418.

[757] Die Überlegungen wurden bezüglich der Achsabweichung des Westbaus der Prämonstratenserkirche in Gramzow angestellt. Vgl. Holst 2001, S. 125f.

[758] Meyer 1895, S. 260; Friedel 1896/97, S. 52 (Latein), S. 53 (Übersetzung); Walle 1898, S. 600. Für die korrekte Übertragung der unterschiedlich interpretierten Jahresangabe aus dem Lateinischen danke ich herzlich Ulrike Hohensee, BBAW.

[759] Der Rat der Stadt nimmt 50 Schock Groschen Kapital für den Bau des Glockenturms Unserer Lieben Frau auf. Vgl. Huch / Ribbe 2008, S. 291.

[760] Schumann 2007, passim.

Wenn die favorisierte Interpretation zutrifft und der Turm tatsächlich 1418 durch Meister Michel von Görlitz begonnen wurde – was zudem auch die Ausdrucksweise des Berliner Annalisten nahe legt[761] – dann kann man wahrscheinlich von einer aus dem Süden importierten Bauweise sprechen. Meister Michel ist zwischen 1404 und 1426 in Görlitz als besitzender Bürger nachweisbar. Nach aus dieser Zeitspanne erhaltenen Rechnungen wurden er und seine sieben bis acht Mitarbeiter, die einmal konkret als Steinmetzen angesprochen werden, für Arbeiten am Rathaus, am Spitaltor und an der Klause, für Vermauerungen von Löchern in der Schule und an der Stadtmauer, das „Abeheben" des Turms in „Ebirhards Hofe" und für das Hauen von Wölbesteinen vom Rat entlohnt.[762] Obwohl Meister Michaels Werk bislang nicht in konkret zugeschriebenen erhaltenen Anschauungsbeispielen nachzuvollziehen ist, lässt sich allgemein feststellen, dass er aus einem Werksteingebiet stammt, in dem das aufgehende Mauerwerk in der Regel aus Bruchstein hergestellt wurde. „Lediglich die Gewände, Pfeiler, Gebäudeecken, Fensterpfosten und Maßwerke entstanden aus Werksteinverbänden."[763] Beim Turmbau in Berlin hatte der Görlitzer Meister eine technisch nur in Details abweichende Bauaufgabe zu lösen: anstatt Bruchstein stand für das Mauerwerk Lesestein oder gebrochener Feldstein zur Verfügung und für die aufgezählten, sorgfältig auszubildenden Details kam neben Kalkstein auch Backstein zur Anwendung, der auch einem Oberlausitzer Werkmeister, z. B. als gängiges Baumaterial für Gewölbekappen, nicht unbekannt war.

8.2 Bauphase 4 = zweite Turmbauphase: Der obere Treppenlauf (1420er Jahre oder ab 1418)

Die zweite Turmbauphase umfasst den Abschluss des runden Treppenhauses und den davon abzweigenden Treppenlauf vom Ende der Kalksteinspindel bis zum Austritt in das südliche Turmseitendach. Sie gliedert sich in zwei Bauabschnitte, die zeitlich nicht besonders weit auseinander liegen dürften. Der in Richtung Nordost verlaufende obere Treppenteil knickt im Grundriss zweimal und verläuft zum Teil innerhalb der südlichen Mittelturmwand. Dieser Verzug war nötig, um, ohne die geplanten Giebeldreiecke des südlichen Seitendachs oder das in seiner Höhe schon festgelegte Gewölbe der südlichen Turmseitenhalle zu tangieren, in den südlichen Seitendachraum zu gelangen (vgl. Pläne 12-14). Zu einzelnen Abschnitten dieser Bauphase gehören auffällig großformatige, vor allen Dingen besonders lange Backsteine, die vorwiegend in Stürzen verwendet wurden.

8.2.1 Bauphase 4, Abschnitt 1

Zunächst wurde das runde Treppenhaus mit den letzten, dem folgenden abzweigenden Lauf schon angepassten Kalksteinstufen fertig gemauert. Die beiden obersten Kalksteinstufen der Wendeltreppe wurden von vornherein breiter aufgefächert als die unteren versetzt, d. h. bei der zweitletzten Stufe geht die Trittfläche über die sonst gleichmäßige Stufenbreite hinaus und die oberste wurde fast podestartig verbreitert. Es wurde hier das Ende der gewendelten Treppe offenbar vorbereitet, die Planänderung war bei Verlegung der obersten Stufen bereits vorgenommen. Die Spindeloberseite der letzten Stufe weist eine tiefe Kuhle auf, die – zumindest der einzigen einsehbaren Spindel nach zu urteilen – nichts mit einem unverschieblichen „Aufeinanderstecken" der Stufen im Sinne von Dorn und Pfanne zu tun hat (Abb. 247).[764] Eher ist die Bearbeitungsspur mit einer heute nicht mehr vorhandenen ursprünglichen Konstruktion am Übergang zu den Backsteinstufen in Verbindung zu bringen. Vorstellbar wäre ein Geländer, das von der Spindel zu der nahen südöstlichen Treppenhauswand des oberen Treppenabschnitts reichte. In dieser Ebene erweitert sich der Raum erheblich

[761] „Anno domini M CCCC IX in nocte beate Cecilie virginis cecedit turris beate Virginis Et XVIII anno sequenti reincepta est per magistrum Michaelem de Gorlicz ad reedificandum." Zitiert nach Meyer 1895, S. 260.

[762] Vgl. Meyer 1895, S. 264 nach Informationen von Dr. Ewald Wernicke aus Berlin. Den an dieser Stelle aufgeführten Beispielen ist eine weitere Görlitzer Ratsrechnung von 1425 hinzuzufügen in der es heißt "Item meister Michel vor wölbesteyn 5 gr." Zitiert aus Bürger 2007, Bd. I, S. 298.

[763] Bürger 2007, S. 306.

[764] Vgl. Abb. 245. Durch die zerstörte Spindel der 8. Stufe, ist die gerade Spindelunterseite der 9. Stufe von unten sichtbar.

durch die einfach beendete Wendeltreppe. Eine Vorrichtung zum Festhalten und zur Verhinderung von Abstürzen entlang der offenen Seite des hier abzweigenden weiterführenden Laufs ergäbe daher durchaus Sinn. Der heutige obere Treppenabschnitt wird von Stufen aus kleinformatigen Ziegeln gebildet, die zum Großteil mit einer Betonschicht überzogen sind und einer jüngeren Bauphase angehören. Reste älterer Stufen aus mittelalterlichen großformatigen Backsteinen belegen eine ursprünglich andere Stufenabfolge, auf die zurückzukommen sein wird. Über dem Abschluss der Treppenuntersicht (Ende Laufdecke) wurde die erste Backsteinstufe eingebaut und darüber die folgende Treppenhausseitenwand angefangen. Die unteren beiden Backsteinsteigungen sind in Resten noch vorhanden und binden in das Wandmauerwerk ein. Alle folgenden wurden durch die nachmittelalterlichen derzeitigen Backsteinstufen ersetzt oder zumindest vollständig überdeckt, werden aber analog zum weiter unten gelieferten Rekonstruktionsversuch weitergeführt worden sein.

Parallel zur Weiterführung der Treppenstufen wurden die umliegenden Wände des runden Treppenhauses mit dem obersten Fenster etwa bis in Sturzhöhe weiter hochgeführt und die abzweigende nordwestliche Treppenhauswand in jeweils entsprechender Höhe miterrichtet. Bei Erreichen der Sturzhöhe des Fensters war auch der Treppenlauf mit den Backsteinstufen bis zum Austritt an der Ostseite (=Innenseite) der Westwand sicherlich abgeschlossen, da die ursprünglich letzte Stufe vor dem Austritt aus der Wand unterhalb der entsprechenden Backsteinlage in Fenstersturzhöhe gelegen haben muss. In dieser Höhe war zudem das untere Auflager der ansteigenden Tonne erreicht, die später die Decke im Treppenabschnitt durch die Westwand bildete.

Als nächstes muss das Türgewände des Treppenhauses an der Innenseite der westlichen Turmmauer bis unterhalb des Sturzes aufgemauert worden sein, denn die Seitenwände des oberen Treppenabschnitts sind stumpf dagegen gemauert. Das Türgewände verfügte in Richtung Osten über Wartesteine und schloss in Richtung Westen mit einer geraden Kante ab (Abb. 248). In diesem Wandstück sind die ersten der nur in dieser Bauphase nachweisbaren besonders großen Backsteine mit um 30 cm Länge verbaut.

8.2.2 Bauphase 4, Abschnitt 2

Gegen diese gerade senkrechte Kante des Gewändes wurden im nächsten Schritt die höheren Lagen der nordwestlichen Seite des „Gangs“ oberhalb der Wendeltreppe gemauert. Auch auf der gegenüberliegenden Gangseite (Richtung Süden) wurde die Wand entsprechend erhöht und das südliche Türgewände an der Ostseite der westlichen Turmwestwand gemauert. Anschließend wurde vermutlich die Wölbung des Gangs ausgeführt. Zuvor muss aber die Stirnwand oberhalb des Durchgangsbogens in den abzweigenden Gang als nordöstlicher Abschluss des runden Treppenhauses errichtet worden sein. Im Sturzbogen des Durchgangs kommen wiederum die erwähnten langen Backsteinformate vor. Gegen die Stirnwand konnte nun die Dreiviertelkuppel als abschließende Decke des Treppenhauses gemauert werden.

Ebenfalls in diesem Abschnitt wurde der nach dem Ende der letzten Kalksteinstufe ungefähr zu einem Dreiviertelrund erweiterte Treppenhausraum mit einer Halb- bis Dreiviertelkuppel aus dem weitergeführten Bindermauerwerk abgeschlossen. Oberhalb des gangartigen Abzweigs wurde eine gerade Schildwand gemauert. Im Grundriss ist die ebenfalls gerundete Nordwestwand des gangartigen Abzweigs zu erkennen, die am östlichen Austritt aus der westlichen Turmmauer mit einer deutlichen Baunaht und einem Knick in der Wand auf das schon bestehende Türgewände mit einer sauberen geraden westlichen Kante trifft. Dieser obere Lauf zwischen rundem Treppenhaus und der ersten Baunaht im Bereich der Türlaibung ist mit einer teilweise spitzbogig ausgeführten Tonnenwölbung auf den Schwalbenschwanz eingedeckt. Zudem weist das zuerst errichtete Gewände an seiner Ostseite Wartesteine auf, an die in der folgenden Bauphase die in größeren (höheren)

Backsteinformaten ausgeführte südliche Mittelturmwand angefügt wurde (Abb. 248). In diesem Wandabschnitt der Laibung des Durchgangs durch die Ostseite der westlichen Turmmauer, in dessen Sturzbogen und im Sturzbogen am Beginn des abzweigenden Treppenlaufs wurden wieder die auffallenden, nicht besonders hohen, aber dafür sehr langen Backsteine mit Maßen von 30 und 31 cm (gemessenes Maximum 311 mm) vermauert, die sonst nirgends am Bau auftauchen. Daneben werden auch die weiter unten verwendeten Formate weiterverwendet. Das durchschnittliche Maß im Bereich der Wendeltreppe von 97/135/285 mm hat sich in dem Verbindungsgang innerhalb der westlichen Turmmauer zu 94/137/292 mm verändert. Die besonderen Formate sind nicht streng einem einzelnen Bauabschnitt zuzuordnen, denn der Sturzbogen der Durchgangsöffnung in das südliche Turmseitendach liegt bereits oberhalb einer horizontalen Baufuge und damit schon in der nächsten Bauphase.

Die heutige Situation vor Augen, könnte die Spindel einfach senkrecht weiter bis in das südliche Turmseitendach hochführen und würde an der hier breiten Mauerkrone austreten. Die Befunde für eine in Außenwandstärke geplante Westgiebelwand im Turmsüdseitendach sind eine Erklärung dafür, warum die Wendeltreppe vor Erreichen der Mauerkrone beendet wurde und stattdessen in Richtung Osten verzieht, um dort aus der westlichen Turmmauer auszutreten. Wahrscheinlich sah man diese laut Wartesteinen am Mittelturm 1,60 m dick vorgesehenen, dann nicht verwirklichten (dreieckigen) Giebelwände seitlich des Mittelturms als nötiges Widerlager an, das nicht durch ein Treppenhaus ausgehöhlt werden sollte.

Der obere Treppenlauf durch die westliche Turmmauer und im Südseitendachraum hat nicht nur einen auffällig unregelmäßig verzogenen Grundriss, der zudem an keiner Stelle zu der darunter und darüber verlaufenden südlichen Mittelturmwand parallel verläuft, sondern er schneidet sogar in diese ein. Für den Treppenlauf wurde die rund 2,70 m dicke südliche Mittelturmwand bis knapp 80 cm tief ausgenischt. Die seltsam erscheinende Verzugsrichtung der Treppe nach Nordosten und das Einschneiden in die südliche Wand des Mittelturms hinein, hängen mit dem Gewölbe in den Turmseitenhallen zusammen. Es fällt auf, dass der Treppenverlauf nicht parallel zur Mittelturmwand verläuft, sondern schräg in Richtung Nordosten. Den Scanaufnahmen mit Mauerdurchblick nach weicht die Treppe hier deutlich dem Gewölbe aus. Um mit der gesamten Treppe unterhalb der Giebeldreiecke zu bleiben, gleichzeitig aber das schon in seiner Höhe festgelegte Gewölbe nicht zu beeinträchtigen, kam es zu der ungewöhnlichen Lösung für den oberen Treppenteil.

Das Ende der Kalksteintreppe liegt auffälligerweise etwa auf der gleichen Höhe wie die Gewölbekonsolen des gesamten Westbaus (Nordschiffwand 44,90 ü. NN, Südschiffwand 44,60 ü. NN).[765] Geht man davon aus, dass der gesamte Westbau jeweils annähernd in umlaufenden Lagen errichtet wurde, müssen in dieser Höhe die Gewölbeansätze festgelegt und die Auflager aus Backstein gemauert worden sein. Eine Befundöffnung an der Nordwand des verlängerten Langhauses, genau in der Ecke zur Westwand am Gewölbezwickel, zeigt das Feldsteinmauerwerk mit Auszwickelungen aus Backsteinstücken (Abb. 249). Entlang des Gewölbebogens wurden für eine exakte Kantenausbildung ganze Backsteine verlegt. Sie sind regelmäßig viertelsteinversetzt übereinander angeordnet und der Fugenmörtel ist glatt gestrichen und verdichtet. Die Backsteine des sauber gemauerten Gewölbeauflagers und der Feldstein wurden in einem Arbeitsgang aufgemauert. Deutlich mit einem anderen Fugenmörtel später hinzugekommen ist die dem Bogenverlauf folgende Läuferreihe. Diese Kante entlang des jetzigen Gewölbeansatzes und der anschließende Gewölbezwickel sind wiederum im gleichen Mörtel gemauert. Offensichtlich bereitete man das Gewölbeauflager als Wandöffnung vor,

[765] Es wurde noch keine der Gewölbekonsolen in der Turmhalle näher in Bezug auf ihre Einbindung in die Wand untersucht. Klar ist, dass es sich um in die Wand eingebaute Kalksteinquader mit in den Raum vorkragenden, steinmetzmäßig bearbeiteten Vorderseiten aus facettierten, nach unten spitz zulaufenden Dreiecksformen handelt, auf denen die Gewölberippen aufsetzen. In den Westecken des zum Westanbau gehörenden Langhauses sind die Konsolen klar nachträglich in beim Mauern der Wände vorbereitete Auflager eingepasst. Für die Turmhalle ist dies in Analogie bisher nur zu vermuten.

mauerte das Gewölbe mit der zugehörigen Läuferreihe als Schildbogen aber erst in einem nächsten Bauabschnitt.

8.2.3 Datierung Bauphase 4 (zweite Turmbauphase)

Die in zwei Abschnitten errichtete 4. Bauphase dürfte in den 20iger Jahren des 15. Jahrhunderts ausgeführt worden sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit folgte sie nach einer kurzen Unterbrechung des 1418 begonnenen Turmbaus in den späten 1420er oder frühen 1430er Jahren. Gehört die erste Bauphase eventuell doch noch der Zeit vor 1409 an, so wäre erst Bauphase 2 der Meister Michel von Görlitz ab 1418 zuzuschreibende Teil. Die Änderungen im verwendeten Material und der Mauertechnik (Ende der Kalksteinstufen, Kantenausführung mit zurechtgehauenen „Formsteinen“) legen jedenfalls ein zeitweiliges Ruhen der Baustelle und einen Wechsel in der Bauführung nahe.

8.3 Bauphase 5 = dritte Turmbauphase: erstes Turmobergeschoss bis zum Materialwechsel zum Kalkstein und Zusammenschluss mit dem Langhaus (bis 1437)

In Bauphase 5 wurden die Mauerkronen der Turmseitenschiffe errichtet und der Mittelturm bis über die Fenster des ersten Obergeschosses fortgeführt. Die Baufuge zur nächsten Bauphase ist eine exakte horizontale Grenze, die durch einen Wechsel im Baumaterial der Fassaden von Feldstein zu Kalkstein gekennzeichnet ist. Von den vorhergehenden Bauphasen 3 und 4 unterscheidet sie sich von außen hingegen wenig, da das Feldsteinmauerwerk für die Fassaden beibehalten wurde. Dementsprechend ist diese Bauphasengrenze nach dem bisherigen Stand der Untersuchungen noch nicht über dem ganzen Baukörper eindeutig nachzuvollziehen. Fest steht, dass es keine durch das gesamte Bauwerk horizontal verlaufende Grenze ist, da sie an den Arkadenwänden deutlich weiter unten anzusetzen ist als an den Fassaden. Charakteristischste Kriterien für die Zuordnung zur Bauphase sind in erster Linie das verwendete Backsteinformat, das mit den Durchschnittsmaßen 286/136/103 mm signifikant höhere Lagen ergibt, und der mit dieser Bauphase einsetzende Läufer-Binder-Verband (auch gotischer Verband). Unversehrte Fugen zeigen durchgehend eine in der Mitte der Fugen liegende Fugenritzung, auch in den schon ursprünglich unter Dach befindlichen Bereichen.

In dieser neuen Verbandstechnik und mit dem neuen Format wurde vor allen Dingen das gesamte erste Turmobergeschoss gebaut. Zumindest in der südlichen Mittelturmwand beginnt die Bauphase schon wesentlich weiter unten, mindestens auf Höhe der großen Wandnische in dieser Wand, die für den letzten Abschnitt der aus der Westwand kommenden Treppe angelegt wurde. Die Nische ist eindeutig gegen die oben erwähnten Wartesteine im Gewände des Türdurchgangs in der Turmwestwand gemauert (vgl. Abb. 248). Knapp unterhalb des Sturzbogens an der Ostseite (Innenseite) der Wandöffnung in der westlichen Turmmauer schloss die südliche Mittelturmwand im Bauprozess auf und nach einer Ausgleichslage aus in der Höhe halbierten Backsteinen wurde die gesamte Südwand des Mittelturms im neuen Format einheitlich weitergebaut. Der Sturzbogen der Wandöffnung in der Westwand aus zwei höhenversetzten Rollschichten liegt auf der die beiden vorherigen Bauabschnitte der südlichen Mittelturmwand gemeinsam überdeckenden Lage und hat ein sauber gemauertes Auflager in dieser Wand. Er gehört daher ebenfalls zu Bauphase 5. Im Sturz treten wieder die besonders langen Backsteinformate mit um 30 cm Länge auf, die schon in Bauphase 4 Anwendung fanden. Da sie weiter oben jedoch nicht mehr vorkommen, wurden hier offenbar Restposten verbaut.

Auf dem Sturzbogen der Wandaustrittsöffnung in der Turmwestwand lagerte ursprünglich der breite Bogen auf, der die in die südliche Mittelturmwand eingebaute Nische überfängt. Da der äußere Sturzbogen mit der Veränderung der Treppensteigung in diesem Bereich nachträglich entfernt

wurde, ist dem Nischenbogen ein Großteil seines westlichen Auflagers entzogen worden. Dies dürfte zu der vorhandenen Rissbildung unterhalb des entzogenen Auflagers geführt haben.[766]

Die südliche Mittelturmwand besteht bereits im noch zum Erdgeschoss zählenden Bereich aus den Formaten, die sonst nur im ersten Turmobergeschoss Verwendung fanden. Dies deutet auf eine Ausführung der oberen Abschnitte der Innenwand oberhalb des Arkadenbogens erst nach den umliegenden Außenwänden des Turms hin – der Wechsel in den Formaten ist aufgrund des Verputzes der Turmhalle nicht genau zu lokalisieren. Im Bauphasenplan ist daher die aufgrund der Situation im Wendeltreppenhaus ungefähr vermutete Lage eingestrichelt (Plan 13). Möglicherweise steht der Formatwechsel in Zusammenhang mit Wandrücksprüngen, die oberhalb der Arkadenscheitel des Mittelschiffs der Turmhalle zu beobachten sind. Wie auch die übrigen verputzten Turmwände konnten sie bislang noch nicht untersucht werden.

Ab der Höhe oberhalb des breiten Nischenbogens der südlichen Mittelturmwand sind westliche Turmmauer und südliche Mittelturmwand mit einem sauberen Eckverband zusammen weiter gemauert. In der oberhalb der Wendeltreppe wieder überwiegend aus Feldstein bestehenden westlichen Turmmauer (wie auch an der südlichen Feldstein-Turmmauer) finden sich auch die großen für die Bauphase typischen Backsteinformate. Als Konsequenz für die Bauphasen des Turms folgt daraus: Die beiden ersten Turmbauphasen 3 und 4 (dunkelgrün und mittel- bis türkisgrün) enden schon deutlich (ca. 2 m) unterhalb des ersten Gesimses der Turmfassade. Dort findet zumindest im noch mittelalterlichen Südteil der Westfassade tatsächlich ein Wechsel zu den großen regelmäßigeren Steinquadern statt, die auch das erste Turmobergeschoss prägen. Im Mittelteil trifft das für die unmittelbar letzten Feldsteinschichten bis etwa 90 cm unterhalb des Gesimses zu. Dies entspricht etwa der Fußbodenebene des ersten Turmgeschosses. Wo die Grenze in der Nordhälfte des Turms verlief, ist aufgrund des Bombenschadens im gesamten Nordteil der Westfassade und im Westteil der Nordfassade heute nicht mehr nachzuvollziehen. Die Untersuchung der Innenseite der Nordwand in der Turmhalle steht noch aus.

Die Wände der Turmseitenschiffe wurden noch unterhalb der Langhaustraufe beendet und der Bau als Mittelturm weitergeführt. Er gelangte in dieser Bauphase bis über die Fenster des ersten Turmobergeschosses und überragte nun die Langhausmauern. Die Aufstockung unterscheidet sich von außen nur wenig durch die relativ regelmäßigen und großen Feldsteine. Im Innern des Mittelturms ist die Zuordnung aber eindeutig, denn die Feldsteine wurden nicht mehr im gesamten Wandquerschnitt eingesetzt, sondern die Hintermauerung erfolgte ausschließlich mit den für die Bauphase charakteristischen hohen Backsteinen. Die Seitenwände des Mittelturms und die Rückwand nach Osten in Richtung Langhaus wurden ganz ohne Verwendung von sichtbaren Feldsteinen sogar vollständig aus Backstein ausgeführt, da diese Bereiche schon bei ihrer Errichtung als unter Dach liegend geplant waren. Alle vier Wände des Mittelturms sind als Bogennischenkonstruktionen konstruiert. In der hohen Segmentbogennische auf der Westseite liegt ein Fenster, auf den anderen drei Seiten befinden sich in den Nischen tunnelartige hohe, aber schmale rundbogige Durchgänge.[767] Alle Backsteinwände sind deutlich überwiegend im „gotischen“ Läufer-Binder-Verband gemauert, nur in den Laibungen der Segmentbogennischen und auf Höhe der Segmentbögen wird häufig zu einigen Reihen im Läufer-Läufer-Binder-Verband gewechselt.

An den sichtbaren Fassadenbereichen aus Feldstein wurde Backstein nach wie vor für die Kantenherstellung eingesetzt. So war auch die Eckausbildung des Mittelturms an der Westfassade, oberhalb

[766] Dieser Riss verläuft durch die gemeinsamen Lagen oberhalb der horizontalen Baunaht zwischen nördlichem Türgewände in der Westturmwand (mittelgrün) und der anschließenden südlichen Mittelturmwand (hellgrün) und setzt sich entlang der Baunaht neben den Wartesteinen fort.

[767] Die östliche Türöffnung führt ins Dachwerk des Langhauses, die beiden seitlichen in die Dachräume der Turmseitenhallen.

des in Traufhöhe der Turmseitenschiffe eingefügten Gesimses, ursprünglich aus Backstein. Die heutige Eckquaderung aus Kalkstein stammt von 1893/94 und setzt die Kantenausbildung des darüberliegenden Kalksteinmauerwerks nach unten fort (vgl. Abb. 14-16). Dieser ästhetische Eingriff verlängerte die seit der Höhersetzung der Turmseitendächer 1518d unmotiviert mitten in die Fassadenfläche hineinreichende Eckquaderung bis zu der nachvollziehbaren Grenze des Stockwerksgesimses. Zwischen den verlängerten Kantenausbildungen befindet sich ein Fenster auf der Westfassade, das wie die seitlichen Fenster im Turmerdgeschoss aus Backsteinen gemauert wurde. In Bauart und Form unterscheidet sich dieses Turmfenster jedoch deutlich von den älteren. Die Spitzbogenform ist etwas gestreckter und das Gewände ist nicht schräg, sondern zweimal abgetreppt. Die Ebene hinter der Abtreppung ist als Blendrücklage verputzt und besitzt zwei hohe schmale Fensterschlitze mit gerade eingeschnittenen Kanten. Sie enden in einer ungewöhnlichen Bogenform als Dreipässe mit krönendem Schlitz im Scheitel. Die Form wird durch vier der üblichen, aus dem Normalformat entwickelten Formsteine mit einer gekehlten Ecke gebildet, wie sie auch für die Archivolten der Bogenstellungen in der Turmhalle verwendet wurden.[768] Je zwei wurden gespiegelt übereinander gestaffelt, wobei zwischen den oberen ein Zwischenraum gelassen wurde (vgl. Abb. 250).

8.3.1 Zusammenschluss des Westanbaus mit dem älteren Kirchenschiff

Der Turm reichte nun über die Kirchenschiffwände hinaus und der intendierte Zusammenschluss des Turms mit dem Kirchenschiff konnte in die Wege geleitet werden. Da die ursprüngliche Traufe des Westturms – die dem Sohlbankgesims des Turmobergeschosses entspricht – niedriger liegt als die Langhaustraufe, musste in dem Bereich des Westanbaus, der das Langhaus verlängert, die Wand auf gleiche Traufhöhe mit dem vorhandenen Langhaus gebracht werden. Die Erhöhung oberhalb des Feldsteinmauerwerks geschah mit den typischen Backsteinen der Bauphase 5, zusammen mit einem wieder etwas niedrigeren, aber längeren Backsteinformat.[769] Die Südtraufe der Langhausverlängerung wurde im Läufer-Binder-Verband gemauert, die Nordtraufe hingegen im Läufer-Läufer-Binder-Verband (Abb. 251, 252). Nur das Traufgesims der Nordseite ist noch original. Die drei übereinander auskragenden Formsteinlagen führen die Profile des älteren Langhauses mit nur geringen, aus der Fernsicht gar nicht erkennbaren Abweichungen fort (vgl. Abb. 77). Es gibt jedoch einen wichtigen Unterschied: Nur im kurzen Bereich der Langhausverlängerung der 1.Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden Stempel aufgebracht. Mindestens sechs gestempelte Gesimssteine sind auszumachen. Sie befinden sich in der nach Untersuchungen Rümelins typischen Lage bei Gesimsen, nämlich jeweils am Profil, genauer auf der Wulst des Formsteins, aber nicht auf identischen Stellen.[770] Anlässlich der Fassadenkartierungen 2001 wurden bereits zwei runde mittelalterliche Ziegelstempel kartiert, jedoch leider nicht genauer beschrieben (Abb. 253). Das wie an den Chorformsteinen kreisrunde Stempelrelief besteht aus erhabenen, vom Mittelpunkt ausgehenden Linien, die Kreissegmente bilden. Leider ist die genaue Form von der Ferne nicht zweifelsfrei erkennbar. Vermutlich bilden vier der Linien ein gleichschenkeliges Kreuz, dazu kommen zwei oder drei zusätzliche, je eines der Viertel unterteilende Linien. Das Motiv erinnert an einen in der wesentlich früheren Nikolaikirche in Spandau zahlreich an Diensten, Pfeilern und Fenstern vorkommenden Ziegelstempel (Abb. 254), allerdings kommen einem Kreis eingeschriebene Linien, die Kreissegmente bilden und als vielspeichige Räder bezeichnet werden, den Kartierungen Rümelins gemäß sehr häufig und weit verbreitet vor.[771]

[768] Der Formstein wurde nicht gezeichnet, er lässt sich daher nur in der Grundform, nicht jedoch mit den genauen Maßen mit in den Turmhallenarkaden, Langhausarkaden, am Fenstergewände des mittleren Langhaussüdfensters und an der gesamten Traufe verwendeten gekehlten Steinen vergleichen.

[769] An der Außenseite der südlichen Trauferhöhung wurden 284/136/101 mm gemessen (Dienstleistung Denkmal 2001, Mauerwerkskatalog), innen jedoch durchschnittlich 287/132/100 mm.

[770] Rümelin 2003, S. 138.

[771] Rümelin 2003, S. 163. Als Beispiele bringt er einen von mehreren Stempeln am Rathaus in Tangermünde (Keller) von um 1430, in der Form von zwei zueinander versetzt angeordneten Kreuzen, die acht relativ gleich große Kreissegmente ergeben. Prinzipiell ähnlich ist einer der vier Kreisstempel von St. Katharinen in Stendal, allerdings fallen dort Stege und Kreissegmente recht unterschiedlich breit aus. Ähnlich aussehende Räder kennt man auch im Raum Lüneburg.

Eine deutliche Baunaht scheidet sowohl auf der Nord- als auch der Südseite diese Trauferhöhung im verlängerten Langhausbereich von der später ebenfalls auf diese Höhe gebrachte Traufe der Turmseitendächer. Der eigentliche Turm hatte also zunächst ein niedrigeres Erdgeschoss als das ältere Langhaus. Auf der Nordseite reichte das Feldsteinmauerwerk offenbar bis zum Traufgesims. Auf der Südseite setzt sich das Backsteinmauerwerk der Trauferhöhung im Bereich des verlängerten Langhauses noch heute deutlich ohne Baunaht weiter in Richtung Westen in Form von zwei auf dem Feldsteinmauerwerk aufliegende Backsteinschichten fort (Abb. 251). Im äußersten Westen war offenbar ein Ausgleich nötig, denn die beiden Schichten sind hier zu einer hochkant versetzten Läuferlage zusammengefasst. Die in der einheitlich durchlaufenden Lage darüber auffällig vielen vermauerten Binder könnten zu einer ehemaligen Traufausbildung gehören, die durch die spätere Angleichung der gesamten Turmtraufe an die Langhaustraufhöhe in der Bauphase 1518d zerstört wurde. Die ursprüngliche Oberkante der Traufe gibt die deutlich auskragende fünfte Backsteinlage an. Durch die Achsenverschiebung des Anbaus liegt nur der Traufanschluss an der Südseite bündig mit der Feldsteinwand, an der Nordseite springt er hinter die Ebene der Feldsteinwand zurück (Abb. 252).

Der weitere Bauablauf kann nur noch rekonstruiert werden, da die betreffenden Bereiche 1518 weitgehend verändert wurden. Zunächst muss das Dachwerk des Langhauses nach Westen bis zum Mittelturm verlängert worden sein. Das damalige Langhausdach war flacher als das vorhandene. Das beweisen einerseits der für das jetzige Dach aufgestockte Ostgiebel (vgl. Abb. 141 bis 143) und andererseits die gut 1 m unterhalb der jetzigen Dachschräge endenden Wartesteine an der Südwand des Mittelturms für die Giebeldreiecke zwischen Langhausdach und südlichem Turmseitendach, die aber schon zur Bauphase 7 zählen (vgl. Abb. 297).[772] Ähnliches gilt für die wohl noch in Bauphase 5 erfolgte Eindeckung der Turmseitendächer. Die Dachschrägen lagen nicht in Verlängerung des Langhausdachs und waren flacher ausgeführt. Ein Stück der ursprünglichen Giebelschräge hat sich im südlichen Seitendachraum an der Trennmauer zum Langhausdach erhalten (Abb. 255). Im unteren Bereich, der dem Höhenversprung zwischen Langhausdach und Turmseitendach entspricht, ist diese Trennmauer noch bauzeitlich und mit der Turmsüdmauer im Eckverband. Demnach war die Trennwand unterhalb des Pultdachs ca. 2 m dick, oberhalb des Pultdachs verringerte sich die Mauerstärke um etwa 35 cm, wie an der Position der Baunaht der erhöhten Traufe des Langhausbereichs ablesbar ist. Diese Fortsetzung der Wand in geringerer Stärke bildete den nicht mehr erhaltenen und vielleicht auch nur geplanten westlichen Abschluss des Langhauses. Wahrscheinlich gab es stattdessen oberhalb des Pultdachs und oberhalb der mit dieser Bauphase erreichten Höhe des Mittelturms, die noch weit unter dem Dachfirst des Langhausdachs lag, nur einen provisorischen Westgiebel aus Holz. Ein provisorisches Dach war außerdem als vorläufiger Abschluss für den Mittelturm nötig.

Bis auf den in Abb. 255 sichtbaren Rest gehören die Giebeldreiecke der Turmseitendächer sowohl auf der Ost- als auch der Westseite zu späteren Bauphasen. Diejenigen auf der Ostseite in Richtung Langhaus werden mit dem neuen Dachwerk 1518 entstanden sein. Das südliche Giebeldreieck der Westfassade mit der Blendengliederung wurde 1893/94 errichtet und ist in 1949/50 reduzierter Form ohne Fialen erhalten. Das nördliche ist mit der gesamten Turmnordwestecke ein schmuckloser Wiederaufbau vom Winter 1946/47.[773] Beide Giebeldreiecke reichen bis weit über das Feldsteinmauerwerk des Turms hinaus, weil die Seitenschiffdächer nachträglich höher gesetzt wurden. In ihrer ursprünglichen Höhe setzten die Pultdächer der Turmseitenschiffe am Traufgesims des Turms an und endeten unterhalb des Wechsels vom Feld- zum Kalksteinmauerwerk des Mittelturms, an der Grenze zur folgenden Bauphase. Diese Tatsache ist auch an der Dachanschlusskante direkt unterhalb der

[772] Die Situation an der Nordseite gegenüber wird durch den von Blankenstein eingebauten Wendelstein in der Nordvorhalle verdeckt.

[773] Im Oktober 1946 war der Wiederaufbau des Giebelfelds noch mit Schmuck in Sgraffito-Technik geplant. LDA-Archiv MIT Z 21/34 D, Bl. 6 (vgl. Kopien bei v. d. Driesch 2001). Die Arbeiten waren spätestens am 21. März 1947 ohne Sgraffito erledigt. EZA, Bestand 7, Nr. 11519.

Bauphasengrenze zur Aufstockung des Turms in Kalksteinmauerwerk und den nur bis in diese Höhe ausgeführten Wartesteinen an den Seitenwänden des Mittelturms abzulesen.[774] Die Wirkung der ehemaligen flacheren Dachschrägen ließ sich vor der Ersetzung der Giebeldreiecke 1893/94 noch erahnen, denn sie zeichneten sich zumindest auf der Südseite auf den Vorzustandsfotos noch als Bauphasengrenze zur Aufstockung von 1518d ab (vgl. Abb. 15, 16).

Erst jetzt nach der Eindeckung machte es Sinn, die alte Westwand des Kirchenschiffs niederzureißen, wobei auch die drei Gewölbefelder im westlichsten Joch fast vollständig und ein Teil der schiffstrennenden Arkadenwände entfernt wurden (Plan 7). Für die Ersetzung und Verlängerung der abgebrochenen Arkadenwände im westlichsten Langhausjoch wurde ein im Vergleich zu den wohl wenig früher errichteten Trauferhöhungen wieder etwas abweichendes, aber ähnliches Format eingesetzt (Vgl. Abb. 105, 107 u. 108).[775] Die verlängernden Wände sind gegen breit angelegte Bereiche mit Wartesteinen an der Ostwand des Mittelturms gemauert. Die weit über die verlängerten Mauern hinausgehenden Wartesteine sind wieder ein Beleg für die eher gefühlsmäßige Bauweise des Turms. Man versuchte offenbar gar nicht die Maße aus dem Langhaus zu übertragen und legte den Anschluss vorsichtshalber einfach breit genug an.

Auf die oben angesprochenen Gewölbeauflager im Langhaus und in den Turmseitenschiffen hätte frühestens jetzt das Gewölbe gesetzt werden können. Es ist aber aufgrund der Gewölbeformen und einer zugehörigen skulptural ausgeführten Konsole wahrscheinlich, dass zunächst nur ein provisorischer Deckenabschluss hergestellt wurde, der die Turmhalle möglichst sofort benutzbar machte. Es ist nicht ganz auszuschließen, dass die Turmhalle für ihre erste Nutzungsphase bereits ausgemalt war. Darauf könnte der Befund einer mehrfarbigen Wandfassung (schwarze Begleitstriche?) unterhalb des Putzes des Totentanzes hinweisen.[776] Da über deren Datierung allerdings nicht mehr gesagt werden kann, als dass die Gestaltung vor der Wandmalerei des um 1470 datierten Totentanzes ausgeführt worden sein muss, gehört sie wahrscheinlich eher erst zur nächsten Turmbauphase, die innerhalb des Gesamtbaugeschehens an der Kirche wohl als Bauphase 7 ausgeführt wurde.[777]

8.3.2 Datierung Bauphase 5 (dritte Turmbauphase)

Der Abschluss des Turmerdgeschosses war Voraussetzung für die Nutzung der Turmhalle und die Erhöhung der Traufen der Langhausverlängerung war Voraussetzung für den Zusammenschluss des Westbaus mit dem Langhaus. Die zumindest an der Südseite beide Teile übergreifend konstruierten Traufausbildungen haben die etwa gleichzeitig erfolgte Eindeckung und damit Nutzbarmachung beider Bauteile gezeigt. Da eine erste Erwähnung und Nutzung der Turmhalle für 1437 überliefert ist, muss die Bauphase spätestens mit diesem Datum abgeschlossen worden sein. Eine Urkunde erzählt, „dass vor kurzem der Sigismundsaltar nun auf Anordnung des Altarvorstehers Blasius Glogako, gemäß dem Willen & Beschluss Friedrichs des Älteren, Markgraf von Brandenburg, und Stefans, Erzbischof von Brandenburg in den Turm derselben Kirche der Jungfrau Maria übertragen und wieder errichtet worden ist.“[778] Der Sigismundsaltar ist bereits seit 1370 als Stiftung Markgraf Ottos V. in der

[774] Angelegt wurden die Wartesteine für wesentlich breitere Giebeldreiecke als sie ausgeführt wurden. An die Wartesteine wurde nie in voller Breite der vorgesehenen Wand von 1,60 m Stärke angeschlossen.

[775] Es wurden durchschnittlich 289/139/102 mm gemessen. Insgesamt ist die jeweils gemessene Anzahl der Steine nicht für eine sichere Auswertung nach BaRB geeignet. Hier ergibt sich aber der Ablauf ohnehin aus der Logik des Bauens. Außerdem ist mit Wiederverwendung aus dem Abbruch der Westwand zu rechnen

[776] Wunderlich 2010b, S. 61f.

[777] In den oberhalb der nachträglich eingezogenen Gewölbe liegenden Wandpartien sind keine offensichtlichen Putz- oder Farbflächen erkennbar, allerdings sind die Gewölbezwickel noch nicht beräumt. Weitere Erkenntnisse zur Klärung der zeitlichen Einordnung der ersten Fassung sind auch durch die weiterführenden Untersuchungen in der Turmhalle zu erwarten.

[778] Oelrichs 1761, S. 118 ff. Nr. XXVI. Für die Übersetzungshilfe aus dem Lateinischen herzlichen Dank an Ulrike Hohensee und Martina Voigt (BBAW).

Marienkirche nachgewiesen (siehe Kapitel 7.2.17 „Zur Bauentscheidung für einen einschiffigen Chor“, S. 135). Es ist anzunehmen, dass der Altar ursprünglich in der Nähe der alten Westwand stand und die Translozierung mit dem Abriss der Westwand nötig geworden war. 1437 wurde auch der heute noch erhaltene, inschriftlich datierte bronzene Taufkessel geschaffen, der nach damaliger Sitte ebenfalls im Westteil der Kirche gestanden haben wird[779] – möglicherweise in einem der beiden Turmseitenschiffe. Der jahrgenauen, mit den Baubefunden ohne Widersprüche in Beziehung zu bringenden archivalischen Datierung ist bestätigend auch die Einordnung der charakteristischen Backsteinformate nach BaRB auf um 1430 hinzuzufügen.[780]

8.3.3 Zur fehlenden Bezugnahme des Turms auf das Langhaus

Bei der Besprechung des Turmgrundrisses fiel dessen Achsverschiebung im Vergleich zu den älteren Teilen des Kirchenbaus auf. Diese bedingte zahlreiche Unregelmäßigkeiten innerhalb der Turmhalle, beispielsweise verschwinden Archivolten der Arkadenöffnungen zwischen Turmhalle und Langhaus auf unterschiedlichen Höhen in den Pfeilern. Diese Ungleichheit ergibt sich, weil die Spitzbögen vom Langhaus aus mittig angeordnet sind und dadurch von der Turmhalle aus betrachtet jeweils zu weit südlich liegen. Konnte man bei der Auslegung des Grundrisses noch ungenaues Messen, Vorgaben aus der Umbauung oder eines Vorgängerfundaments in die Überlegungen einbeziehen, sind „entschuldigende“ Gründe für die fehlende Anpassung in der Höhe deutlich schwerer zu finden. Vielleicht führte besondere Vorsicht beim Bauen zu einer verfrühten Beendigung der Seitenturmmauern. Dies wäre verständlich, falls die zukünftige Untersuchung ergibt, der Formsteinwechsel und einige Versprünge in der Turmhalle seien im Sinne der These zu interpretieren, dass die unterste Bauphase mit Resten eines eingestürzten Turms von kurz vor 1409 identisch sei.

Im anderen, wahrscheinlicheren Fall der Neuerrichtung des Turms von Grund auf ab 1418, war die deutlich niedrigere Ausführung der Seitenschiffe des Turms im Vergleich zum Langhaus wohl ein bewusster Akt der Verweigerung, sich auf das Vorhandene zu beziehen. Der Westanbau sollte sich in möglichst jeder Beziehung vom übrigen Gebäude absetzen. Dahingehend könnte auch die Wahl des Baumaterials interpretiert werden, wobei aber zumindest in Betracht gezogen werden muss, dass das unregelmäßige Mauerwerk von vornherein auf Verputz berechnet gewesen sein könnte und dessen intendierte Wirkung daher letztlich offen bleiben muss.[781]

Als anderer Grund käme wieder die schon geäußerte Möglichkeit eines Vorgängerbaus in Frage, an dem sich nicht nur der Grundriss, sondern auch die Traufhöhe orientiert haben könnte. Im Spätmittelalter häufen sich im Backsteingebiet Fälle von Westtürmen aus oft grobem Feldsteinmauerwerk, die nicht allein durch Wiederverwendung zu erklären sind. Es gilt hier Ähnliches, worauf mit Bezugnahme auf Müller bereits über die Feldsteinanteile des Langhauses verwiesen wurde. Die Materialwahl dürfte häufig mit einem bewussten Anknüpfen an Traditionen verbunden sein. Auch wenn eine bodenständige „altehrwürdige“ Wirkung durch Verputz vielleicht nicht so stark in den Vordergrund trat, dürfte doch der Breitturm in Schiffsbreite des Kirchenschiffs Assoziationen zu den in der Region traditionellen Westriegeln des 13. Jahrhunderts geweckt haben. Als Motiv sollten die von Müller herausgearbeiteten Gründe vergleichbarer Fälle unbedingt in Betracht gezogen werden.[782] Darüber hinaus wurde von Badstübner speziell in Bezug auf Feldsteintürme auf inhaltlich-rechtliche Gründe, wie die Übertragung von alten Rechts- und Patronatstiteln verwiesen, die zur Erhaltung alter Feld-

[779] Zur üblichen Aufstellung der Taufen im Westen vgl. Seyderhelm 2011, S. 397, siehe auch die zahlreichen Beispiele bei Kosch 2000.

[780] Freundliche Information von Thomas Seggermann.

[781] Überliefert ist Fassadenputz am Turm seit 1706, als „das mauerwerk aber grau und die quader und fenster weiß" abgeputzt wurde; vgl. ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, Bl. 60/61. Die Fassaden blieben verputzt bis zur fotografisch und schriftlich überlieferten Freilegung des Mauerwerks 1893.

[782] Vgl. dazu Müller 2005 und ders. 2011.

steintürme geführt hätten.[783] In dieser symbolischen Denkweise wäre die Kontinuität auch gegeben, wenn in einem Nachfolgebau Material des alten Bauwerks als Spolie oder Imitat eingesetzt wird.

9. Bauphase 6 – der Anbau der Sakristei (2. Drittel 15. Jahrhundert, vermutlich 1440/50)

An der Südfassade wurde vor dem zweiten Joch von Osten die sogenannte Alte Sakristei als nahezu quadratischer eingeschossiger Anbau errichtet (Abb. 256). Richtung Süden ist sie mit einem Pfeilerblendengiebel bekrönt, der vor den Flächenabrissen ab 1886 nur durch eine Gasse vom Neuen Markt aus und von einem Verbindungsweg zur Bischofstraße aus der Distanz betrachtet werden konnte. Mit seinen drei Wiederholungen an den Südanbauten prägt er heute die Ansicht der Kirche vom Rathaus aus.

Vom Dach aus ist erkennbar, dass die seitlichen Sakristeiwände eindeutig vor die Strebepfeiler gesetzt sind.[784] Es wurde auch eine eigene Nordwand errichtet und zwar, indem die Außenschale der Langhauswand ausgebrochen und die neue Wand unter Zusetzung des unteren Teils der Langhausfensteröffnung dagegen gemauert wurde.[785] Die Mauer geriet dabei etwas schräg. So steht sie durchgehend von der Mauerkrone bis zum Fußboden im Osten 15 cm, im Westen nur 5 cm vor die Langhauswand. Da die Mauerkrone eng mit der Langhausmauer verzahnt wurde, war die Einfügung einer Ausgleichsschicht vor Erreichen derselben nötig. Als Erklärung für den beachtlichen Aufwand der verzahnenden vorstehenden Wand wurde vom untersuchenden Büro ASD einleuchtend auf eine Hinterfangung des nötigen Türdurchbruch vom Anbau ins Langhaus und auf die Gewinnung von Gewölbeauflagern für den Neubau verwiesen.[786] Gerade der Türdurchbruch, der sich bei den weiterführenden Untersuchungen im Kircheninnern als bauzeitlich um einiges größer als heute erwiesen hat, dürfte der Hauptgrund gewesen sein (vgl. Abb. 91).[787] Der Scheitel des vermutlich flachbogigen Sturzes aus einer Binderrollschicht lag ursprünglich nur etwa 70 cm unterhalb der Fensterbrüstung. Zwischen Sturzbogen und Brüstung befindet sich in Richtung Kirchenschiff originales Feldsteinmauerwerk der ersten Bauphase aus behauenen Quadern mit Hohlziegelauszwickelung in zum Teil auffällig breiten Fugen von 3,5 cm. Die ursprüngliche Öffnungsbreite konnte aufgrund der unmittelbar neben der verkleinerten Sakristeitüröffnung eingebauten Epitaphien Sartorio/Brentana und Mongreiff/Seger[788] nicht genau ermittelt werden. Durch den Einbau des Epitaphs Sartorio wurde zudem die östliche Bogenkante teilweise zerstört.

9.1 Mauerwerk

Der Sockel der Südfassade wurde 1893/94 nach der Freilegung mit den neuen Südanbauten zusammen erneuert und besteht aus zwei Lagen Sandsteinquadern. An der Ostfassade sind die beiden Lagen aus den bauzeitlichen behauenen, wesentlich unregelmäßigeren Feldsteinen erhalten. Im Übrigen bestehen die bauzeitlichen Flächen des gesamten Baus aus einheitlichem orangerot bis gelblichem Ziegelmaterial mit deutlichen Quetschfalten und den durchschnittlichen Maßen 280/134/95 cm. Gemauert wurde im Läufer-Läufer-Binder-Verband mit jeweils über etwa fünf Lagen übereinander liegenden Bindern. Zu erkennen ist teilweise der Parallel-LLB-Verband aber auch der

783 Badstübner 1994, S. 38.
784 ASD 2003, S. 7f., Fotodokumentation Bl. 4. Die Nordostecke ist allerdings durch einen Schornsteineinbau gestört.
785 Vermutlich für den Einbau von Emporen wurde das Fenster noch weiter, unter Auslassung einer Türöffnung, zugesetzt.
786 ASD 2003, S. 8.
787 Die Befundöffnung wurde 2009 entlang eines vom Fenster oberhalb der Sakristeitür ausgehenden Risses angelegt.
788 Die Epitaphien wurden mit einer Rosafassung eingebaut, die vielleicht noch der Innenraumfassung von 1729 zuzuordnen ist. Freundlicher Hinweis von Hans-Jürgen Wunderlich. Die Verkleinerung der Sakristeitür muss also mindestens so alt sein. Die Sterbedaten der erinnerten Personen liegen zwischen 1654 und 1718. Offensichtlich wurde aber die Ausmauerung unterhalb des Sturzbogens anlässlich des Einbaus des neuen Türgewändes 1893/94 mit den für die Bauphase typischen porösen orangeroten Ziegeln erneuert.

Kreuz-LLB-Verband. Die Errichtung des Gebäudes erfolgte ohne Hinweise auf Baunähte oder Unterbrechungen in einem Zug.[789] Das schlicht gehaltene Erdgeschoss ist lediglich durch einfach abgetreppte und schräg abgedeckte Eckstrebepfeiler[790] und zwei spitzbogige Fensteröffnungen gegliedert. Nur das östliche Seitenfenster ist – abgesehen vom Stabwerk des 19. Jahrhunderts und der ergänzten Brüstung – noch mittelalterlich (Abb. 257a/b). Die Fensterkanten sind gekehlt, im Gegensatz zu den in Anpassung an die Formsteine des Sakristeigiebels gefasten Vorderkanten des südseitigen Fensters von 1893/94.[791]

Der Kehlstein wurde als Rollschicht ein zweites Mal als Traufgesims der Sakristei-Ostwand verwendet. Ob ähnliche Anlaufsteine für die Kehlen der Fenstergewände, wie sie jetzt aus der Zeit von 1893/94 vorhanden sind, schon zuvor vorhanden waren, lässt sich mangels fotografischer Aufnahmen nicht mehr belegen. Ansonsten wurde mit dem Kehlstein für die Erdgeschosswände lediglich eine einzige Formsteinart eingesetzt (Abb. 258). Im Schmuckgiebel hat man, abgesehen vom Fasenstein für die Pfeiler- bzw. Lisenenkanten und die Kanten der Putzblenden, noch Aus- und Anlaufsteine für die Fasen, die hier großteils noch original sind, und einen Krabbenformstein verbaut. Die 1886 nur noch geputzten Fialenspitzen erhielten 1893/94 Ersatz durch einfache gemauerte Pyramiden (vgl. Abb. 156).

Anlässlich der Sanierung der Südanbauten entstanden 2003 Fassadenkartierungen der beiden unverbauten Außenwände, in denen originaler und Blankensteinscher Fugenmörtel sowie die in verschiedenen Etappen bzw. mit unterschiedlichem Material ausgetauschten Ziegel gekennzeichnet wurden (Abb. 259). Westlich des Fensters befindet sich eine große, aber relativ unauffällige Zusetzung einer ehemaligen Südtür, die in den Kirchhof führte. Die Tür wurde anlässlich des Einbaus einer Gruft unter der Sakristei 1753 angelegt[792] und ist im dritten Schleuen-Plan von 1757 dargestellt (Abb. 260b, vgl. auch Abb. 156). Zur Belüftung der Gruft diente ein kleines, östlich des großen Sakristeifensters angelegtes Fenster, das ebenfalls 1893/94 zugesetzt wurde. Am Ziegelmaterial sind diese Veränderungen kaum erkennbar und wurden daher bei der Vor-Ort-Kartierung verständlicher Weise auch nicht in ihrem gesamten Umfang erfasst. Für beide Zusetzungen wurde historisches Ziegelmaterial verwendet, das bei den kurz vor der Renovierung stattgefundenen Abbrüchen Berliner mittelalterlicher Gebäude systematisch gesammelt wurde.[793] Das an der Stelle der zeitweiligen Türöffnung erneuerte Mauerwerk geht weit über deren ehemalige Größe hinaus. Es umfasst die gesamte Wandfläche bis zu dem offensichtlich in gedrehter Position erneuerten Strebepfeiler. Dieser wurde anders als die Wandfläche, analog zu den angrenzenden Blankensteinschen Südanbauten, mit 1893/94 neu gebrannten Ziegelsteinen ausgeführt. Der Umfang der erneuerten Wandfläche ist an dem streng regelmäßig ausgeführten LLB-Verband erkennbar, bei dem alle Binder genau übereinander liegen.

789 Auch die Untersuchung des Dachs brachte keine Hinweise auf mehr als eine Bauphase. Vgl. ASD 2003.

790 Der 1893/94 im Zuge der Errichtung der ergänzenden Anbauten abgerissene südwestliche Strebepfeiler wird analog zum östlichen zu ergänzen sein

791 Bereits 1834-36 wurde das Sakristeifenster vergrößert (Abb. 156). Vgl. LAB, A Rep. 004, Nr. 722, Bl. 136-38, zitiert nach Deiters 2003, B1, S. 28.

792 LAB, A Rep. 004, Nr. 651, Bl. 5f, nach Deiters 2003, B 1, S. 5 u. 13.

793 Vielleicht wurde genau hier das von Stiehl erwähnte Abbruchmaterial aus der Dominikanerkirche verbaut, das „'durch glücklichen Zufall' genau gleiches Format mit den an diesem Bau [der Marienkirche] im Mittelalter verwendeten Steinen hatte". Stiehl 1893, S. 531. Jedenfalls wurden sie nicht für die neuen Anbauen verwendet, wie George 1893, S. 608 und noch einmal 1894, S. 504 angibt, denn diese sind eindeutig aus 1893/94 neu gebranntem Material. Bereits 1860 wurden im Auftrag Stülers von Maurermeister Händly Abbruchsteine vom alten Rathaus für die Marien- und Nikolaikirche ersteigert, die laut Aktenüberlieferung auch verbaut wurden. Siehe ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 338, unpag. 1865 erhält die Kirchengemeinde über Vermittlung von Bauinspektor Waesemann 25 500 Stück Mauersteine vom Bauplatz des neuen Rathauses. Siehe ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 339, unpag.

So gut wie keine Aussage ist über die seit vor 1716[794] zumindest zum Teil durch Anbauten verdeckte Westfassade zu machen. Der Schulz-Plan von 1688 legt immerhin das Vorhandensein von Fensteröffnungen nahe (vgl. Abb. 10). Die Türverbindung zur Südvorhalle geht erst auf die Umbauten von 1893/94 zurück.

9.2 Der Sakristeigiebel

Der südliche Schmuckgiebel der Sakristei ist ein eingeschossiger Pfeilerblendengiebel mit sieben polygonalen, über dem Giebeldreieck in frei stehenden Fialen endenden Lisenen und je einer spitzbogigen durchlaufenden Putzblende dazwischen. Lisenen und Spitzbogenblenden beginnen in Traufhöhe und steigen ohne Untergliederung bis zu den Giebelkanten auf. Im Unterschied zum Ostgiebel des Langhauses ist der Sakristeigiebel eine nahtlose Fortführung der Südwand. Er ist nicht zurückgesetzt, so dass die Lisenen in Wandebene liegen. Die Trauflinie ist vollkommen unbetont und nur durch eine hochkant stehende Schicht erkennbar, die sich durch die Rollage des Traufgesimses der Seitenwände ergibt. Eine plastische Durchbildung der Giebelfläche ergibt sich durch die Rückstufung des Giebeldreiecks und der Blenden um je einen halben Stein. Die Pfeilerkanten und auch die Kanten der Putzblenden sind abgefast, d. h. mit den erwähnten Fasensteinen hergestellt. Die krabbenbesetzten pyramidenförmigen Fialenspitzen verleihen dem Giebel eine feingliedrige Wirkung. Im Unterschied zu den anderen Fialspitzen an Ostgiebel und Chor sind die Formen hier gesichert, sie waren 1886 bereits so vorhanden. Überhaupt blieb die Sakristei, bis auf einen Einschuss etwas östlich der Giebelmitte, von Kriegsschäden verschont.

In den zentralen vier Putzblenden sitzen kleine hochrechteckige Vorhangbogenfenster. Die seitlichen sind schlitzartig hoch, die beiden mittleren breiter und gedrungener. Vom Dach der Sakristei aus ist erkennbar, dass die Gewände der Mittelfenster in ursprünglich größere Fensteröffnungen eingesetzt wurden. Diese waren höher, breiter und hatten flachbogige Stürze.[795] Die bauzeitlichen Fenster waren somit etwa gleich hoch. Die Verkleinerung geht vielleicht auf die von Schinkel mitbetreute Renovierung von 1818 zurück, da sie bereits auf dem Stich vom Bembé von um 1838 (vgl. Abb. 139) und auf den frühesten Fotografien vorhanden ist. Walther hingegen zeigt 1737 und später betont hohe Öffnungen, die sich in der Form nicht belegen lassen (Abb. 261).

9.3 Innenraum

Der fast quadratische Innenraum ist mit zwei schmalen, längs ausgerichteten Kreuzrippengewölben auf Kalksteinkonsolen gedeckt und mit Einbau- und Wandschränken des 19. Jahrhunderts ausgestattet (Abb. 262).[796] Der Fußboden wurde spätestens beim Grufteinbau 1753 erstmals erneuert. Von der mittelalterlichen Struktur sind nur die Gewölbe erhalten, die – abgesehen von der Materialkombination Kalkstein und Formziegelrippen – nicht mit den übrigen Gewölben der Kirche vergleichbar sind. Die Eckkonsolen sind in der heutigen Form zum Teil angeputzt, daher ist ihr ursprüngliches Aussehen unklar. Auch die einfachen, mit einem Karnies mit Absatz profilierten, breiteren Mittelkonsolen sind ausgleichend überputzt, geben aber im Wesentlichen die darunter sondierte Gestalt wieder (Abb. 263).[797] Entfernt erinnern sie an die ähnlich profilierten Kapitelle der Pfeilervorlagen im Chor (vgl. Abb. 171 u. 174). Für sich allein stehen die mit dicken Farbpaketen beschichteten, kaum von einem Rundstab unterscheidbaren Birnstabrippen mit seitlich begleitenden Wülsten (Abb. 265) und die

[794] Anbau des Erbbegräbnisses Stiller bzw. Müller nach Deiters 2003. Zusammen mit einem weiteren Anbau wird es bei Küster als neues Erbbegräbnis bezeichnet. Vgl. Küster 1752, S. 461.

[795] Der Putz des Sakristeigiebels läuft im westlichen der Fenster eindeutig hinter die Zusetzung. Das östliche war von dem Kriegsschaden betroffen. ASD 2003, S. 6, 9, Fotodokumentation Bl. 10 u. 13.

[796] Von der Sakristeirenovierung 1834-36 stammt zumindest ein als Wandeinbau gestalteter Tresor mit der Jahreszahl 1835.

[797] Wunderlich 2005.

rechteckigen Schlusssteine (Abb. 264). Die an allen Wandflächen vorhandenen Schildrippen haben ein ebenfalls stark überformtes Viertelstabprofil.

9.4 Dachwerk

Die heutige Dachkonstruktion der Sakristei ähnelt den Dächern der benachbarten Anbauten und stammt vollständig von 1893/94. Die Silhouette der ursprünglichen Dachkonstruktion zeichnet sich durch Farbunterschiede und Mörtelkanten deutlich an der Innenseite der Südgiebelwand ab und lag demnach niedriger. Die Dachkante verlief knapp oberhalb der seitlichen Fensteröffnungen mit einer Neigung von ca. 47 Grad. Es sind sogar Dachziegelabdrücke vorhanden. An der Kirchenwand sind ehemalige Dachanschläge an der Stelle von 1893/94 erneuerten Ziegeln nachvollziehbar.[798] Da sie nach ASD nur eine Dachneigung von etwa 55 Grad anzeigen, wäre zu überlegen, ob es sich dabei wirklich um die Spuren des mittelalterlichen Dachs handeln muss. Außerdem wurde ein jetzt funktionsloser handgesägter Balken einer älteren Dachkonstruktion unter der Dachbalkenlage offenbar bewusst erhalten. Aufgrund der Ausnehmungen für die ehemaligen Holzverbindungen wurde er als Dachbalken eines einfachen Kehlbalkendachs ohne Stuhl identifiziert, dessen Maße zu einem Sakristeidach passen würden. Es waren darin ein Sparren, ein Aufschiebling und seitliche, mehrere Dachbalken mit Blattzapfen verbindende Hölzer eingezapft und mit Holznägeln gesichert. Auf der Unterseite (in jetziger Lage oberseitig) ist die Sasse für eine Verkämmung mit der Mauerlatte vorhanden. Der Balken mit einem Abbundzeichen aus vier Ruten wurde noch nicht dendrochronologisch untersucht, wurde aber als noch einer mittelalterlichen Dachkonstruktion möglicherweise zugehörig, wahrscheinlich aber jünger, eingestuft.[799] Der einzige wirklich sicher mit dem ursprünglichen Dach in Verbindung stehende Hinweis ist daher die Silhouette am Südgiebel.

9.5 Datierung Bauphase 6

Für eine Datierung des Gebäudes über den Stil seines Giebels gilt Ähnliches wie für den Ostgiebel. Die häufig undatierten Vergleichsbeispiele sind dieselben und verweisen auf die nähere Umgebung in Berlin selbst und die Stadt Brandenburg, lassen aber keine konkrete zeitliche Einordnung zu. Aufschlussreicher ist die erfolgte Altersbestimmung zweier vermauerter Backsteine der Sakristei mit Hilfe der Thermolumineszenzmethode. Sie ergab für die erste Probe einen Herstellungszeitraum von 1462 +/-48 und für die zweite von 1472 +/-59.[800] Die Ziegel können somit in dem großen Zeitraum zwischen 1413 und 1531 gebrannt worden sein. Innerhalb der genannten Spanne liegt der wesentlich präzisere Datierungsvorschlag aufgrund von Vergleichsdaten aus dem Backsteinregister Berlin. Demnach sind die verwendeten Backsteine um 1440/50 einzuordnen.[801] Es zeichnet sich damit eine Zuordnung ins 2. Drittel des 15. Jahrhunderts ab, d. h. der von Borrmann vorgeschlagene Zusammenhang mit der Geldaufnahme des Rates von Berlin für nicht näher genannte bauliche Aktivitäten an der Marienkirche im Jahr 1340 scheidet in jedem Fall aus.[802] Innerhalb des Baugeschehens an der Kirche liegt die Errichtung der Sakristei bei einer tatsächlich zutreffenden Datierung um 1440/50 wahrscheinlich zwischen der ersten Etappe der Fertigstellung der Langhauserweiterung mit der anschließenden Turmhalle und deren in einem zweiten Schritt erfolgte Einwölbung, die verbunden war mit einer weiteren Aufstockung des Mittelturms. Da letztere Maßnahmen nach neuesten Erkenntnissen aber vermutlich bereits um 1450 erfolgten, kann eine genau umgekehrte Reihenfolge der Bauphasen 6 und 7 nicht ausgeschlossen werden. In jedem Fall handelt es sich bei dem Sakristeibau um eine vollkommen eigene Bauphase, da Backsteinformat und Formsteinprofile keinen Bezug zu anderen Teilen der Kirche aufweisen. Gewisse Anklänge einer Anknüpfung an Bestehendes zeigen

[798] ASD 2003, S. 15f.
[799] ASD 2003, S. 10, Fotodokumentation Bl. 16.
[800] Gutachten Goedicke 2006.
[801] Freundliche Auskunft Thomas Seggermann.
[802] Zur urkundlichen Überlieferung vgl. Huch/Ribbe 2008, S. 104. Zur Zuordnung des Sakristeibaus in diese Zeit siehe Borrmann 1893, S. 205.

höchstens die beiden Kalksteinkonsolen an der Jochgrenze des Kreuzrippengewölbes, die mit der Kapitellzone der Pfeilervorlagen im Chor vergleichbar sind und der Pfeilerblendengiebel im Vergleich mit dem Ostgiebel. Diese Bezüge unterstützen eine Festlegung auf den früheren Teil der durch die TL gewonnenen Datierungsspanne.

Da nicht bekannt ist, ob der später als Alte Sakristei bezeichnete und tatsächlich als solche in Verwendung stehende Anbau bereits für diese Funktion errichtet wurde, könnten unter Umständen auf eine andere Nutzung verweisende archivalische Überlieferungen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit dem Bau in Verbindung stehen. Bischof Stephanus von Brandenburg gewährt im Jahr 1442 zwei Ablässe zugunsten der Förderung von Messfeiern zum Lob der Jungfrau Maria, die von einer Gesellschaft oder Bruderschaft von gelehrten und geistlichen Bürgern von Berlin veranstaltet werden.[803] Diese später als Liebfrauenbruderschaft bezeichnete Gemeinschaft beschäftigte mehrere Geistliche für ihre täglichen Messfeiern. Es ist nicht auszuschließen, dass die Alte Sakristei ursprünglich ein von dieser Gemeinschaft finanzierter und genutzter Kapellenanbau war[804] oder dass er, was mangels eines anderen nachweisbaren Anbaus ebenfalls möglich wäre, beide Funktionen vereinte.[805] Beispielsweise erhielt die Stadtpfarrkirche St. Nikolai in Jüterbog um 1440 am zweiten Langhausjoch von Osten einen nachweislich als Sakristei benutzten Südanbau. Wie schon sein Vorgängerbau an vermutlich gleicher Stelle, war der allerdings zweigeschossige Neubau auch als Kapelle in Verwendung und besaß einen Altar. Für das Jahr 1447 ist die Aufstellung eines neuen Altars in der „neuen Sakristei“ überliefert. Vermutlich befand sich die mit dem Altar ausgestattete 1453 erwähnte Marienzeitenkapelle zunächst im Obergeschoss, wurde aber nach dem Bau einer neuen Sakristei ins Erdgeschoss verlegt.[806]

Mitte des 15. Jahrhunderts stieß noch eine andere dem intensiven Gottesdienst und vorgeschriebenen Gebetszeiten verpflichtete Gemeinschaft als geschlossene Gruppe an die Berliner Marienkirche. Auf eigenen Wunsch und mit Unterstützung Markgraf Friedrichs II. wurde 1450 das Kollegium von zwölf Mansionarien mit einem Präcentor als Vorsteher aus der Pfarrkirche von Lebus mit päpstlicher Erlaubnis über die Bistumsgrenzen hinweg an die Marienkirche verlegt. Offenbar stellte die räumlich erweiterte Kirche gute Existenzbedingungen für die zum ständigen Aufenthalt verpflichteten Chorvikare bereit, auch wenn die Umsiedlung am Ende nicht vollzählig erfolgte.[807] Auf der anderen Seite bedeutete die Ansiedlung der Gemeinschaft mit ihren Einkünften für die Marienkirche eine Aufwertung. Vielleicht ist der Vorgang in Zusammenhang mit der Begleichung der Schulden der Markgrafen gegenüber der Kirche zu sehen, die seit der Überlassung der Kirchenglocken für Kriegsgeschütze zu Beginn der Hohenzollernära bestand. Leider gibt es keine weiteren Quellen, die einen der Gemeinschaft zugeordneten Altar oder Aufenthaltsort nennen würden. Als mögliche Wirkungsstätte der Chorherren käme der zum Laienbereich klar abgetrennte Chor in Frage. Genausogut könnte für sie aber auch eine eigene Kapelle, z. B. die sogenannte Alte Sakristei, errichtet worden sein. Es gab darüber hinaus noch einen zweiten kapellenartigen Anbau im Westen der Nordseite, dessen ursprüngliche Funktion nicht belegt werden kann. Auch dieser könnte sowohl einer Liebfrauenbruderschaft als auch einer Gemeinschaft von Mansionarienherrn gedient haben.

[803] Vgl. Huch/Ribbe S. 343, dort mit offensichtlichem Fehler in der Angabe des Tages 12. Februar und einer Vermischung des Textes der 2. Überlieferung vom 6. Dezember, vgl. ebendort S. 348. Nach Fidicin 1837, S. 318 müsste es sich bei der früheren Urkunde um den 6. Februar handeln, dem Gedenktag der Hl. Amandus und Vedastus.

[804] Seit dem mittleren 15. Jahrhundert entstanden an den meisten Pfarrkirchen größerer Städte Marienzeiten- oder Marientidenkapellen, in denen täglich die kanonischen Stundengebete zu Ehren der Jungfrau Maria abgehalten wurden. So zum Beispiel die Liebfrauenkapelle an der Nikolaikirche in Berlin. Es gibt aber auch Beispiele, wo dafür Vorhallen oder der Chor (Marienkirche Prenzlau) verwendet wurden. Dazu Cante M. 2000, S. 96.

[805] Nach Cante M. 2000, S. 96 ist der Fall einer Kombination allerdings selten.

[806] Buchinger/Cante 2000, S. 68.

[807] Neumeister 2010, S. 755. Für den Literaturhinweis danke ich herzlich Christiane Schuchard, LAB. Das lateinisch abgefasste päpstliche Exekutionsmandat selbst ist abgedruckt in CDB, Teil I Bd. 24, S. 432f, Nr. CXLI.

9.6 Die Kapelle an der Nordwestseite des Langhauses – ein weiterer noch mittelalterlicher Anbau

Im westlichsten Langhausjoch vor dem Westanbau zeigen deutlich sichtbare neuere Ziegel in zwei unterschiedlichen Höhen die Dachgiebelschrägen und einen Mauerdurchbruch eines ehemaligen Anbaus an (vgl. Abb. 41). Die Größe der aus nicht bauzeitlichem Backsteinmauerwerk bestehenden Fläche legt nahe, dass ein die gesamte ursprüngliche Jochbreite einnehmender Durchbruch in den ehemaligen Anbau bestanden hat. Auf dem Lindholzschen Plan von 1657/58 ist tatsächlich ein Bauwerk an dieser Stelle dargestellt (Abb. 266). 1669 wurde der als Kapelle bezeichnete Raum anlässlich des Ablebens des „General-Kriegs-Commissario" Nikolaus Ernst von Platen der Familie von Platen als Erbbegräbnis überlassen.[808] 1753 wird die an die Kirche zurückgefallene Kapelle zeitweilig als Sakristei genutzt und 1762 zum „publiquen Gewölbe" umgebaut, d. h. es wurde eine nicht einer bestimmten Familie vorbehaltene Gruft eingerichtet.[809] Wahrscheinlich gehörte diese Kapelle zu den 1818 zur Gewinnung von mehr Licht durch größere Fensteröffnungen abgerissenen Anbauten.[810] Auf der anlässlich des Umbaus der Turmspitze durch C. G. Langhans entstandenen Zeichnung der Westfassade von um 1889/90, die in mehreren z. T. späteren Versionen erhalten ist, ist der Anbau dargestellt. Demnach handelte es sich offenbar um einen mittelalterlichen Anbau mit hohen Spitzbogenfenstern und polygonalem Grundriss (Abb. 267). Die Darstellung der Kirche von Nordwesten im Schleuenplan von 1754 legt sogar nahe, dass der Bau, ähnlich der Alten Sakristei, ursprünglich mit einem gestalteten Giebel versehen war (Abb. 268). Falls die Darstellung des Anbaus richtig ist, dürfte der Giebel in Zusammenhang mit dem Umbau zum „publiquen Gewölbe" entfernt worden sein.

10. Bauphase 7 = vierte Turmbauphase: Aufstockung und Einwölbung des Westteils (um 1450)

Der Turmteil über dem Feldsteinmauerwerk bis zur Kämpferzone des Fensters im zweiten Obergeschoss besteht aus Kalkbruchsteinmauerwerk mit einer Hintermauerung aus Backsteinen eines kleinen Formats mit durchschnittlich nur 264/125/87 mm. Im außenseitig verbauten Kalkstein finden sich vereinzelt eingemauerte und eine durchgehende Lage rötlichbrauner gespaltener Feldsteine (Abb. 269 u. 297). Die Vermauerung des Kalkstein-Schichtmauerwerks erfolgte mit viel Mörtel, der teilweise über die Bruchsteine lappt.[811] Die sorgfältige Eckquaderung dieser und der folgenden Kalkstein-Bauphase wurde mit Versetzkeilen aus Ziegel- und Kalksteinbruchstücken ausgeführt – dieselbe Technik wurde beim Versetzen der Werksteine der Fenster-Blendbögen der Bauphase 7 angewandt.[812]

Ab diesem zweiten Turmobergeschoss tritt der Turmschaft über die Dächer der Turmseitenschiffe, nicht jedoch über das Langhausdach hinaus. Es befinden sich auf der West-, Nord- und Südseite baugleiche Fenster aus Werkstein – die einzigen Fenster in der Kirche, deren Gewände nicht aus Backstein sind. Es handelt sich um Doppellanzetten, die in einer spitzbogigen hohen Blendnische liegen. In dieser Grundform ähneln sie dem westlichen Fenster des ersten Turmobergeschosses, jedoch übersteigen sie dessen Maße deutlich. Das verputzte, hier wieder etwas gedrückte Bogenfeld wird durch eine ohne Kantenprofilierung gerade eingeschnittene Kreisblende geziert. Die Kanten der Lanzettöffnungen sind schlicht mit einer breiten Fase von etwas über 14 cm profiliert. Direkt hinter den Kantensteinen aus Rüdersdorfer Muschelkalk setzt im Gewände das Backsteinmauerwerk der Hintermauerung ein. Die Mittelstege sind z. T. nicht mehr original, sondern mit Backsteinformsteinen ausgebessert. Am Westfenster wurde ein Großteil des Mittelstegs durch neue, mit arabischen Ziffern

808 LAB, A Rep. 004, Nr. 653, Bl. 4, zitiert nach Deiters 2003.
809 LAB, A Rep. 004, Nr. 653, Bl. 6ff., zitiert nach Deiters 2003.
810 Aus den Beschreibungen von Klein 1819 S. 18f, lassen sich Abrisse oder zumindest die Tieferlegung von Anbauten ableiten.
811 Das ist an den drei geschützten, seit 1518 unter Dach liegenden Turmseiten heute noch nachvollziehbar.
812 Angaben aus der Untersuchung von Dienstleistung Denkmal 2001, o. S. (8).

durchnummerierte Kalkstein-Werksteine ersetzt.[813] Die auf den Messbildern deutlich heller hervortretenden Brüstungen an den beiden Fenstern der Turmseiten lassen an nachträgliche Veränderungen denken (Abb. 40, 46). Der Eindruck ist mangels Anhaltspunkten auf der Innenseite aber wahrscheinlich auf den nur unterhalb der Fenster abgegangenen Verputz zurückzuführen.

In der Kämpferzone der Blendbögen setzt bereits die folgende Bauphase mit abweichenden Kalksteingrößen und einem anderen Fugenbild ein. Die Naht deutet sich als Fuge mit Zusetzungen an, die vielleicht als Gerüstlöcher[814] möglicherweise aber auch als Balkenlöcher in Zusammenhang mit einem Interimsdach zu deuten sind.

10.1 Die Einwölbung des Westteils

Spätgotische kompliziertere Gewölbeformen kommen auch im östlichsten Mittelschiffjoch und im Chorbereich vor. Sie haben aber mit denen im Westen keine Gemeinsamkeiten. Nicht nur die Grundrissprojektionen (Plan 8), auch die kräftigen Birnstabrippen des westlichsten Jochs und der Turmseitengewölbe unterscheiden sich merklich von den sonst untereinander ähnlichen Gewölberippensteinen in der Kirche (vgl. Abb. 109, Plan 3). Deutlich anders sind auch die Mauerziegel aus denen die Gewölbekappen gemauert wurden. In den älteren Bereichen von Langhaus und Chor entsprechen die Gewölbesteine denen des aufgehenden Mauerwerks, im Westanbau wurden zum Gewölbebau eigene, sehr flache Backsteine mit einem durchschnittlichen Format von 66/264 mm verwendet, die aber immerhin in der Länge mit den Mauersteinen der Bauphase übereinstimmen.[815] Die Baunaht zwischen Langhaus und Westanbau im Gewölbe liegt nicht genau in der Verlängerung der ehemaligen Westwand, sondern bereits an der letzten Pfeilerstellung davor. Die ursprünglichen Kreuzgewölbe des westlichsten Jochs wurden mit dem Abriss der Westwand aus der ersten Bauphase abgebrochen, um die gesamte Travée neu mit modernen Netz- und Sternrippenfiguren zu überwölben (Pläne 8 u. 10). Nicht dazu gehört die erst 1893/94 ausgeführte Sternformation des Mitteljochs der Turmhalle.[816] Sie unterscheidet sich mit ihren jeweils in einem Punkt entspringenden Sternspitzen deutlich von den mittelalterlichen Gewölben.

Wie der obere Abschluss des Turmmittelschiffs ursprünglich beschaffen war, ist nicht überliefert und konnte aufgrund der jetzigen Gewölbedecke und des Fußbodenaufbaus des ersten Turmgeschosses noch nicht untersucht werden. 1818 wurde im Turmmittelschiff "in einer Höhe von 20 Fuß eine einfache Zwischendecke angelegt, so daß die Treppe zum Thurme verdeckt worden."[817] Diese Formulierung deutet auf eine große Deckenöffnung, die den Blick auf die im ersten Turmobergeschoss beginnende hölzerne Treppe in den Turmschaft frei gab. Aufgrund der bauzeitlichen Durchgänge zwischen dem ersten Obergeschoss des Mittelturms und den Dächern der Turmseitenschiffe lässt sich die Lage des Fußbodens, der sicher gleichzeitig die Decke der mittleren Turmhalle bildete, ungefähr an der Stelle des heutigen Fußbodens im Turmobergeschoss vermuten. Es müssen zumindest verbindende Stege zwischen den beiden Turmseitenschiffdächern in rund 14 m Höhe vorhanden gewesen sein. Die restliche Fläche könnte aber offen gewesen sein und eine direkte Sichtverbindung

[813] Vgl. ebd. und Aufmaß dieses Fensters von Barbara Perlich 2000 (archiviert im LDA Berlin).

[814] So gedeutet von Dienstleistung Denkmal 2001, Bauforschungsbericht.

[815] Einen vermutlich speziell für die Wölbung hergestellten Stein besaß auch die Prämonstratenserkirche Gramzow, deren nachträgliche Einwölbung von um 1517 (TL) stammt. Dazu Holst 2001, S. 176f.

[816] Die Überdeckung der Eingangshalle mit einem Sterngewölbe wird im Genehmigungsschreiben der Königlichen Ministerial-Bau-Kommission zu den geplanten Baumaßnahmen an der Marienkirche vom 13. April 1892 erwähnt und offensichtlich 1893/94 ausgeführt. Zum Genehmigungsschreiben vgl. ELAB, Bestand 14, Nr. 3363, Bl. 59-64, abschriftlich in van den Driesch 2001, Teil II, S. 59.

[817] Klein 1819, S. 20. Bei 20 Fuß (ca. 6,40 m) lag diese Zwischendecke knapp oberhalb des Westportals etwa auf Kämpferhöhe der Pfeiler in der Turmhalle.

in die hölzerne Innenkonstruktion des Turms bestanden haben. In jedem Fall ist eine Deckenöffnung zum Läuten der Glocken vorauszusetzen.[818]

Im Unterschied zum Langhaus, wo die Kreuzrippengewölbe durch als Halbsäulenvorlagen ausgebildete, im unteren Viertel anlaufende Wanddienste vorbereitet sind und aus deren Kapitellen emporsteigen, beginnen die Netz- und Sternrippengewölbe des Westanbaus ohne großes Eingreifen in die Wandfläche auf Wandkonsolen in Höhe der Kapitellzone (vgl. Abb. 53 und 96). Fehlende Dienste entsprechen einer fortgeschrittenen Stilstufe der Spätgotik hin zu einer möglichst starken Raumvereinheitlichung. Zu diesem Gedanken passt auch der Verzicht auf Schlusssteine, die durch Rippenkreuzungspunkte aus Werkstein ersetzt wurden. Ohne Unterbrechung durchzieht so das Liniennetz der Rippen die Deckenzone. Gleich geblieben ist lediglich das verwendete Material. Analog zu den Schlusssteinen und Dienstkapitellen im Chor bestehen die Rippenkreuzungspunkte und alle Gewölbekonsolen des Westanbaus aus Kalkstein.

Sämtliche Konsolen wurden aus einem im Mauerwerk versetzten Kalksteinblock herausgearbeitet und weisen, mit Ausnahme der Langhauskonsole in der Südwestecke, in kleineren Variationen eine schiefwinkelig polygonale und nach unten spitz zulaufende Form auf (Abb. 270). Gut untersucht sind bislang die beiden Konsolen im Langhaus, die jeweils etwas abgerückt von der Raumecke eingebaut sind. Diejenige in der Nordwestecke verjüngt sich nach unten zu einer abgeflachten Spitze, wobei die östlichste Seite unregelmäßig gebrochen ist und nicht auf die Spitze zuläuft (vgl. Abb. 96). Auch verzieht sich die als Deckplatte ausgebildete Oberseite und verschmälert sich in Richtung Osten leicht, wodurch sie zu dieser Seite schräg abfällt. Der Setzmörtel an den Konsolfugen ist augenscheinlich der gleiche wie derjenige des Schildbogens und der Gewölbekappen und findet sich auch an der gegenüberliegenden Konsole in der Südwestecke. Zum Wandmauerwerk hingegen sind aneinander stoßende Mörtelgrenzen erkennbar. Die Konsolen wurden also erst mit Errichtung des Gewölbes nachträglich in die Wand eingefügt.

Als Besonderheit hervorzuheben ist die Konsole in der Südwestecke des Langhauses, die heute nur von der Orgelempore aus betrachtet werden kann. Sie ist die einzige figürliche und dazu qualitätvolle Bildhauerarbeit am gesamten Bau (Abb. 271). Einer mit fünf nach innen gekehlten Seiten gebrochenen, nach unten sich verschmälernden Grundform ist eine männliche Figur vorgelagert. Ihre Haare sind durch eine nach hinten über die Schultern fallende Kopfbedeckung, eine nach der Mode des 15. Jahrhunderts aufgesetzte Gugel, verdeckt. Sie ist mit einem knielangen, in der Taille gegürteten und vorne offenen ärmellosen Rock und einem Hemd mit weiten Trompetenärmeln bekleidet. Der v-förmige Hemdausschnitt liegt eng am Hals an und scheint einen über den etwas tieferen Rockausschnitt umgeschlagenen kurzen Kragen zu haben. Die zahlreichen strengen Längsfalten des Obergewandes sind plastisch wiedergegeben, die Gesichtszüge realistisch ausgeprägt und die Hände fein herausgearbeitet. Der in der Aufnahme etwas disproportional wirkende Körper mit zu kurzen angewinkelten Beinen ist offensichtlich auf Fernwirkung von unten gearbeitet. In der rechten an den Körper gepressten Hand hält der Mann einen länglichen stockartigen Gegenstand, der aber am unteren Ende etwas breiter wird und nach innen gerundet ist. Die linke Hand ist nach hinten abgewinkelt und scheint einen zylinderförmigen schräg gerieften Gegenstand hochzuwerfen. Links der Figur ist das Schallende eines Blasinstruments erkennbar. Ihm folgt eine rundlich hervortretende unklare Form, die sich in die Wand hinein fortsetzt. An den Seiten der Konsole verschwindet tatsächlich bildhauerisch bearbeitete Oberfläche in der Wand und liegt eindeutig unter dem ersten, noch mittelalterlichen Putz. An der Unterkante ist deutlich ein runder Querschnitt erkennbar, dem die Fortsetzung nach unten fehlt. Die Konsole wurde offensichtlich als Kapitell gehauen und entweder hier wiederverwendet oder zumin-

[818] Im vorhandenen Dielenfußboden befindet sich ungefähr in der Mitte eine 120/235 cm große rechteckige Nahtstelle, die auf eine letzte zu diesem Zweck vorhandene Deckenöffnung hinweisen könnte. Ein Gemälde von Julius Jacob der SSMB von 1889 zeigt den die dicken Glockenseile bedienenden Glöckner im Mittelschiff der Turmhalle vor dem 1893/94 erfolgten Umbau der Treppenanlage zur Orgelempore.

dest für einen anderen Anbringungsort gefertigt, aber schließlich hier als Konsole eingebaut. Als Kapitell war es für eine schlanke Säule oder einen Dienst gedacht, der mindestens als Dreiviertelstab ausgebildet gewesen sein muss. Die nicht mit der Figur in Verbindung stehenden Objekte gehören demnach zu einer zweiten Figur, von der in der Zweitverwendung oder auch in der Erstverwendung am ursprünglich nicht vorgesehenen Ort nur ein Ellbogen (die rundliche Form) und ein trompetenähnliches Instrument sichtbar blieben.

Ein fast identischer geriefter Zylinder, wie ihn die sichtbare Figur in der linken Hand balanciert, wurde an einem Dienstkapitell im Erfurter Dom als Kerze interpretiert – allerdings sind dort Gestik und Körperhaltung der beiden dargestellten Männer nicht mit dem Befund in der Marienkirche vergleichbar (Abb. 272). Ebenso weist die charakteristische Kleidung der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf eine viel frühere Entstehung.[819] Alle Details berücksichtigend, scheint es sich bei der Darstellung in der Marienkirche um Spielleute zu handeln, die im Tanz oder Sprung begriffen sind. Der sichtbare Musikant spielt die typische Kombination Trommel und Einhandflöte, während das Instrument der in der Mauer verschwundenen Person eher eine Schalmei mit größerem Schalltrichter zu sein scheint.[820] Einen ähnlich bewegten Musikanten mit den gleichen, zugleich zu bedienenden Instrumenten Flöte und Trommel, zeigt eine französische Handschrift der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (Abb. 273). Das Sujet gehört nicht unbedingt zur typischen sakralen Ikonographie und wäre auch in einem weltlichen Rahmen denkbar. Da die Szene ganz offensichtlich für einen anderen baulichen Zusammenhang gedacht war, wäre die Herstellung für einen profanen Ort zumindest nicht ausgeschlossen. Es ist in jedem Fall zu vermuten, dass sie trotz dieser ungewissen Herkunft innerhalb der Kirche in einen größeren Sinnzusammenhang mit anderen bildlichen Darstellungen, die wohl als wandfeste Malerei zu denken wären, einbezogen war. Spielleute und Narren, die in der mittelalterlichen Sichtweise zusammengehörten, kommen im Wandmalereiprogramm der Dorfkirche in Briesen bei Cottbus vor – interessanter Weise ebenfalls an der westlichen Südwand. Innerhalb der inschriftlich kurz nach 1486 datierten, fast komplett erhaltenen Kirchenausmalung mit dem Hauptthema ‚Widerstand gegenüber der Sünde und Auferstehung' verkörpern sie zusammen mit anderen Personifikationen die Wollust und Vergänglichkeit, die durch Christus besiegt werden wird.[821] Die Szenerie in der Marienkirche muss aber nicht unbedingt in einer nur negativen Weise interpretiert gewesen sein, denn nach Bachfischer wandelte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts das Bild der vorher verachteten, aber gleichzeitig benötigten Spielleute. Diese veränderte Einstellung führte sogar zu tatsächlichen Auftritten in Kirchen.[822] Trotz einer gewissen Emanzipation der Spielleute in dieser Zeit, dürften die Figuren kaum auf in diesem Bereich der Kirche real vorgetragene Kirchenmusik hinweisen. Weltliche Unterhaltungsmusik, die hier eindeutig gemeint ist, wurde streng von der mit anderen Instrumenten verbundenen Sakralmusik getrennt. Obwohl sich um 1469 bereits eine erste Orgel in der Marienkirche befunden haben soll,[823] lassen sich die Spielleute nicht zu deren Lokalisierung verwenden.

In Bezug auf die konkret dargestellten Instrumente und die Haltung und Kleidung der Figuren bestehen keinerlei Beziehungen zwischen der Wandmalerei in Briesen und der Figurenkonsole der Marienkirche. In dieser Hinsicht könnte eher der Klavichord-Spieler einer der Konsolen der Alten Sakristei im Dom zu Fürstenwalde herangezogen werden (Abb. 274).[824] Auch er trägt eine Gugel und

819 Vgl. Möbius 1974, Abb. 113.

820 Zur Interpretation der Szene siehe die zahlreichen vergleichbaren Bildbeispiele in Bachfischer 1998.

821 Noll-Minor 2011, S. 334f. Vgl. dazu auch die von Barbara Rimpel herausgearbeiteten in Westturmhallen vorkommenden ikonographischen Themen zu denen u. a. Moreskentänzer gehören. Vortrag über Turmhallen an Kirchen der Hansestädte anlässlich der Arbeitstagung „Der Berliner Totentanz – Geschichte, Restaurierung, Öffentlichkeit", 15.-18. Sept. 2011 (Tagungsband inzwischen erschienen, vgl. Rimpel 2014, S. 75).

822 Bachfischer 1998, S. 189.

823 Das schreibt Leh 1957, S. 28, aber ohne Angabe einer Quelle. Sicher ist, dass es 1577 eine alte beschädigte Orgel gab, die daraufhin bis 1579 repariert wurde. Fischer-Krückeberg 1930, S. 116.

824 Für den Hinweis und die Versorgung mit fotografischen Aufnahmen herzlichen Dank an Peter Knüvener.

ein in tiefe Parallelfalten gelegtes knielanges Gewand mit einem kleinen v-förmigen Schlitz am Hals. Ähnlich ist auch die für die Ansicht von unten berechnete Beinhaltung mit den angezogenen Knien. Leider sind die einzelnen Figurenkonsolen der heterogenen Gruppe noch nicht genauer datiert. Der Klavichord-Spieler gehört zu den jüngeren des späten 14. und 15. Jahrhunderts, daneben wurden auch Werkstücke des 13. Jahrhunderts wiederverwendet.[825]

10.2 Die Gewölbefiguren

Im Westanbau wurden in allen Seitenschiffsjochen Netzgewölbe und im westlichsten Langhausjoch ein Sternrippengewölbe eingezogen. Die Gewölbefiguren direkt im Anschluss an das letzte Freipfeilerpaar sind verzogen, weil die Gewölbeanfänger der Kreuzrippengewölbe des 14. Jahrhunderts beibehalten wurden (Plan 3). Für die seitlichen Parallelrippengewölbe ergibt dies keine Modifizierung in der intendierten Gewölbefigur. Die an den Pfeilern bzw. Dienstkapitellen entspringenden Rippen zeichnen jeweils sehr genau den Verlauf der Kreuzrippen der ersten Bauphase nach, enden aber aufgrund der tieferen neuen Joche nicht in den westlichen Raumecken sondern an Schild- bzw. Scheidbögen. Anders ist dies bei der Sternfigur des Mitteljochs. Da die östlichen Sternspitzen erst nach den einige Lagen hochgeführten Gewölbeanfängern der ursprünglichen Kreuzrippen einsetzen, sind sie verzogen und kürzer als die westlichen Sternspitzen.

Als Parallelrippengewölbe in Einzeljochen[826] wirken die Netzgewölbe nicht jochverschleifend. Trotzdem wird in den Figurationen der westlichsten Langhaustravée in der Grundrissprojektion eine Vernetzung der drei Gewölbefelder untereinander angedeutet, die aber durch die markanten Scheidbogenarkaden verhindert wird. Die Sternfigur ist eine Mischform des Knickrippensterns mit zusätzlichen Rippen, des erweiterten Vierrautensterns und einer Abwandlung des Kreuzdreistrahlgewölbes.[827] Sie knüpft mit ihren seitlichen Dreistrahlen direkt an die jeweils gegenüber in den Seitenschiffen liegenden Parallelrippen an, die am Scheidbogen enden. Vollständig beschrieben werden kann die Sternfigur entweder als einfacher Knickrippenstern mit Scheitelkreuz – oder als Vierrautenstern ohne Diagonalrippen mit im Zentrum eingeschriebener Raute – dessen seitlich neben der Sternfigur verbliebenen Dreiecksfeldern etwas unterschiedlich ausgebildete Dreistrahlen eingefügt wurden. Darüber hinaus könnte man die Figur in der Grundrissprojektion auch als eine Überlagerung des einfachen Knickrippensterns mit einem radialen vierteiligen Dreistrahlgewölbe sehen. Die unterschiedliche Ausbildung der seitlichen Dreistrahlen liegt in der mit den seitlichen Schiffen intendierten, in Längsrichtung aber gemiedenen Verbindung. In Längsrichtung laufen sie daher am Gewölbeauflager bzw. in Richtung Osten am Gewölbeanfänger des Vorgängergewölbes aus. Sämtliche Rippen gehören dabei zu einem Primärsystem mit konstruktiver Bedeutung, denn die zwischen den Rippen liegenden Kappen sind jeweils separat ausgemauerte, leicht zueinander gebrochene Einzelfelder.

10.3 Die Fertigstellung der Treppe von der Turmwestwand ins Südseitendach

In den beiden vorherigen Bauphasen wurde die als Wendelstein beginnende Treppe bis an die Ostseite der Turmwestwand fortgeführt. Zunächst gelangte man von ihr aus vermutlich auf eine provisorische Holzdecke. Der letzte Abschnitt des Treppenlaufs konnte erst mit der Ausführung des dicht mit ihm verbundenen Gewölbes massiv fertig gestellt werden. In der heutigen nachträglichen Ausführung ist der letzte Abschnitt parallel zur südlichen Mittelturmwand angeordnet. Drei z. T. überbaute, gewendelt angeordnete gemauerte Stufen im Winkel zwischen Westturmmauer und der

[825] Die Sakristei wurde in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgestockt. Vgl. Dehio Brandenburg 2012, S. 359f.
[826] Gewölbesystematik nach Bürger 2007, Bd. 1, S. 95.
[827] Die Klassifizierung folgt der von Bürger ausgearbeiteten Systematik. Vgl. Bürger 2007, Bd. 1, S. 86 und 371f. und Bd. 2, S. 367.

südlichen Treppenwand des heutigen obersten Treppenabschnitts (Abb. 175) belegen einen ursprünglich anderen Verlauf am Ende der Backsteintreppe. Reste von gemauerten Stufen am Beginn der Backsteintreppe (Abb. 276, vgl. auch Abb. 247, wo oberhalb des Maßstabs der unverbaute Rest der zweiten ursprünglichen Backsteinstufe angeschnitten ist) und die veränderte Trittfläche der obersten Kalksteinstufe sprechen für eine bauzeitlich abweichende Anordnung der Backsteinstufen schon ab dem Ende der Kalksteinspindel, also einen späteren Umbau des gesamten oberen Laufs.

Die drei erhaltenen älteren Stufen am Austritt in den Dachraum des südlichen Turmseitenschiffs sind in ausgeschlagene Fugen der Westmauer angefügt und durch einen ausgetauschten Backstein nachträglich verzahnt. Sie wurden eindeutig erst im Nachhinein an die Westmauer angefügt. Das Format und der harte helle Kalkmörtel ordnen diese Reste des früheren abschließenden Treppenlaufs aber eindeutig noch dem Mittelalter und – der Logik des Bauablaufs nach – dem unmittelbar darunter liegenden Gewölbe zu. Zusammen mit den erwähnten beiden untersten Originalstufenresten aus Backstein und der Maßgabe der originalen Stufenkante der obersten Kalksteinstufe ist die Rekonstruktion eines funktionierenden ursprünglichen Laufs möglich (Abb. 277). Die Stufen waren demnach bauzeitlich schräger angeordnet und traten mit noch zwei gegenläufigen abschließenden Wendelungen im Dachraum der südlichen Turmhalle aus. Die Rekonstruktion nimmt Bezug auf die Dimension der Ausnischung in der südlichen Mittelturmwand und auf die bauzeitlich niedrigere Scheitelhöhe des Türdurchgangs aus der Westwand.

10.4 Die Turmhalle und ihr räumlicher Bezug zum Langhaus

Eine Vorstellung von der räumlichen Wirkung des Westanbaus nach seiner mit der Einwölbung erfolgten Fertigstellung geben die Rekonstruktionen des Grundrisses und eines Längsschnitts durch die Turmhalle und das westlichste Mittelschiffjoch (Abb. 278 und Plan 8). Es fehlen im Vergleich zu heute die Orgelempore von 1893/94 und die kleinen spitzbogigen Fenster im Kirchenschiff zur Belichtung des Raums unter der Empore. Derartige zusätzliche Fenster waren erst mit dem Einbau verdunkelnder Emporen nötig geworden.[828] Sowohl die Langhaus- als auch die Turmhallenfenster waren weiter nach unten bis zur alten Brüstungshöhe geöffnet und die Turmhalle mit dem Langhaus durch offene Arkadenstellungen verbunden. Die Querschnitte durch das westlichste Langhausjoch in Blickrichtung Westen Abb. 279 und 279a zeigen die mittelalterliche Situation mit einem freien Durchblick in die Turmhalle im Vergleich zur vorhandenen mit einer westlichen Langhauswand samt Empore. In der Rekonstruktionszeichnung sehr gut zu sehen sind die unterschiedlichen Scheitelpunkte der Arkaden zwischen Langhaus und Turmhalle: der nördliche liegt 35 cm höher als der südliche Arkadenscheitel. Die den Mittelturm mittragende Mittelschiffarkade ist mit ihrer im Vergleich zur südlichen Arkade um 1,10 m geringeren Scheitelhöhe noch einmal bedeutend niedriger als die beiden seitlichen. So ergibt sich an dieser Stelle eine hohe Schildwand, die genutzt wurde, um die Wandmalerei der Schutzmantelmadonna anzubringen.

Die ursprüngliche Turmhalle war, nicht zuletzt durch die Mitbelichtung vom emporenlosen Schiff aus, sicher wesentlich besser als heute belichtet. Obwohl alle Arkaden untereinander offen waren, herrschte in den Seitenschiffen der Turmhalle aber trotzdem eine kapellenartige Situation.[829] Sie ergab sich durch mehrere Faktoren, wie beispielsweise die im Vergleich zum Langhaus niedrigeren Gewölbe in den seitlichen Jochen der Turmhalle. So liegt die Scheitelhöhe im Langhaus bei rund 17 m, in den Turmhallenseitenschiffen aber nur bei etwa 14 m über dem Fußboden. Der Längsschnitt

[828] Die heutigen stammen von 1893/94, es gab aber zuvor mehrere andere Fensteröffnungen entlang der Schiffswände, die zum Teil 1818 eingebaut worden waren.

[829] Diese, die Funktion der Turmhallenseitenschiffe vermutlich beeinflussende Wirkung betonte Maria Deiters in ihrem Vortrag zur Totentanztagung in Berlin 2011. Durch die wesentlich besseren Lichtverhältnisse im Vergleich zu heute leuchtet aber die gleichzeitig vermutete dunkle Raumsituation nur bedingt ein. Inzwischen erschienen, vgl. Deiters 2014.

Abb. 278 schneidet zwar durchs Mittelschiff, die Gewölbe in den Seitenschiffen befinden sich aber etwa auf Höhe der angenommenen Mittelschiffdecke. Auch gegenüber der im Mittelalter flach gedeckten Turmhallenmitte müssen die Seitenjoche durch die niedriger gelegenen Gewölbeanfänger gedrungener gewirkt haben. Daneben unterstützten die jochbegrenzenden massigen Turmpfeiler und die in der Turmhalle wesentlich tiefer als im Kirchenschiff liegenden Scheidbögen zwischen den Schiffen eine kapellenhafte Wirkung der Seitenhallen.

10.5 Farbfassung

Da im Bereich der westlichen Verlängerung des Langhauses die dunkelrote Wandfassung mit weißen Fugenstrichen oberhalb der Kapitelle an keiner Stelle nachweisbar war, kam es offenbar nicht zu einer angleichenden Ausmalung des neu errichteten Gebäudeteils. Die Befundlage insgesamt war zu gering, um zu einer vollständigen Aussage zu kommen. Immerhin erhielten sich Farbfassungsreste sowohl am Originalmörtel des Gewölbes als auch an der schrägen Läuferschicht am Gewölbeansatz in der Nordwand. Demnach stand zu einer lichtbeigegelben Wandfassung eine Betonung der Gewölbelinie der Schildwand in Hell-Mattgelb, vermutlich mit einem grauen, sehr breiten Begleitstrich. Auf den im älteren Langhaus als plastische Viertelstabrippen ausgeführten Schildbogen folgt einer rotbraunen Erstfassung das gleiche Hellmattgelb.[830] Dies ist bislang der einzige Beleg für eine Neufassung der gesamten Kirche mit einem einheitlichen Konzept nach Fertigstellung des westlichen Anbaus. Dem im Unterschied zu den plastischen Schildrippen des älteren Langhauses flachen Schildbogen im neuen Westjoch wurde offenbar mittels Begleitstrich künstlich etwas Plastizität verliehen. Auf den Pfeilern des Westanbaus fanden sich – zumindest auf Langhausseite – noch viele erhaltene Fugenbilder und Reste einer grauen Erstfassung.[831]

Möglicherweise gehören an mehreren Stellen im Langhaus festgestellte Fassungsreste zu dieser einheitlichen Gestaltung nach der Verlängerung im Westen. Auf der Ost-, Süd- und Nordwand des älteren Langhauses folgte als Zweitfassung auf einem dünnen Putz eine vermutlich spätgotische Weißfassung mit kleinsten Resten mehrfarbiger Gestaltungen. Etwas mehr Ergebnisse erbrachte die Untersuchung eines Teils des Sterngewölbes im westlichsten Mittelschiffjoch. Die Rippen waren demnach Malachitgrün, Dunkelbraunrot und Grau im Wechsel gefasst. In dem westlichen Teil des Gewölbefelds in der Nähe des Rippenkreuzungspunkts wurde flächig-breites Blattwerk in Braunrot und Grün gefunden.[832] Da im älteren Langhaus noch teilweise (im Gewölbe) eine zweite Fassung in Resten befundet werden konnte, bevor als dritte Fassung eine florale Gestaltung in Form einer Himmelswiese folgte, diese Himmelswiese in der westlichen Erweiterung aber als zweite Fassung aufliegt,[833] kam es vermutlich nach der Einwölbung der Westteile zu einer einheitlichen farbigen Gestaltung des Innenraums. Beim derzeitigen Wissenstand nicht auszuschließen ist allerdings, dass die erste Fassung an den Wänden schon früher, gleich mit der 1437 vollendeten Bauphase 5 erfolgt war.[834]

10.6 Herleitung und Einordnung der Gewölbe

In Bezug auf die Einzelformen fällt eine Vergleichbarkeit mit den Langhausrippenformsteinen der Nikolaikirche in Berlin auf, die nach 1460 entstanden sein müssen (Abb. 280). Polygonale Gewölbe-

[830] Wunderlich 2010c, II f. und 13, 15-17.
[831] Vgl. Wunderlich 2010c, S. 51.
[832] Wunderlich 2010a, S. IIf.
[833] Wunderlich 2008c, S. IIf.
[834] Vgl. dazu S. 164.

konsolen in ähnlich etwas sorglos wirkender Ausführung kommen in der Dorfkirche Niebra bei Gera in Sachsen vor, die nur allgemein in die 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert werden können.[835]

Böker sah in Hinblick auf die Rippenformationen in den Netzgewölben der Marienkirche, die er von den Mittelschiffjochen des Veitsdoms (fertig gestellt bis 1385) ableitete, ein „Indiz auf die Einflussrichtung märkischer Spätgotik".[836] Die in der Marienkirche ausgeführten Netzgewölbe weisen jedoch einen fundamentalen Unterschied zur Idee Parlers auf, Dreistrahle so miteinander zu verknüpfen, dass je zwei Joche zusammengefasst werden. In der Marienkirche geht es nicht um das Überspielen der Jochgrenzen. Alle Joche mit Parallelrippengewölben sind isoliert. Entweder gibt es kein benachbartes Joch (das Turmhallenmittelschiff blieb ungewölbt) oder es wurde im Nachbarjoch eine andere Gewölbeformation gewählt (die erweiterte Sternfigur im Mittelschiff des Langhauses). Tatsächlich wurden die in Parlers Entwurf in querrechteckigen Jochen befindlichen Netzfiguren um 90 Grad gedreht, um sie dem Vorbild entsprechend in längsrechteckige Joche einbauen zu können. Die in Prag jeweils an der reduzierten Gurtrippe, d. h. an dem kurzen Schenkel eines Dreistrahls an der Jochgrenze, entspringenden Rippen laufen sich in der Marienkirche an den Seitenwänden bzw. der Scheidarkade tot. Zwischen der Uridee Parlers und der Ausführung der westlichen Gewölbe der Marienkirche liegt schließlich so viel Zeit, dass eher schon vorgenommene Adaptionen als das Original als Vorbild gedient haben werden.

Eine tatsächlich ähnliche Anordnung mit an den Schildbögen (Seiten- bzw. Arkadenwänden) entspringenden Parallelrippen im Gegensatz zu den ansonsten immer von den Gurtrippen ausgehenden zusätzlichen Parallelrippen, findet sich bislang nur im nördlichen Seitenschiff der Oberkirche St. Nikolai von Cottbus, diese sind aber nicht exakt datiert (Abb. 281).[837] Chor und Langhaus werden zwar noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts eingeordnet, allerdings erfolgte der Umbau zu einer Pseudobasilika erst nach einem Brand von 1468. Es bleibt daher unklar, ob die früher als die Mittelschiffgewölbe des beginnenden 16. Jahrhunderts entstandenen Seitenschiffgewölbe noch dem ursprünglichen Langhausbau angehören könnten,[838] wie es Bürger aufgrund der Rippenprofilierungen, Konsolen und Wölbfigurationen im Vergleich mit sächsischen Gewölbebeispielen vermutet.[839] An den Schnittpunkten der Rippen sind kleine runde Schlusssteine eingefügt, aber die Rippenform mit ausladendem Birnstabsteg als Endung wirkt ähnlich. Es gibt sogar Büstenkonsolen, die jedoch keine Verwandtschaft zu der wesentlich qualitätvolleren Reliefskulptur der Marienkirche erkennen lassen. Die achteckigen Langhauspfeiler mit hohen Sockeln erinnern immerhin an den Turmhallenanbau, ebenso die auf den kapitelllosen Pfeilern entspringenden abgestuften Arkaden. Im Chor derselben Kirche kommt unter den sonst noch komplizierteren Gewölben ein Vierrautenstern mit Diagonalrippen und seitlichen Dreistrahlen vor, der unter die insgesamt seltenen Vergleichsbeispiele für die Sternfigur der Marienkirche zu rechen ist, aber keine sichere Datierung aufweist.[840] Nicht vergleichbar mit der Marienkirche sind die an allen Kreuzungspunkten eingesetzten runden Schlusssteine.

Jochbezogene, d. h. mit jochscheidenden Gurtrippen aneinander gereihte Netzgewölbe gibt es auch in der Stadtpfarrkirche Calau und in der Cottbuser Franziskanerkirche (Einwölbung 1486 oder 1517), in beiden Fällen aber in der Ausrichtung des Vorbilds im Veitsdom. Als regionales Vorbild zeitlich tatsächlich in Frage kämen die noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Katharinenkirche

[835] Bürger 2007 Bd. 2, S. 28.
[836] Böker 1988, S. 222.
[837] Auf die Vergleichbarkeit weist bereits Cante 1988-90, der ein nicht mehr erhaltenes Bürgerhaus in Gransee und eines der Nordanbaugewölbe der Luckauer Nikolaikirche als zusätzliche Beispiele erwähnt.
[838] Ackermann / Cante / Mues 2001, S. 65f.
[839] Bürger vertritt eine Datierung der Parallelrippengewölbe um 1400, die 2. Hälfte 15. Jahrhunderts wäre seiner Ansicht nach bereits höchst unwahrscheinlich. Vgl. Bürger 2007, S. 530.
[840] Datierung nach Dehio Brandenburg 2012, S. 197 Anfang 16. Jahrhundert; Bürger 2007 Bd. 2, S. 214 datiert hingegen spätestens 2. H. 15. Jahrhundert.

Brandenburg ausgeführten Netzgewölbe, die ebenfalls das Prager Vorbild nicht verändern (Abb. 282). In derselben Kirche gibt es im Obergeschoss des südöstlichen Anbaus ein Gewölbe, das die in der näheren Umgebung stärksten Parallelen zu den Gewölben der Marienkirche aufweist. Es ist ein einfacher Knickrippenstern mit parallel zur Sternkontur geführten Dreistrahlen in den seitlichen Gewölbekappen. Die Datierung noch vor 1450 spricht für eine tatsächlich mögliche Vorbildwirkung des Brandenburger Beispiels.[841] Einer ähnlichen Gewölbefigur in der Lorenzkirche Guben, die durch zusätzliche Diagonalrippen bereichert ist und daher anstatt der zentralen Raute ein Oktogon aufweist, fehlt der zeitliche Zusammenhang, da die Kirche erst bis 1560 gewölbt worden ist.[842]

In Sachsen kommen vergleichbare Gewölbejoche mit Dreistrahlen in den seitlichen Kappen zu St. Marien in Wittenberg und Mariä-Himmelfahrt in Wittichenau um 1440 vor (Abb. 283, 284). Letztere Kirche besitzt erweiterte Parallelrippengewölbe in den Seitenschiffen und ausdifferenzierte Sternfiguren im Mittelschiff, wobei die Dreistrahle in den durch die Fortführung der Rippenfigur miteinander in Verbindung stehenden Jochen an den jochtrennenden Rippen genau gegenüber entspringen. Vergleichbar mit der Berliner Marienkirche ist der jochübergreifende Bezug der Figuren untereinander bei gleichzeitiger Beibehaltung einer strengen Jochtrennung. Zu den Seitenschiffen besteht hingegen eine strikte Trennung. Dort entspringen die seitlichen Dreistrahlen in den Jochecken. Verwandt sind nur die Gewölbefiguren und keine konstruktiven oder gestalterischen Details. Die Gewölbe besitzen zwar auch Rippenkreuzungspunkte ohne runde Schlusssteine, aber keine Konsolen. Dafür gibt es Schildrippen, d. h. die seitlichen Dreistrahle laufen nicht ohne Abschluss auf die Schildwände auf, wie es im Westanbau der Marienkirche der Fall ist. Die Rippen sind anders als in der Marienkirche doppelt gekehlt. Ähnlich kräftige Birnstabrippen mit Plättchen und eine Abwandlung von Kreuz-Dreistrahl-Gewölben gemischt mit Vierrautensternen besitzt hingegen die Schlosskirche in Altenburg mit einer Datierung kurz vor 1466.[843]

Resümierend lässt sich zusammenfassen, die frühesten vergleichbaren Gewölbe und Detailformen werden um 1440 datiert und konzentrieren sich insgesamt im 2. Drittel des 15. Jahrhunderts.

10.7 Datierung Bauphase 7 (vierte Turmbauphase)

Der aus dem Gewölbevergleich resultierende Datierungshinweis der Einwölbung und Aufstockung des Turms in das zweite Drittel des 15. Jahrhunderts, wohl aber nicht vor 1440 kann mithilfe anderer datierungsrelevanter Faktoren bestätigt und weiter präzisiert werden. So lassen sich die Maßnahmen der Bauphase 7 mit einem Selbstzeugnis des Baumeisters und Architekten Steffen Boxthude in Verbindung bringen. Er schrieb um 1471 eine Art Bewerbungsschreiben an den Zerbster Rat, in dem es heißt, er hätte neben vielen anderen Türmen und Gewölben, die er aufzählt, auch "in Berlin Unser lieben Frauen Thurm" gebaut.[844] Welchen Teil genau und wann er ihn ausgeführt hat, geht daraus leider nicht hervor. Obwohl er selbst in seinem Bewerbungsschreiben seine Wirkungsstätten aufzählt, ist es noch nicht gelungen, das ihm konkret zuzuordnende Werk schlüssig abzugrenzen und zu beschreiben.[845]

[841] Auf diesen Vergleich hat Cante 1988-90 verwiesen. Datierung nach Dehio Brandenburg 2012, S. 134.

[842] Cante M. 2000, S. 130, Anm. 247.

[843] Bürger 2007 Bd. 2, S. 367f.

[844] Stiehl 1896, S. 488 und Neubauer 1896, S. 88f. Der Brief wird vom Archivar in Zerbst nach Neubauer entweder 1454 oder 1471 datiert. Es kann nach Stiehl nur letzteres zutreffen, da die angeführten Baumaßnahmen in der Johanniskirche in Werben 1466 und in der Nikolaikirche in Brandenburg 1467 datiert werden können.

[845] Zu dieser Problematik Sünder-Gaß 2000, S. 684f., die sich mit der Baugeschichte einiger der für ihn in Anspruch genommener Bauwerke beschäftigt hat. Offensichtliche Übereinstimmungen ihm zugeschriebener Gewölbe mit denen in der Marienkirche sind nicht zu erkennen.

Es sind aus dieser Nachricht in der Vergangenheit trotzdem Schlüsse gezogen worden, die zu der als Tatsache vorgetragenen, aber unbelegten Aussage geführt haben, die Turmhalle der Mareinkirche wäre 1468 eingewölbt worden. Zurückgehen dürfte sie auf die durch nichts belegte Annahme Seelmanns, dass die in Boxthudes Werkliste erwähnten, inschriftlich 1466 bzw. archivalisch 1467 datierten Bauausführungen in Werben und Brandenburg an der Havel vor seiner Tätigkeit in der Marienkirche stattgefunden haben müssten.[846] Dieser Meinung wird von Leh mit „um 1460 (vielleicht genauer 1468) zwar vorsichtig formulierend, aber immerhin eine konkrete Jahreszahl ins Spiel bringend, zugestimmt. Die Zahl wird bei Volk und – vermutlich von dort übernommen – bei Walther schließlich ohne jegliche Quellenangabe zu einer angeblichen Gewissheit.[847] Mutmaßlich kam Leh aufgrund der ersten damals bekannten Erwähnung der Turmhalle im Jahr 1469, in Zusammenhang mit dem „under deme torme zu unser liben frowen“ gelegenen Sigismundsaltar auf das von ihm vorgeschlagene Jahr.[848] Die neuesten für die Gewölbedatierung relevanten Erkenntnisse sprechen für eine rund zwanzig Jahre frühere Entstehungszeit. Da die Erwähnung einer weiter zurückliegenden Bauaufgabe bei der gewählten Formulierung Boxthudes nicht ausgeschlossen ist, dürfte ihm die Einwölbung und Aufstockung nach wie vor zuzuschreiben sein.

Den terminus ante quem liefert die bereits erwähnte Wandmalerei der Schutzmantelmadonna auf der Westwand des Kirchenschiffs. Ihre Komposition nimmt Bezug auf die vom Gewölbeverlauf eingegrenzte Schildwand und läuft nicht unter dem Gewölbe ins Dach durch. Sie kann daher erst nach Ausführung der Gewölbe aufgemalt worden sein. Die zwischen 1430 und 1470 liegenden Datierungsvorschläge für das Wandgemälde haben sich jüngst auf um 1450 präzisiert[849] und fügen sich somit gut in den durch die Gewölbeformen naheliegenden Zeitraum. Das zweite für deren Datierung ausschlaggebende Kunstwerk ist die Figurenkonsole in der Südwestecke des Langhauses, die mit den Gewölbekappen im gleichen Mörtel eingebaut wurde. Obwohl für das Sujet in dieser lebendigen Darstellungsweise nur Vergleichsbeispiele gefunden werden konnten, die in der zweiten Jahrhunderthälfte liegen (vgl. Abb. 272), wies Maria Deiters überzeugend auf die stilistische Verwandtschaft mit dem um 1440 entstandenen Epitaph des Bürgermeisters Blankenfelde aus der ehemaligen Franziskanerklosterkirche in Berlin mit zahlreichen ähnlich streng gelegten parallelen Gewandfalten.[850] Bedenkt man eine mögliche Zweitverwendung, erscheint ihr Einbau im Gewölbe der Marienkirche gegen 1450 plausibel.

11. Komplettierung der Ausstattung bis 1487

Unabhängig von der Beschäftigung mit dem Kirchenbau wurden in den vergangenen Jahren die Kenntnisse um die mittelalterliche Ausstattung der Marienkirche um Einiges erweitert. Es würde den Rahmen sprengen, alle diese Kunstwerke in ihrer Vollständigkeit darzustellen. Wichtig ist hier nur, sie im Rahmen der Baugeschichte zeitlich und räumlich zu verorten. Eine kurze Vorstellung mit Verweis auf den Forschungsstand muss daher in diesem Zusammenhang genügen. Als äußerst gewinnbringend hat sich die durch die Arbeitstagung „Der Berliner Totentanz – Geschichte, Restaurierung, Öffentlichkeit“ 2011 ermöglichte Bezugnahme aufeinander und auf die Baugeschichte erwiesen, die

846 Seelmann 1936, S. 69.

847 Vgl. Leh 1957, S. 48, Volk 1961, S. 105 und Walther 1997, S. 18. Bei Volk heißt es ohne konkreten Beleg: "Eine Aktennachricht ergibt, dass um 1468 die Wölbung in die Turmhalle eingezogen wurde."

848 Huch / Ribbe 2008, S. 439; Borrmann 1893, S. 206, Fidicin 1880, S. 442. Mit Ausnahme der erst in Zusammenhang mit der Grundlagenforschung zu dieser Arbeit entdeckten, ausführlich vorgestellten Translozierung von 1437, erwähnen alle sonstigen früheren Urkunden zum Sigismundsaltar nicht dessen Aufstellungsort und bieten folglich keinen Hinweis auf einen Turm oder eine Turmhalle.

849 Vgl. zur Datierung Kapitel 11. 1, folgende Seite.

850 Ich danke Maria Deiters für diesen Hinweis. Zu einer entsprechenden Abbildung und Erläuterung der Datierungsfragen des Epitaphs verweist sie auf Albrecht Hoffmann, URL: <www.patrizier-marienkirche-berlin.de> (05.05.2014). Vgl. auch Sonnleitner 2014, S. 65, Fußnote 31.

neue Impulse für eine stimmige Lösung einiger noch offener Datierungsfragen erbrachte. Abgesehen von der seit jeher durch die Inschrift am unteren Rand mit der Jahres-zahl 1437 zweifelsfrei einzuordnenden Taufe, die Hinrich von Magdeburg zugeschrieben wird (vgl. Abb. 6)[851] und nach neuesten Erkenntnissen wohl auch der Schutzmantelmadonna, gehören die bekannten Ausstattungsteile alle in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Schon länger wird ein „Ausstattungsboom“ in den Berliner Kirchen in den Jahrzehnten nach der Jahrhundertmitte[852] oder in den letzten drei Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts konstatiert.[853]

In der Marienkirche steht am Beginn der nachvollziehbaren Ausstattungskonjunktur das Wandbild der Schutzmantelmadonna. Es folgen der Totentanz als weiteres Wandbild sowie das kürzlich theoretisch rekonstruierte Hochaltarretabel, dessen überlieferte Bestandteile im Märkischen Museum besichtigt werden können, und das Triumphkreuz, das heute in der Nikolaikirche als einem Zweigmuseum des Märkischen Museums museal präsentiert wird.

11.1 Die Schutzmantelmadonna

Hinter der Orgel an der Westwand des 1437 im Rohbau fertig gestellten und wohl erst um die Jahrhundertmitte eingewölbten Westanbaus befindet sich an der Schildwand oberhalb der in das Mittelschiff der Turmhalle führenden Arkade eine in erster Fassungsschicht auf dünner Putzlage in Seccotechnik gemalte Schutzmantelmadonna mit Jesuskind im linken Arm und Vertretern der Stände unter dem ausgebreiteten Mantel (Abb. 285).[854] Sie tritt auf eine in knappem Abstand über den Archivolten der Arkade ausgebreitete und deren Form angepasste blutende Schlange. Die Szene wird von einem Schriftband hinterfangen.[855] Seitlich unterhalb der Madonna wurden zwei Wappen oder Hausmarken angebracht, die sicherlich auf die Auftraggeber verweisen. Bislang konnten sie noch nicht identifiziert werden. Vor kurzem wurde die Malerei stilistisch in Zusammenhang mit den datierten Gewölbemalereien der Marienkirche in Strausberg gebracht und als Ausläufer des Schönen Stils spätestens um 1450[856] bzw. um 1430/50 datiert.[857] Damit ist ein älterer Vorschlag für eine spätere Entstehung um 1460/70, der an einen Zusammenhang mit dem Totentanz in der Turmhalle geknüpft ist, überholt.[858] Alle Vorschläge sind aus Sicht der Bauforschung theoretisch denkbar, weil sie vor Buxtehudes Schreiben von 1471 liegen. Allerdings gilt die Einschränkung, dass eine Anbringung wesentlich vor 1450 unwahrscheinlich ist. Eindeutige Voraussetzung für die Malerei ist in jedem Fall die Einwölbung der Westteile, die aufgrund der eingebauten Figurenkonsole und der Gewölbeformen kaum vor 1440 entstanden sein kann. Wenn doch, stünden die Gewölbe im Westteil der Marienkirche als Vorbilder an der Spitze der oben erwähnten ähnlichen Beispiele in Brandenburg an der Havel, Wittenberg und Wittichenau.

11.2 Der Totentanz

In einer zweiten Gestaltungsphase der Turmhalle wurde das auf der Nordseite der Westwand hinter dem Westportal beginnende und die gesamte untere Wandhälfte des nördlichen Turmseitenschiffs

[851] Die vollständige Inschrift lautet nach Leh 1957, S. 35: „Ik hette ene dope verliken ik dene den armen also den riken Anno Domini MCCCCXXXVII“ (Ich habe eine Taufe zu vergeben, ich diene den Armen wie den Reichen, im Jahr des Herrn 1437.)

[852] Knüvener 2004/05, S. 131.

[853] Deiters 2010, S. 157 in Bezug auf eine „regelrechte Ausstattungskampagne“ in der Franziskaner-Klosterkirche.

[854] RAO 2001a.

[855] Nach Martina Voigt (BBAW) steht darauf übersetzt: „Kommt her zu mir alle, die ihr nach mir verlangt und sättigt Euch an meinen Früchten“ (Vulgata, Sirach 24.26), zitiert nach Neumann-Dietzsch 2001, S. 25 bzw. 2008, S. 447.

[856] Knüvener 2011b, S. 171.

[857] Vgl. Ute Joksch in ihrem Beitrag zur Berliner Totentanztagung 2011 (inzwischen erschienen, siehe Joksch 2014).

[858] Neumann-Dietzsch 2008, S. 448.

bedeckende Wandbild des Totentanzes angebracht.[859] Die Auftraggeber dieses zu den wenigen heute noch erhaltenen mittelalterlichen Monumentaldarstellungen des Sujets zählenden Werks sind unbekannt. Die Wandmalerei auf Putzgrund beginnt schon im Mittelschiff am Turmpfeiler unmittelbar hinter dem Westportal mit einem predigenden Franziskanermönch und zieht sich als 2 m hoher Fries über den nördlichen Teil der Westwand und die gesamte Nordwand des Turms. Ursprünglich erstreckte sie sich sogar noch auf den gesamten Wandpfeiler an der Schnittstelle zwischen Langhaus und Turmhalle und reichte somit noch hinein in das Kirchenschiff.[860]

Neben dem Prediger beginnt der Reigen mit den Vertretern des geistlichen Standes. Sie bewegen sich mit ansteigendem Ansehen der gesellschaftlichen Position – immer abwechselnd und Hand in Hand mit einem eher schreitenden als tanzenden Tod – weg vom Mönch in Richtung einer Kreuzigungsszene am Wandpfeiler in der Nordwestecke. Nach der in anderen Totentänzen nicht üblichen Kreuzigung folgen die Vertreter der weltlichen Stände in absteigender Rangordnung wieder im Wechsel mit einem Tod, wobei die Tode nicht als Gerippe, sondern als abgemagerte, mit einem Leichentuch umhüllte Gestalten umgesetzt sind. Die gesamte Szene wird von einem unter den Tanzenden angebrachten Schriftband mit mittelniederdeutschen Versen abgeschlossen, der ältesten überlieferten Dichtung der Stadt Berlin. Die nach ihrer Wiederentdeckung 1860 frei gelegte und dann mehrfach überfasste Malerei ist nach Entfernung der Übermalungen in den 1950er Jahren heute nur sehr verblasst erhalten und daher nicht leicht einzuordnen. Viele der zahlreichen dazu bislang veröffentlichten Beiträge gehen deshalb, oder weil sie sich auf eine der älteren Übermalungen stützen, von falschen Tatsachen aus.[861] Eine neuerliche restauratorische Untersuchung konnte eindeutig die öfter angezweifelte Zugehörigkeit der Kreuzigungsszene zu den tanzenden Gestalten bekräftigen und die Ausführung in zwei eng aufeinander folgenden Etappen durch unterschiedliche Maler nachweisen.[862] Als Ergebnis der 2011 in Berlin durchgeführten Arbeitstagung „Der Berliner Totentanz – Geschichte, Restaurierung, Öffentlichkeit“ wurde eine Datierung der Malerei um 1470 wahrscheinlich. Da dem Reigen eindeutig eine Raumfassung voraus-geht, die frühestens um 1437 einzuordnen sein kann, ist diesem Vorschlag aus der Sicht der Bauge-schichte nichts entgegen zu setzen.

Für eine Interpretation der räumlichen Funktion der Turmhalle nach der Ausführung des Totentanzes ist zu bedenken, dass sich nach wie vor vermutlich der Taufkessel und sicher der Sigismundsaltar in der Turmhalle befanden.[863] 1469 werden die Einkünfte und Besitztümer des Sigismundsaltars, gelegen „under deme torme zu unser liben frowen“, gemeinsam mit den Einkünften des Erasmusaltars im Chor von St. Nikolai von Kurfürst Friedrich II. dem neu gegründeten Domstift zu Cölln inkorporiert, aber unter der Bedingung, dass die Stiftsherren die Altäre „an den steten dar sie gelegen sint belesen lassen, auch die pfarren fleißig bestellen, das die altare geofficirret“ werden und „das zum altare Sigismundi […] alle wochen zum ringesten vier messen“ gelesen werden.[864]

[859] Zur darunter befindlichen Fassung siehe Wunderlich 2010b, S. 61f.

[860] Dies war, als die Malerei 1860 entdeckt wurde, noch erkennbar. Lübke 1861, Sp. 17. Die schlecht erhaltenen letzten Figuren sind durch den 1818 erfolgten Bau einer ersten Trennwand aus Fachwerk an dem Wandpfeiler zwischen Turmhalle und Mittelschiff zu erklären. Eine weitere Reduktion erfolgte offenbar 1893/94 bei deren Ersatz durch eine massive Trennwand.

[861] Grundlegend daher noch immer Lübke 1861, der die Gelegenheit hatte, die Malerei noch vor der ersten interpretierenden Übermalung zu analysieren. Dort auch die verlässlichste Wiedergabe der Szenen als Umrisszeichnungen von Rudolph Schick.

[862] Jan Raue im Vortrag anlässlich der Berliner Totentanztagung (inzwischen erschienen, vgl. Raue 2014, bes. S. 241-247). Die Zugehörigkeit der Kreuzigungsszene und die Ausführung durch zwei unterschiedliche Hände wurden bereits anlässlich der Restaurierung der 1950er Jahre festgestellt, aber bis hin zu neuesten Veröffentlichungen nicht beachtet. Vgl. Volk 1961, S. 109.

[863] Der offenbar gar nicht geschehene Abbau des Altars wurde von Hühns fälschlich als Voraussetzung für die Anbringung des Totentanzes gewertet. Vgl. ders. 1968, S. 238.

[864] Huch / Ribbe 2008, S. 439, Fidicin 1880, S. 442, zitiert nach Deiters 2010b.

11.3 Der neue Hochaltar

Vor wenigen Jahren wurde der erfolgreiche Versuch unternommen, die erhaltenen Teile des Hochaltarretabels der Marienkirche zu einer Rekonstruktion zusammenzuführen. Ausgehend von den überlieferten Beschreibungen von Schmidt und Küster, die noch vor der Ersetzung durch einen neuen Hochaltar entstanden,[865] wurde ein Rekonstruktionsvorschlag des aus Reliefs und Einzelfiguren bestehenden Ensembles erarbeitet. Nicht mehr vorhanden sind die Schreinfiguren, bestehend aus der Maria mit dem Kind, der Anna selbdritt mit Maria und dem Jesuskind in den Armen sowie dem Heiligen Mauritius. Die erhaltenen Teile umfassen Szenen aus der Weihnachtsgeschichte und der Passion und einige Einzelfiguren der Apostel aus den Altarflügeln sowie Assistenzfiguren der Kreuzigung aus dem Gesprenge. Die unterschiedlichen Händen zuzuordnenden Altarbestandteile können einheitlich um 1470 datiert werden.[866]

11.4 Die Triumphkreuzgruppe

1752 wird die Triumphkreuzgruppe beschrieben als „Crucifix samt der Mutter Gottes, und Johanne, wie auch den vier Evangelisten mit Thierköpfen.“[867] Bis heute erhalten ist davon das überlebensgroße Kruzifix selbst, das in der Nikolaikirche in Berlin ausgestellt ist (Abb. 286). Durch zwei in seinem Kopf eingelegte Pergamente von 1485 wird es eindeutig datiert.[868] Wenn schon nicht ein Vorgänger-kruzifix vorhanden war, so wurde spätestens in diesem Jahr auch in der Marienkirche in Berlin die typische architektonische und ikonographische Einheit von Kreuzaltar und Lettner mit bekrönendem Triumphkreuz am Westende des Sanktuariums geschaffen, die sich bereits mit dem Aufkommen der Lettner im 13. Jahrhundert ausgebildet hat.[869] Veranlasst wurde die Komplettierung laut Ausweis eines der erwähnten Pergamente durch die diensthabenden Kirchenkassenverwalter, die sich aus Bürgermeister und Ratsmitgliedern rekrutierten. Dies spricht dafür, dass auch die nötige Kirchen-grundausstattung Sache des wiederholt auch als Bauverantwortlicher in Erscheinung tretenden Rates war.[870]
Erwähnenswerte Besonderheit des Kruzifixes sind die erhaltenen Reliquien, die in seinem Kopf bei einer umfangreichen Restaurierung 1989 entdeckt wurden. Repositorien für Reliquien in Triumph-kruzifixen sind zwar häufig nachgewiesen, aber sehr selten noch anzutreffen.[871] Die drei Reliquienpäckchen befanden sich in der herstellungstechnisch bedingten Bohrung im Scheitel des Kopfes, die durch einen Holzpfropfen verschlossen war. Jede Reliquie war in Stoff eingewickelt und mit Bindfaden verschnürt – eine unbezeichnete in grünem, ein Fingerknochen (?) des Hl. Nikolaus in rotem und eine Reliquie des Hl. Adauktus in naturfarbenem Stoff.[872]

Es ist zwar eindeutig der Standort der Kreuzigungsgruppe über Kreuzaltar und Lettner überliefert, jedoch ist die Montage des Kreuzes nicht eindeutig geklärt. Laut dem Zeugnis Jacob Schmidts aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das "groß Crucifix" über dem "fordere[n] Altar“ – zumindest zu dieser Zeit – „mit Ketten am Kirch-Gewölbe fest angemachet."[873] Darüber hinaus ist aber anzunehmen, dass es an der Unterkante auf einem Triumphbalken zusätzlich fixiert war. Dieser war jedenfalls

[865] Beschreibungen in Schmidt decas I, S. 15f, ähnlich Küster 1752, S. 463.
[866] Knüvener 2004/05, zusammenfassend ders. 2011b, S. 176-179. Vgl. auch Knüvener 2011a.
[867] Küster 1752, S. 462. Ich schließe mich hier der Meinung von Daniela Franz an, die trotz der irreführenden Beschreibung hinsichtlich der Übereinanderstaffelung der Bestandteile des in dem Textabschnitt beschriebenen kleinen Altars, das beschriebene Kruzifix mit dem überlieferten Triumphkreuz identifiziert. Vgl. Franz 2008, S. 435.
[868] Der Wortlaut mit Übersetzungen ist abgedruckt bei Knüvener 2011a, S. 228.
[869] Beer 2005 S. 282. In Zusammenhang mit Chorschranken als Vorform des Lettners lässt sich diese Dreiheit wahrschein-lich bis in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückverfolgen. Dazu Dies. 2005, S. 285. Auf Westlettner lässt sich dieser Bedeutungszusammenhang allerdings nicht übertragen.
[870] Vgl. den frühesten Nachweis 1340, als der Rat Geld zum Bau der Marienkirche aufnimmt.
[871] Beispiele bei Lutz 2004, S. 27f.
[872] Knüvener 2011a, S. 228.
[873] Schmidt, decas III, 1731-33, S. 14.

nötig für die Aufstellung der Assistenzfiguren Maria und Johannes. Eine Aufstellung der gesamten Gruppe auf der Lettnerbrüstung oder einer Bogenkonstruktion wäre zwar auch möglich, doch ist nach einer Formulierung Borrmanns zu schließen, dass er „den Querbalken am Eingang zum Chor" auf dem sich das Kruzifix einst befand, noch kannte.[874] Auch stand die Triumphkreuzgruppe der Franziskaner-Klosterkirche in Berlin, die vermutlich aus der gleichen Werkstatt wie die der Marienkirche stammt, auf einem Querbalken. Im Befund ließ sich ein Triumphbalken bisher noch nicht konkret nachweisen. Zugesetzte Wandöffnungen an den Chorseitenwänden im Bereich oberhalb der Lettnerabrissspuren konnten zwar kartiert werden, jedoch kommen sie entweder wegen der geringen Maße kaum als Balkenauflager in Frage oder es fehlt jeweils noch der Nachweis an der gegenüberliegenden Wand.[875] Auch der Kreuzbalken des Kruzifixes liefert zur Montage keine Hinweise, weil sämtliche Enden ersetzt wurden.[876] Ebenso konnte die Aufhängung an der Decke trotz gezielter Suche bislang nicht lokalisiert werden.

Die durch die genannten erhaltenen Kunstwerke dokumentierte Fassung neu errichteter Bauteile mit Wandbildern bzw. die Erneuerung wichtiger Teile der liturgischen Ausstattung ist sicher nicht zufällig, sondern schloss eine lange Periode der Vergrößerung und des Ausbaus der Kirche ab. Ersichtlich ist das aus einem am 19. April 1487 gewährten hunderttägigen Ablass, der denjenigen gewährt wird, die am Tag der Einweihung des neuen Kirchenbaus die Marienkirche in Berlin besuchen und spenden.[877] Wieder gibt es eine gleich lautende Urkunde, die für die Berliner Nikolaikirche ausgestellt wurde,[878] wobei dort tatsächlich das gesamte Langhaus erst ab ca. 1460 errichtet wurde und eine abschließende Weihe nicht überrascht. Für die Marienkirche bedeutet das Datum, wie aus den gesammelten Hinweisen zu Baugeschichte und Ausstattung zu schließen ist, den vollständigen Abschluss der den Kirchenraum betreffenden Baumaßnahmen mit einer Neuausstattung des Innenraums. Dass in den Zusammenhang der Weihe auch die als Zweit- (im Westen) oder Drittfassung nachweisbare Himmelswiese als komplette Neufassung gehören könnte, wäre möglich.[879]

12. Bauphase 8 = fünfte Turmbauphase: Abschluss des Massivbaus mit dem Glockengeschoss (um 1490)

Die letzte das Mauerwerk betreffende Bauphase der Turmbaukampagne schließt den Massivteil mit der Vollendung der Fenster im zweiten Turmobergeschoss und der Ausführung des Glockengeschosses als dem dritten und letzten Turmgeschoss ab (vgl. Abb. 268). Es wurde das Kalksteinmauerwerk mit Ziegelhintermauerung fortgeführt, jedoch unterscheiden sich sowohl die Bruchsteine als auch die Backsteine im Format von der vorangegangenen Bauphase. Das annähernd in Lagen versetzte Kalkbruchsteinmauerwerk besteht aus liegenden länglichen Formaten, die größer sind als in der vorhergehenden Turmbauphase. Auch die Backsteine der Hintermauerung im Läufer-Binder-Verband im durchschnittlichen Format 267/133/90 mm sind größer. In diesem Bauabschnitt werden die unter

874 Borrmann 1893, S. 213.

875 Auf das Abschlagen von Putz für die mögliche Auffindung solcher Auflager wurde verzichtet. Zeichnerisch aufgenommen wurden nur wegen Hohlstellen frei gelegte Wandpartien. Eine Backsteinlage oberhalb der südlichen Oberkante des Lettners befindet sich mit 18/18 cm die größte ehemalige Öffnung in der Wand. Leider lässt sich nicht überprüfen, ob es ein Gegenüber an der Nordwand gab, da dort eine Störung durch den 1893/94 eingebauten Schornsteinzug entstanden ist. Falls ja, wäre es ein allerdings niedriges Auflager für einen Triumphbalken. Plausibler scheint ein Zusammenhang mit dem 1595 errichteten Schülerchor über dem kleinen Altar, für dessen Balkenauflager überliefert ist, dass es 1760 nur noch auf einer Seite fest mit der Mauer verbunden war. Vgl. ELAB, Bestand St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, unpag. (Bl. 97-98).

876 Knüvener 2011, S. 230.

877 Huch / Ribbe S. 505, die Erwähnungen des Ablasses bei Spiker 1833, S. 1, und Küster 1752, S. 439 geben nicht den Anlass an.

878 Huch / Ribbe S. 505. Vgl. auch Küster 1737 S. 226f.

879 Zu den Befunden mit feingliedriger floraler Gestaltung um die Schlusssteine vgl. Wunderlich 2010a, S. III und ders. 2008c, S. IIf.

Dach liegenden Bereiche nicht mehr als Backsteinmauerwerk ausgeführt. Im jetzigen Dachwerk liegt der Materialwechsel vom Backstein- zum Kalksteinmauerwerk auf der Ebene der mittleren der drei Kehlbalkenlagen.

In diesem obersten Turmgeschoss befinden sich auf allen vier Fassadenseiten im Prinzip gleiche Fenster, die wie in den unteren Geschossen aus Backsteinmauerwerk bestehen. Sie sind breiter angelegt als die anderen Turmfenster, aber etwas niedriger als die der Etage darunter. Wieder werden zwei durch einen Mittelsteg getrennte schmale hohe Öffnungen von einem Blendbogen überfangen. Neben den breiteren Proportionen, weichen diese Fenster durch eine stärkere Staffelung mit mehr Relief und auch in der Verwendung wesentlich komplizierterer Formsteine mit Spitzstäben von den anderen ab. Die eigentlichen Öffnungen enden mit Segmentbögen, die jeweils von Spitzbogenblenden bekrönt werden. Beide Spitzbogenblenden werden schließlich von einer großen Spitzbogenblende mit eingelassener Kreisblende überfangen. Die äußere Laibung ist deshalb dreifach, der Mittelsteg zweifach gestuft, wobei die Kanten jeweils durch die erwähnten Formsteine mit Spitzstäben gebildet werden. Ganz offensichtlich wurden sämtliche in diesem Geschoss zuvor erhöhten Brüstungen 1893/94 in die ursprüngliche Position abgetieft. Darüber hinaus gibt es noch weitere nachvollziehbare Veränderungen.

Der Fassadenuntersuchung von 2000/2001 zufolge bestehen Nord- und Ostfenster vollständig aus dem größeren erwähnten Ziegelformat (Abb. 287 unten, 288, 289). An den beiden anderen Fenstern wurden Teile mit einem genau genormten und kleineren Formstein 1893/94 erneuert (Abb. 287 oben). Am Südfenster wurde der zuvor in vereinfachter Form vorhandene Mittelpfosten neu errichtet (Abb. 290).[880] Das Westfenster hatte vor dem Umbau Blankensteins, bei dem es den anderen Fenstern angeglichen wurde, lediglich einen bis zum Scheitel des äußeren Spitzbogens durchgehenden Pfosten ohne Kreisblende (vgl. Abb. 228 und Abb. 291). Diese Vereinfachungen im Vergleich zu Nord- und Ostfenster könnten auf den Aus- und Einbau von Glocken zurückzuführen sein. Die um die Zeit des neuen Turmaufsatzes von Langhans entstandenen Zeichnungen der Westfassade zeigen teilweise das Fenster mit Kreisblende, teilweise das vereinfachte mit durchgehendem Mittelsteg (Abb. 292, vgl. dazu Abb. 266). Dies gibt zur Vermutung Anlass, die Fenstervereinfachung sei kurz nach dem Bau des neuen Turmaufsatzes entstanden und in den unterschiedlichen, etwas älteren und jüngeren Versionen der Blätter reflektiert worden. Dazu scheint die archivalische Nachricht zu passen, dass Anfang der 1790er eine neue Glocke gegossen wurde.[881] Allerdings ist es erstaunlich, dass bereits in der Ansicht Schleuens von 1739/40 die beiden sichtbaren Fenster des obersten Geschosses (West und Süd) diesen Mittelsteg aufweisen (Abb. 260a), wohingegen sie bei seinem eigenen Nachstich von 1757 (Abb. 260b) und bei Walther 1737 (Abb. 261) als Kreisblendenfenster in etwas vereinfachter Form dargestellt sind. Das abwechselnde Vorkommen beider Varianten spricht eher dafür, dass zumindest spätestens seit dieser Zeit beide Varianten im obersten Geschoss vorhanden waren. Die Zeichner vereinheitlichten ihre Ansichten dann möglicherweise dahingehend, dass sie eines der Fenster aus der Realität übernahmen und auf das andere übertrugen. Die ursprüngliche Situation ist somit unklar. Seit 1893/94 ist das Westfenster der Form der anderen in etwa angeglichen, hat aber einen breiteren und nicht gestuften Mittelsteg.

Das Ostfenster weist heute viele Reparaturen mit Steinersatzmassen auf, die bislang mit besonders vielen Treffern von 1945 begründet wurden. Eine Fotoserie aus dem ELAB belegt jedoch einen Zusammenhang mit der Reparatur des Turmaufsatzes und des Kranzgesimses zwischen August 1927 und Pfingsten 1929 (Abb. 293).[882] Auf diese Maßnahme sind auch zu beiden Seiten aller Fenster

[880] Nach 1945 wurde in diesem Fenster als Sicherungsmaßnahme ein Eisenträger quer über die Fensteröffnung eingebaut und der Mittelpfosten dabei neuerlich verändert. Vgl. Dienstleitung Denkmal 2001, o. S.

[881] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 56, Bl. 41.

[882] Zu Beginn und Beendigung der Arbeiten vgl. ELAB, Bestand 14, Nr. 3364, Bl. 10 und ELAB, Bestand 14, Nr. 3364, unpag. Die Fotoserie ist archiviert in ebd., Bestand 7.01, Bauamt Berlin-West, Nr. 2394-2410, undatiert.

dieses Geschosses zu findende ovale bis liegend rechteckige Störungen im Mauerwerk zurückzuführen. Es handelt sich um unsaubere, mit sehr hartem grauen Mörtel und kleinen unregelmäßigen Kalksteinen ausgeführte Zusetzungen. Sie stammen von dem für die Turmreparatur installierten Auslegergerüst,[883] das ebenfalls durch die erwähnte Fotoserie und weitere Aufnahmen von Sasha Stone und Mario von Bucovich dokumentiert wurde (Abb. 294).[884]

Zusätzlich verwirrt eine scheinbar exakte Bauaufnahme von J. A. Repton, die 1826 unter dem allgemeinen Titel „Specimen of a Church Tower in Berlin" veröffentlicht wurde (Abb. 295). Eindeutig handelt es sich bei den dargestellten Teilen eines Turms um die beiden oberen Turmgeschosse der Marienkirche, aber das im Detail gezeichnete Profil des oberen Fensters stimmt nicht mit der Realität überein. Hat sich nun der Grafiker, indem er vielleicht aus der Entfernung zeichnete, geirrt? Wenn nicht, hat man vielleicht mit einem kompletten Austausch aller Kanten der obersten Fenster im Laufe des 19. Jahrhunderts zu rechnen,[885] in jedem Fall sollten die vorhandenen Profile nicht für Rückschlüsse auf die Bauzeit verwendet werden.

Über die Beschaffenheit des ersten Turmdachs auf dem mit dieser Bauphase abgeschlossenen Turmprojekt fehlen jegliche Befunde. Wahrscheinlich haben Kirche und Turm in etwa so ausgesehen, wie sie auf der ersten überlieferten Gesamtdarstellung der Marienkirche erscheinen (Abb. 8). Die aquarellierte Zeichnung stammt von 1537 und zeigt – von den Tatsachen der Baugeschichte ausgehend – eine zu dem Zeitpunkt bereits überholte Silhouette der Kirche. Die optische Absetzung des Turms gegenüber dem Langhaus mit niedrigeren Turmseitenschiffen war bereits nach dem Brand von 1518, dem sämtliche Dachwerke der Kirche zum Opfer fielen, aufgehoben worden. Bei der Errichtung der zum Großteil bis heute erhaltenen neuen Turmseiten-, Langhaus- und Chordächer, die alle auf 1518d datiert werden können (siehe Kapitel 13.2 „Datierung Bauphase 9", S. 186) hob man die Trauflinie der Turmseitendächer auf heutige Höhe an. Seitdem erscheinen die Dächer der Turmseitenschiffe als Erweiterung des Langhausdachs. Es sieht aus, als hätte der Künstler für seine Darstellung auf eine ältere unbekannte Vorlage zurückgegriffen und damit „versehentlich" das Aussehen der Kirche vor den Veränderungen von 1518 überliefert. Diese These widerspricht allerdings den Erkenntnissen Angelika Marschs, der Entdeckerin und Analystin der Serie der Reisebilder Ottheinrichs. Sie geht von tatsächlich während der Reise vor Ort ausgeführten Skizzen als Grundlagen aller Städtebilder aus. Dass die Marienkirche mit der vor 1518 vorauszusetzenden Gebäudesilhouette dargestellt wurde, konnte Marsch bei ihrer Auswertung allerdings noch nicht bekannt sein, da die seit 2001 angesammelten Erkenntnisse zur Baugeschichte der Marienkirche unveröffentlicht blieben.[886] Letztlich ist über die tatsächliche Arbeitsweise des Künstlers der Stadtansichten noch zu wenig bekannt, um den Wahrheitsgehalt und den Grad der Momenthaftigkeit seiner Gebäudewiedergaben beurteilen zu können. In jedem Fall zeigt das Aquarell wie man sich den Ergebnissen der Bauforschung nach in etwa den ersten vollendeten Marienkirchturm vorstellen kann, der bis zum Brand von 1518 bestanden hat.

[883] „Um bei den Arbeiten unabhängig von der Witterung und dem Winter zu sein, wurde die Rüstung als Kragrüstung zu den ehemaligen Rüstlöchern des Turmes und den Schallluken herausgesteckt." Zitat aus ELAB, Bestand 14, Nr. 3364, Bl. 206 u. 209. Die Beschreibung der Zusetzungen stammt von Dienstleistung Denkmal 2001.

[884]. Vgl. Bucovich 1928, Abb. S. 67 und Stone 1929, Abb. 16, 17.

[885] Das vermuteten Dienstleistung Denkmal und nahmen einen kompletten Austausch der Formsteine, möglicherweise zwischen 1826 und 1886 an. Zur Begründung wurde angeführt, dass sämtliche Laibungssteine nachträglich eingefügt erscheinen, d. h. nicht im ordentlichen Verband mit dem Kalksteinmauerwerk sind. Allerdings erstaunt es, dass sich eine derart aufwendige Maßnahme in keiner Weise überliefert hat, während kleinste Dachreparaturen um diese Zeit archivalisch belegbar sind.

[886] Marsch 2004, S. 20.

12.1 Datierung Bauphase 8 (fünfte Turmbauphase)

Die letzte Massivbauphase des Mittelturms lässt sich mit dem Ankauf von Glockenspeise im Jahr 1480 mithilfe eines Darlehens von 100 Rheinischen Gulden[887] und einer Urkunde von 1490 in Verbindung bringen. Bischof Joachim von Brandenburg fordert darin gegen einen Ablass von 40 Tagen zu Almosen zum Bau der Marienkirche auf, deren Vorsteher und Pfleger beschlossen hätten, den zum Teil angefangenen neuen Turm zu vollenden und eine neue Kirchenglocke anzuschaffen, wozu aber das nötige Geld nicht vorhanden wäre. Es sollten daher Almosendiener ausgeschickt werden, um das Geld zu sammeln.[888] Möglich erscheint bereits ein Beginn der Arbeiten zum Weiterbau mit der Nachricht von 1480. Die Formulierung von 1490 lässt aber eher die Aufnahme von Bauarbeiten erst zu dieser Zeit vermuten. Die frühere Nachricht bezöge sich dann tatsächlich nur auf die Beschaffung von Glocken, die wohl zunächst noch im darunter liegenden Geschoss montiert wurden.

13. Bauphase 9 = sechste Turmbauphase: steilere Dachwerke und Giebel, Angleichung der Traufhöhen (1518/19)

Am 7. Oktober 1518 wurde beim Schmieren des Uhrenzeigers aus Versehen ein Brand entfacht, der sämtliche Dächer der Kirche in Schutt und Asche legte,[889] aber das Mauerwerk glücklicherweise nur oberflächlich beschädigte. Chordach, Langhausdach und die Turmseitendächer wurden daraufhin neu errichtet. Mit kleineren Reparaturen sind sie bis auf das ersetzte Pultdach über der südlichen Turmseitenhalle bis heute erhalten. Die Dächer wurden ganz offensichtlich in veränderter Form wieder aufgebaut, wodurch es zu kleineren Veränderungen in der Silhouette der Kirche kam. Darunter heute noch von außen als nachträgliche Maßnahme deutlich erkennbar ist die Angleichung der Turmtraufen an die Traufhöhe des Langhauses. Das Backsteinmauerwerk stößt an Süd- und Nordseite mit deutlichen Baunähten an die schon 1437 an das Langhaus angeglichenen Traufen des zum Langhaus zählenden Teils des Westanbaus (vgl. Abb. 251, 252 und 296). Da die vorhandenen Dachkonstruktionen der Turmseitenschiffe mit dieser Erhöhung rechnen, müssen die erhöhten Traufmauern mit den Seitendächern entstanden sein. So nimmt die Neigung des Pultdachs genau den Neigungswinkel des Langhausdachs auf. Das spricht für eine von Anfang an bestehende Position in dessen Verlängerung. Eine theoretisch mögliche erste Aufrichtung der Pultdächer am alten Standort direkt oberhalb der alten Turmtraufe und erst später erfolgte Anhebung auf die Höhe des Langhausdachs ist aufgrund des Fehlens jeglicher Dachspuren an den entsprechenden, geometrisch erschließbaren First- und Fußpunkten auszuschließen. Diese Möglichkeit war zu überprüfen, da die früheste überlieferte Gesamtdarstellung der Kirche aus der Reihe der Reisebilder Ottheinrichs von der Pfalz von 1537 an dieser Stelle ein abgestuftes, d. h. am Turm niedrigeres Dach zeigt (Abb. 8). Durch die Erhöhung der Traufwände entstanden seitlich des Mittelturms nutzbare Räume mit bequemer Deckenhöhe. Möglicherweise geschah die Erhöhung zur Einrichtung einer Türmerstube. Das ursprünglich der Witterung ausgesetzte darüber liegende Kalksteinmauerwerk befindet sich seit der Aufstockung unter Dach. Die neuen Traufwände wurden als Sparmauerwerk mit Segmentbogen-

887 Huch / Ribbe, S. 473; Fidicin 1837, T. 2, S. 272f. Borrmann 1893, S. 206.

888 Huch / Ribbe, S. 512; Borrmann 1893, S. 206, ausführliche Textübersetzung aus Fidicin 1880, S. 459, Nr. CCC.

889 Für den Brand, der im Turm seinen Ausgang nahm, wurden zwei verschiedene Datierungen in Chroniken überliefert. Die frühere Jahresangabe 1514 stammt von Angelus 1596, fol. 281 (Seitenangabe nach Schmidt decas I, 1727, S. 40-41). Bei Hafftiz, der das Geschehen etwas ausführlicher darlegt, heißt es 1518. Vgl. Hafftiz 1599 (1862), S. 86f. Pusthius 1699 (1870), S. 14 f. bringt kommentarlos beide Angaben, die sich bis auf die Jahreszahlen fast wörtlich gleichen. Die aufgrund von fehlenden Waldkanten nicht ganz genauen Dendrodatierungen der Holzproben aus dem Langhausdach um 1515 und nach 1516 schließen zwar Fälldaten der Hölzer und eine Errichtung des Dachs schon vor 1518 nicht kategorisch aus, jedoch sprechen die jahrgenauen und übereinstimmenden Dendrodaten des nördlichen Turmseitendachs und des Chors mit genauen Fälldaten im Winter 1518/19 meines Erachtens entschieden für die Version von Hafftiz. Zur Datierung der Holzproben vgl. Heußner 1993, 2000, 2011 und deren Diskussion in Kapitel 13.2 „Datierung Bauphase 9“, S. 186.

nischen errichtet. Auf der Südseite sind es fünf Nischen, wobei die westlichste wesentlich breiter ist als die übrigen. In drei der Bogennischen befinden bzw. befanden sich Fensteröffnungen mit Segmentbogensturz. Die westlichste wurde 1893/94 anlässlich des Aufbaus der neuen Giebeldreiecke der Westturmfassade zugesetzt (vorher: Abb. 12, 46, nachher: Abb. 17).[890] Auf der Nordseite gibt es nur eine bauzeitliche Fensteröffnung (Abb. 296). Die verwendeten Backsteine messen durchschnittlich 275/131/85 mm. Flächendeckend ist ein einfacher Fugenstrich erhalten, bei dem zuerst die Lager- dann die Stoßfugen ausgeführt wurden. Die Traufe an der Nordseite weist den Baufugen gemäß unterschiedliche Traufformsteine auf. An der Nordwestecke zeigt ein neuerlicher Wechsel der Formsteine die Ausbesserung des Bombenschadens an. Südseitig, wo die Pultdachkonstruktion nicht mehr original ist, wurden die Traufsteine offenbar später mit einheitlichen Steinen ausgetauscht.

Die neuen Dächer wurden steiler wiederaufgebaut als sie es zuvor waren. Belege dafür finden sich im südlichen Turmseitendach an beiden Giebelwänden und an den weit unterhalb des Pultdachfirsts schon endenden Wartesteinen für die Westgiebelwand des Langhauses an der südlichen Mittelturmwand aus der Bauphase 7 (Abb. 297). Sie sind für ein wesentlich weniger steiles Langhausdach mit entsprechend niedrigeren Giebeldreiecken beiderseits des Mittelturms ausgelegt. Auf der Südseite wurde die neue Trennwand zwischen südlichem Seitendach und Langhausdach über dem Rest der ehemaligen Trennwand mit der teilweise erhaltenen Dachschräge des alten Dachs errichtet (vgl. Abb. 255). Auf der Nordseite ist die Befundlage genauso, allerdings ist dort die erhöhte Pultdachtraufe sogar im Verband mit der Übermauerung der älteren Dachschräge.[891] Es kamen in größeren aufeinander folgenden Flächen zwei aufgrund des überlappenden, sorgfältig mit Fugenstrich versehenen Fugenmörtels schlecht messbare Ziegelformate zum Einsatz, von denen eines weitgehend den erhöhten Pultdachtraufen entspricht (ca. 274/133/87 mm). Das andere ist mit ca. 258/125/65 mm auffällig klein. Ganz vereinzelt erscheinen die kleinen Steine auch bereits in den erhöhten Traufwänden, was für eine nicht weit auseinander liegende Bauzeit spricht.

Zwar nicht mehr endgültig zu beweisen, aber sehr wahrscheinlich, gehörte die bis vor dem Umbau 1893/94 vorhandene Erhöhung der Giebelschrägen des Langhaus- Ostgiebels ebenfalls zu den Maßnahmen in Zusammenhang mit der Errichtung des neuen Langhausdachs. Die durch die Aufstockung hergestellte Neigung passte – wie die ältesten Aufnahmen zeigen – genau zur Neigung des 1518d datierten Dachwerks. Auch dieser nur noch fotografisch belegbare Befund spricht für ein steiler als das Langhausdach des späten 14. Jahrhunderts konstruiertes Dachwerk (vgl. Abb. 141-143).

Aufgrund mangelnder Untersuchungsmöglichkeit lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob auch die anderen noch mittelalterlich eingeschätzten Veränderungen am Ostgiebel zeitgleich vorgenommen wurden (Abb. 143). Ein Zusammenhang wäre immerhin plausibel. Offensichtlich war die schon bauzeitlich vorauszusetzende Bogenstellung am Choransatz schadhaft geworden und musste erneuert und vermutlich gleichzeitig durch eine außen angebrachte Stützkonstruktion gesichert werden. Dass man lediglich den vorhandenen Bogen zwischen Chor- und Langhausdach erhöhen wollte, zum Beispiel um den Dachraum besser nutzen zu können,[892] scheidet aufgrund des in diesem Fall sicher vermiedenen extrem unregelmäßigen Verlaufs der Baunaht aus. Die Art und Weise der

[890] Die östlichste erhielt nach 1945 auf der Außenseite eine gerade Sturzbohle als Reparaturmaßnahme wegen der entstandenen Rissbildungen durch die Detonationen. Die Brüstung der mittleren Öffnung wurde 1929 neu aufgemauert (Abb. 251). Für Reparatur- und Stabilisierungsmaßnahmen am Turm war die Öffnung nach unten vergrößert worden. Es ragte direkt oberhalb des Fensters lt. zeitgenössischer Fotos ein Kranarm für den Lastentransport aus der Dachfläche. Vgl. Abb. 294.

[891] Es gibt eine deutlich als Putzkante und mit einem Materialwechsel der Backsteine erkennbare Baunaht an der ehemaligen Dachschräge. Ausgetauschte Steine verunklären hier aber die Situation.

[892] Für das 18. Jahrhundert ist die Nutzung der Berliner Kirchendachböden als „Mondierungskammern“ für militärische Regimenter oder als Schüttboden für Getreide überliefert. Siehe Kapitel 13.1.2 „Das Langhausdach“, S. 186.

Ausführung spricht eindeutig für eine Reparatur. Als logischer Grund dafür bieten sich die massiven Brandschäden an, die vor allem an der Oberfläche der Westseite der Ostgiebelwand zu sehen sind. Da die Schäden an den Arkadenwänden und an der Ostwand des Westturms überzeugend dem Brand von 1518 zuzuordnen waren (vgl. Abb. 105), wäre dies auch für die Ostgiebelwand anzunehmen. Eine Sicherung der geschwächten Konstruktion in Form der außen angebrachten Stützarme fügt sich hier logisch ein. Zudem wurden sowohl für den Bogen als auch für die Stützkonstruktion ähnlich aussehende, relativ flache Ziegelformate verwendet. Gegen die scheinbar so überzeugend erklärbare Datierung in der Folge des Brandes von 1518 sprechen allerdings die auch auf der „Reparatur" beschädigten Oberflächen, bei denen allerdings die Ursache nicht klar erkennbar ist. Da nichts von einem weiteren Brandereignis außerhalb des Westturms bekannt ist, muss die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass zumindest der Spitzbogen vielleicht schon vor dem Brand von 1518 eingebracht wurde. Das auf seiner Westseite leider nur in sehr geringer Anzahl messbare Ziegelformat taucht nach BaRB erstmals um 1470 auf, spricht aber auch nicht gegen eine Verwendung um 1518.[893] Mit einer Abweichung in der Länge passt es mit durchschnittlich ca. 284/132/87 mm jedoch ganz gut zu den Backsteinen, die für die Erhöhung der Traufen der Turmseitendächer und als größeres Format in den Trennwänden zu den Langhausdächern verwendet wurden. Dies legt eine Zuordnung zur Bauphase 1518d nahe, auch wenn eine schon frühere Datierung des Spitzbogens ab um 1470 nicht ausgeschlossen werden kann.

13.1 Die Dachwerke

Aufgrund der nicht in vollem Umfang gegebenen Zugänglichkeit der Dachwerke sind die folgenden Beschreibungen keine erschöpfenden Analysen der Konstruktionen. Im Gesamtzusammenhang dieser Arbeit wichtig sind die weitgehende Einheitlichkeit der jeweiligen Einzeldächer und die zum Teil erwiesenen absoluten Datierungen, die Rückschlüsse auf die massiven Teile der Kirche zulassen. Alle Dächer bestehen aus gebeilten und gegebenenfalls mit der Handsäge geteilten Kiefernhölzern, lediglich als Mauerlatten wurden im Langhaus Eichenbalken verwendet.[894]

13.1.1 Das Chordach

Das Kehlbalkensparrendach mit zweifach stehendem Stuhl besteht aus neun Gebinden mit durchgehenden Dach-, Kehl- und Hahnebalken. Eine Ausnahme ist das dritte Gebinde von Westen, dessen Dachbalken in der Mitte über dem Heiligen-Geist-Loch im Chorgewölbe durchtrennt wurde. Die Balkenteilstücke zapfen in an den Dachbalken der Nachbargebinde eingezapften Wechseln. Alle sieben Streichsparren des Polygons treffen sich an Gebinde neun. Am Beginn des Chorpolygons folgt ein unvollständiges zehntes Gebinde, dessen Sparren an den ersten der östlich folgenden Streichsparren des Polygons enden. Die Schwellen der zwei mit Zapfenverbindungen einfach verriegelten Stuhlwände überkämmen die Dachbalken, auch den zehnten des „halben" Gebindes. Nach einem kurzen Überstand wurden sie vermutlich nachträglich gekürzt. Auf jedes zweite Gebinde (=Vollgebinde) kommen Stuhlsäulen, lediglich an dem zehnten halben Gebinde sind zusätzliche Stuhlsäulen eingefügt. Von der Mittelachse aus aufgeblattete Diagonalstreben zwischen Schwelle und Stuhlsäulen steifen die Stuhlwände aus, nur in dem schmalen Abstand zwischen den Gebinden 9 und 10 waren nie welche vorgesehen.

Der Stuhlrähm ist im Gegensatz zu den Schwellen um das gesamte Polygon geführt, es gibt dort auch eine kurze Stuhlwand, bestehend aus zwei kreuzverstrebten Säulen in Querrichtung. Die Kreuzstreben sind nachträglich eingebaut oder verändert worden, eine ältere aufgeblattete Konstruktion

[893] Freundlicher Hinweis von Thomas Seggermann.

[894] Die Hölzer sind durch dendrochronologische Gutachten eindeutig bestimmt, vgl. Gutachten Heußner 1993-2011. Ein anderes Dachwerk aus Kiefer auf Mauerschwellen aus Eiche von 1476d befindet sich in der Heiliggeistkirche. Vgl. Barth 2005, S. 92.

wurde abgesägt. Die Schwelle liegt auf fünf Wechselbalken, die den Dachbalken des Gebindes zehn überblatten und in den Dachbalken des Gebindes neun einzapfen. Die mittleren drei Polygonsparren haben Kehlbalken, die in den Kehlbalken Gebinde neun einzapfen. Die Queraussteifung erfolgt mit Kopfbändern zwischen Stuhlsäulen und Kehlbalken. Zum Originaldachwerk gehören parallel zu den Sparren liegende Steigbänder an jedem Vollgebinde mit Stuhlsäule, letztere fehlt daher an dem unvollständigen zehnten Gebinde. Sie sind von Osten mit den Kehlbalken und Stuhlsäulen verblattet und zapfen in die Dachbalken. Am Steigband an Gebinde Nr. VIIII wurde die Dendroprobe genommen.

Es gibt eine vollständige Abbundzeichenzählung von Westen beginnend mit Römisch I auf der Südseite und einem wohl mit dem Reißhaken gezogenen Stich oder Fähnchen an der Nordseite. Sparren, Stuhlsäulen und Streben sind in Augenhöhe jeweils auf der Ostseite bezeichnet. Auf den beiden Stuhlschwellen ist auf der nach innen weisenden Seite jeweils der Standort der Stuhlsäulen mit der Nummer der Stuhlsäule gekennzeichnet. Es gibt auf jeder Seite fünf Stuhlsäulen, an der sechsten an dem unvollständigen Gebinde Nr. 10 wurde keine Bezeichnung gefunden. Die Stuhlstreben sind am oberen Ende mit der Nummer der Stuhlsäule, an die sie sich lehnen, bezeichnet.

Die Nordhälfte des Dachs erhielt im 19. Jahrhundert aufgrund von defekten Sparrenfüßen sichernde Zusatzkonstruktionen. Die Deckenbalken wurden mit Eisenschrauben an einem doppelten Hängebock aufgehängt, für dessen Einbau offenbar einzelne Sparrenquerschnitte etwas verringert wurden. Zusätzlich wurden die Fußpunkte durch eingefügte Sparrenknechte entlastet, die ähnlich einer Stuhlkonstruktion mit einem Rähm untereinander längsausgesteift wurden.

13.1.2 Das Langhausdach

Das Langhausdach ist ein Sparrendach mit drei angeblatteten Kehlbalken und Dachbalken in jedem Gebinde (Abb. 298). Alle Querbalken liegen in der oberen Hälfte des Dachs, wobei die oberen (Hahnebalken) und unteren Kehlbalken mit zweifach stehenden Stühlen längsausgesteift werden. Die beiden Stuhlschwellen der oberen Stuhlwände überkämmen die mittlere Kehlbalkenlage. An der mittleren Kehlbalkenlage endet ein zusätzlicher doppelt liegender Stuhl, der mehrfach verriegelt und mit Andreaskreuzen ausgesteift ist. Es wechseln Leergebinde (L) mit zwei unterschiedlich ausgeführten Vollgebinden (A, B) ab. Jedes Leergebinde besteht nur aus den Sparren mit den vier Querbalken und als senkrechte Pfosten ausgebildeten Sparrenknechten. Bei allen Vollgebinden fehlen die Sparrenknechte und es sind die hohen unteren Stuhlwände in halber Höhe in Querrichtung durch Ankerbalken mit Zapfenschloss verspannt und mit Kopfbändern ausgesteift. Die weit überstehenden Durchsteckzapfen haben abgeschrägte Kanten. Als zusätzliche Queraussteifung wurden mit Blattverbindungen nach außen geklappte Steigbänder zwischen Deckenbalken und Sparren eingefügt, die auch die Stuhlsäulen und Querriegel zwischen Sparren und Stuhlsäulen überblatten. Als zusätzliche Queraussteifung besitzt jedes Vollgebinde Typ A parallel zu den Sparren verlaufende aufgeblattete Steigbänder, die obere und untere Stuhlsäulen miteinander verbinden und den unteren sowie den mittleren Kehlbalken überblatten. Die Vollgebinde des Typs B haben anstatt der Steigbänder nur aufgeblattete Kopfbänder am unteren und mittleren Kehlbalken. Die unteren Stuhlwände sind zweifach mit eingezapften Holzverbindungen verriegelt und mit jeweils zueinander geneigten Diagonalstreben ausgesteift. Der sonst regelmäßige Wechselrhythmus der Gebinde A-L-B-L-A-L-B-L usw. wird etwas westlich der mittleren Querachse unterbrochen. Westlich und östlich eines Leergebindes folgen nur an dieser Stelle je zwei Vollgebinde, bevor der beschriebene Rhythmus einsetzt. Das Leergebinde bezeichnet den Ausgangspunkt des Abbundsystems mit dem Gebinde Nr. 1. Richtung Osten folgen 23 Gebinde, die an der Westseite bezeichnet und abgebunden sind und Richtung Westen folgen 21 Gebinde, die an der Ostseite bezeichnet und abgebunden sind. In der Nordhälfte wurde mit dreieckigen Stichen, in der Südhälfte mit römischen Ziffern bezeichnet, wobei einer XVIIII, die XVIIIII folgt und erst danach „korrekt“ mit XXI, XXII, XXIII fortgefahren wird. Ost- und Westhälfte sind durch Einfügung eines einzelnen dreieckigen Stiches für alle westlichen Gebinde unterschieden.

An den römischen Ziffern der Südhälfte befindet er sich regelmäßig an dem äußersten I-Strich, an der mit aneinander gereihten Stichen bezeichneten Nordhälfte ist er als einzelner gegenläufiger Stich ausgeführt. Die Abbundzeichen sind durchgehend an den unteren Stuhlsäulen und unteren Steigbändern sowie an den nicht durch Reparaturen verdeckten Sparrenfüßen vorhanden, was für eine weitgehend erhaltene zusammenhängende Dachkonstruktion spricht.
An den jeweiligen Vollgebinden Nr. 3 in jede Richtung endet bereits die Diagonalverstrebung der stehenden unteren Stuhlwand. Stattdessen ist an dem Leergebinde Nr. 1 oberhalb des unteren Stuhlwandriegels sowohl auf der Nord- als auch auf der Südseite eine verkürzte Stuhlsäule als Hängesäule eingefügt, die mit den benachbarten Stuhlsäulen diagonal verstrebt ist.[895] Der Sinn dieser Ausnahme in der Konstruktion dürfte mit einer Lagerfunktion des Dachs zu erklären sein. Zwischen den Gebinden zwei mit Stich auf der West- und zwei auf der Ostseite ergab sich so ein einzelner breiterer Durchgang von dem durch die stehenden Stuhlwände gebildeten Mittelschiff in die Seitenschiffe des Dachwerks, der noch heute als solcher genutzt wird. Das schon im Aquarell von 1537 (Abb. 8) überlieferte Zwerchhaus auf der Nordseite des Langhausdachs, das auf dem Messbild (Abb. 40) als Fachwerkkonstruktion erkennbar ist und mit einem Kranbalken ausgestattet war, spricht für eine von Beginn an bestehende Nutzung des Dachraums zu Lagerzwecken. Dafür war der Durchgang in die einzelnen Dachbereiche, vor allen Dingen in das breite Mittelschiff, Bedingung. Die Belegung der Dachbalken mit einem Bretterboden ergab große nutzbare Flächen. Aus einer Anweisung von 1751 geht die verbreitete Verwendung von Kirchendächern als Getreidespeicher hervor. Es heißt, der Dachboden der Marienkirche solle von nun an, wie alle hiesigen Kirchendächer, sofern sie nicht nötig zur Aufschüttung von Getreide gebraucht würden, als "Mondierungs Cammer" für eines der Regimenter dienen.[896] Das dazu nötige Zwerchhaus und auch der von Beginn an dargestellte Dachreiter in der Osthälfte der Dachfläche müssten in der Konstruktion vermutlich nachweisbar sein. Die Suche nach diesen Nachweisen, zusammen mit einer vertieften Untersuchung sämtlicher Holzverbindungen sowie die maßstabsgetreue Kartierung der Spuren der älteren Dachkonstruktion auf der Ostgiebelwand und der Ostwand des Mittelturms, wäre nach einer Entstaubung des Hylotox-belasteten Dachs sehr wünschenswert.

13.1.3 Das erhaltene Turmseitendach

Nur auf der Nordseite ist die ursprüngliche Pultdachkonstruktion bis auf die eindeutig ersetzten maschinengesägten Dachbalken weitgehend erhalten. Zu deren Unterstützung wurden nachträglich, vermutlich in zwei Etappen im 19. Jahrhundert, zwei zusätzliche Längsverbände eingefügt.[897]
Ursprünglich wurde das aus neun gleichen Gebinden bestehende einfache Kehlbalken-Pultdach nur durch einen stehenden Stuhl zwischen Dach- und Kehlbalkenlage mit aufgeblatteten Sparrenstreben in Längs- und Querrichtung ausgestrebt. Die Abbundseite ist einheitlich die Ostseite, die Zählrichtung der additiv gereihten Dreieckskerben verläuft von West nach Ost. Bezeichnet sind Stuhlsäulen, Sparren und Sparrenstreben, an den Kehlbalken wurde nichts gefunden. Der ältere zusätzliche Längsverband, vielleicht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, steht über dem ursprünglichen Stuhl und unterstützt die Sparrenenden mit einer Firstpfette. Der noch jüngere Stuhl unterstützt die Verbindungspunkte zwischen Sparren und Kehlbalken.

13.2 Datierung Bauphase 9 (sechste Turmbauphase)

Mit der Entnahme von sieben Holzproben aus dem Langhausdach wurde im Jahr 1993 von Karl-Uwe Heußner mit den ersten dendrochronologischen Untersuchungen an der Marienkirche begonnen. Leider waren sie alle ohne deutlich erkennbare Waldkante. Drei Proben wurden aus den untergeleg-

[895] Neben der eigenen Begehung standen für die Beschreibung des Dachwerks einige grundlegende Beobachtungen von Wiltrud Barth zur Verfügung, vgl. Barth 1992-2000.
[896] ELAB, St. Marien-St. Nikolai Berlin-Mitte, Rep. I, Sign. 2, Bl. 96.
[897] Die Konstruktion ist zur Zeit nicht zugänglich. Die Angaben stammen aus Barth 1992-2000.

ten Eichenholzschwellen entnommen. Davon ergaben zwei ein Fälldatum von um/nach 1504 bzw. 1482 +/-10 und sind damit deutlich älter als das Kiefernholz des einheitlich abgebundenen Dachwerks. Dieses wird durch eine der vier Proben auf kurz nach 1516 (d. h. 1517 oder 1518) datiert und durch eine andere mit dem Ergebnis 1515+/- Waldkante bestätigt.[898]

Die im Jahr 2000 folgende Untersuchung von Proben aus dem erhaltenen mittelalterlichen nördlichen Turmseitendach (Pultdach in Verlängerung des Langhausdachs) ergab zwei Mal die präzisen Fälldaten 1518d und einmal (bei einer Probe ohne Waldkante) nach 1514, d. h. das Holz wurde demnach im Winter 1518/19 geschlagen.[899] Eine 2011 entnommene Probe des bis auf ergänzende Hilfskonstruktionen ebenfalls einheitlichen Chordachs mit Waldkante bestätigte die vorhergehenden Ergebnisse mit dem Fälldatum Winter 1518/19.[900] Zahlreiche Beispiele und Schriftquellen untermauern die Regel, dass Dachkonstruktionshölzer im Mittelalter saftfrisch verbaut wurden und daher für die Zeit kurz nach dem Fällen auch das tatsächliche Richten der Dachwerke anzunehmen ist. Das kann einerseits mit dem zu vermutenden Wunsch erklärt werden, die Kirche möglichst schnell wieder vor der Witterung zu schützen, aber auch mit obrigkeitlichen Auflagen, die auf eine Vermeidung von Verlusten durch Diebstahl oder Fäulnisschäden während einer Lagerung abzielten.[901] Resümierend kann aus den Fälldaten geschlossen werden, dass die gesamten Dachkonstruktionen über Chor, Langhaus und Turmseitenhallen einheitlich nach der überlieferten Brandkatastrophe gerichtet wurden. Bis auf das offensichtlich und nachweislich mehrmals erneuerte südliche Turmseitendach sind alle Dächer bis heute erhalten.

Beredtes Zeugnis eines tatsächlich stattgefundenen Brandschadens sind die geschmolzenen Backsteinoberflächen auf den im Dachraum befindlichen Mauern. Die größte Hitze entwickelte sich demnach im Mittelschiff an den obersten Ziegellagen bis etwa 1 m unterhalb der Mauerkrone (Abb. 105) und am Ostgiebel. An der Westseite des Ostgiebels ist der Brand durch großflächige Abplatzungen der Ziegeloberflächen dokumentiert. Vermutlich ähnlich blasenartig aufgeworfene Oberflächen, wie sie an den Sargmauern der Arkaden noch vorhanden sind, führten offenbar im Laufe der Zeit zu einem gravierenden Materialverlust, weshalb im Wandbereich über den Seitenschiffen in nachmittelalterlicher Zeit eine sichernde Wandschale vorgemauert wurde.[902] Hinweise auf die frühere Dachkonstruktion sind somit höchstens noch in den oberen, derzeit nicht zugänglichen Giebelbereichen zu finden.

An den Sargmauern erstrecken sich die wie Glasschmelz verflüssigten und wieder erstarrten schwarzglänzenden und aufgeworfenen Oberflächen entlang der zum Mittelschiff zeigenden Seiten der Langhausarkaden des älteren Langhauses, über die Baunähte des Anschlusses des Westanbaus hinweg, bis zum Mittelturm. Die Brandspuren stammen daher eindeutig von einem nach dem Anbau der Westteile stattgefundenen Brandereignis. Ein Zusammenhang mit dem großen Stadtbrand von 1380, der die Marienkirche so schwer getroffen haben soll, ist damit ausgeschlossen. Interessanter Weise ergab die OSL-Datierung eines der geschmolzenen Backsteine einen vergleichsweise eingegrenzten Zeitraum von 1460 +/- 35 Jahren, d. h. von 1425 bis 1495, was eindeutig zu früh im Sinne obiger Interpretation ist. Ein OSL-Datum ergibt immer den Zeitpunkt bzw. den Zeitraum des letzten Brands, der auf das Ziegelmaterial eingewirkt hat. Es wird also jedes letzte gravierende Brandereignis im Material überliefert, nicht der ursprüngliche Brennzeitpunkt im Ziegelofen oder ein etwa vorhergehender Brand.[903] Es stellt sich ernsthaft die Frage, ob es schon vor dem überlieferten Brand von 1518 zu einer ähnlichen Katastrophe gekommen war, denn die oben erwähnten eichenen Schwellen wären mit 1482 +/- 10 und um/nach 1504 mit den letzten Jahren des ermittelten OSL-Zeitraums gut

[898] Heußner 1993.
[899] Heußner 2000.
[900] Heußner 2011.
[901] Freundlicher Hinweis von Karl-Uwe Heußner.
[902] Für die nähere Beschreibung dieser Maßnahme vgl. Kapitel 7.1.1 „Datierung der ersten Bauphase des Ostgiebels“, S. 96.
[903] Freundliche Auskunft von Christian Goedicke und Alexander Fülling.

in Verbindung zu bringen. Wenn es allerdings so wäre, bleibt die Frage: Warum schlug sich der Brand von 1518, der immerhin zum Austausch der gesamten Dachkonstruktion geführt hat, nicht in der OSL-Datierung nieder? Nach der Schilderung von Hafftiz war der Brand gewaltig und müsste eigentlich zu einer Rücksetzung des Branddatums in den Ziegeln geführt haben. Es brannte nicht nur die Kirchspitze „sampt dem Thurm inwendig aus", sondern auch „das gantze dach vber der Kirchen vnd Chore, das die Klocken sind zu stücken herrab gefallen vnd an der Kirchen vber 6000 fl. schaden geschehen".[904] Für die scheinbar so aussagekräftig zusammenpassenden naturwissenschaftlichen Datierungen der südlichen Arkadenwand und der mutmaßlichen Reste einer Vorgänger-Dachkonstruktion, dürften folgende Erklärungen zutreffen: Bei dem OSL-Datum wird es trotz sorgfältiger Probenauswahl und unauffälligem Untersuchungsablauf zu einer Unterdatierung gekommen sein.[905] Die Eichenschwellhölzer hingegen werden am ehesten geborgene und wiederverwendete Reste aus den oberen Regionen der Turmkonstruktion oder des Turmdachs sein, die erst in den 1490er Jahren fertig gestellt wurden.

14. Das Aufsetzen des Turmhelms 1538

Den Schlusspunkt der nachvollziehbaren, dem Mittelalter zuzuordnenden Baumaßnahmen an der Marienkirche bildet die Ausführung des hohen spitzen Turmhelms von Hans Schwabach. Obwohl keine baulichen Reste dieser Holzkonstruktion als Bauphase mehr vorhanden sind, kann sie bei einer Betrachtung der Entwicklung der baulichen Kirchengestalt nicht unterschlagen werden. Neben einigen Stadtansichten, die einen schlanken Spitzhelm zeigen, informieren im Turmknopf 1657 gefundene Dokumente über ihn. Demnach wurde am Samstag nach Luzia (2. November) 1538 zur Regierungszeit des Kurfürsten Joachims II. von Brandenburg unter den Kirchenvorstehern Balzor Zuels(en), Georg Heuss, dem Kämmerer Frid. Huffner, Lucas Rulow und Andreas Sandow eine vergoldete Turmspitze auf den vom Zimmermann Hans Schwabach aufgerichteten Helm aufgesetzt.[906] Nach Pusthius war die Spitze ein Geschenk des Kurfürsten und wurde von „dem runden Thurm vor dem Schlosse an der Spree" auf den Kirchturm transloziert.[907] Erstmals zeigt die Turmspitze Jan Ruischer (auch Johann Ruysche) in seinem „Prospekt von Berlin und Cölln", in einer Ansicht von Nordwesten (Abb. 299). Das von Marsch 1546 datierte Original des Gemäldes diente als Vorlage für die bekannte Stadtansicht Merians aus der Topografie von 1552.[908] Aus einer aussagekräftigeren Perspektive wird sie in dem zum gleichen Werk zählenden Stadtplan Memhardts dargestellt (vgl. Abb. 9). Vermutlich hat der Turm mit dieser Spitze nun bereits eine Höhe erreicht, die ihn für lange Zeit zum höchsten Turm Berlins machte, der bereits von weither zu sehen war.[909]

Zufällig wurde ein Jahr nach Vollendung des Turms mit dem Spitzhelm, am 2. November 1539, die Reformation in der Mark Brandenburg eingeführt. Damit endet der gewählte Betrachtungszeitraum der Baugeschichte. Er bildet keine willkürliche Zäsur, sondern tatsächlich scheint mit dem Aufsetzen der Turmspitze in den Augen der Zeitgenossen vielleicht erstmals (?) die Vollendung der Kirche erreicht worden zu sein. Über Jahrzehnte sind keine neuen Maßnahmen überliefert. Erst frühestens ab den 1570er Jahren kam es nachweislich zu Änderungen und Ergänzungen in der Ausstattung. Die

[904] Hafftiz 1599 (1862), S. 86f.

[905] Laut Alexander Fülling können bei OSL-Auswertungen Unterdatierungen vorkommen, obwohl die Messungen eine gute Abfallkurve zeigten. Innerhalb der insgesamt drei in der Kirche durchgeführten OSL-Auswertungen gäbe es aber lediglich für diese jüngste Probe eine gewisse Möglichkeit der Unterdatierung. Eine Überdatierung hingegen, die bei der schließlich im „Kernbau" entnommenen Probe vielleicht doch auf den Brand von 1380 verweisen könnte, ist praktisch ausgeschlossen.

[906] Küster 1752, S. 464, abgedruckte Texte aus dem Turmknopf, die 1657 gefunden wurden.

[907] Pusthius 1699, S. 16. Borrmann, S. 206 gibt ohne Angabe von Gründen das Jahr 1536 für die Ausführung der Maßnahme an.

[908] Marsch 2004, S. 7.

[909] Zum Marienkirchturm als Landmarke siehe Kapitel 4.2 „Städtebauliche Lage", S. 34.

massiven Bauteile blieben sogar etwa ein Jahrhundert lang ohne nachweisbare Veränderungen, bis mit dem vermutlich ersten Gruftanbau des Erbbegräbnisses Röbel um 1630 und dem Übergang zum Barock eine neue Phase des Ausbaus für die Marienkirche anbrach.

15. Zusammenfassung und Ausblick

Ziel dieser Arbeit war es, die bislang nur in Ansätzen für einige Teile der Marienkirche begonnene, untereinander nicht vernetzte Erforschung der baulichen Substanz zusammen- und fortzuführen, um eine schlüssige Interpretation ihrer Baugeschichte vorzulegen. Methodisch wurde eine Kombination aus Bauforschung, Vertiefung der Bild- und Archivalienrecherche und vergleichender Auswertung der bislang noch nicht miteinander verknüpften, verstreuten Quellen und Forschungsansätze der Archäologie, Bauforschung und Kunstgeschichte angewendet. Auf eine möglichst sichere zeitliche Einordnung der einzelnen Bauphasen wurde besonderer Wert gelegt. Neben den nur im Dachwerk möglichen dendrochronologischen Untersuchungen von Fälldaten der Hölzer, standen mehrere an verschiedenen Stellen des Bauwerks mit der Thermolumineszenz(TL)- bzw. Optisch-stimulierten-Lumineszenz(OSL)-Methode gewonnene Datierungen von Backsteinen zur Verfügung. Des Weiteren wurden die im Backsteinregister Berlin gesammelten Vergleichsdaten von Ziegelformaten herangezogen und, im Abgleich mit den anderen datierenden Belegen, die praktische Anwendbarkeit dieser neuen Datierungshilfe für den Berliner Raum erfolgreich getestet. Zusätzlich wurden immer materialtechnische, stilistische und typologische Merkmale berücksichtigt.

Als erwiesen kann gelten, dass der bestehenden Bausubstanz der Marienkirche ein Vorgängerbau vorausgehen muss. Darauf verweisen archäologisch untermauerte siedlungsgeschichtliche Erkenntnisse zur Genese des Marienviertels, als dessen Pfarrkirche die Marienkirche errichtet wurde sowie der Fund eines sekundär vermauerten gefassten Feldsteins in einem der Langhauspfeilerfundamente. Bis auf möglicherweise wiederverwendetes Baumaterial hat sich von diesem Erstbau nichts erhalten. Außer Feldstein, der zumindest in den Fundamenten nachweislich verbaut wurde, könnten dazu auch mittels OSL-Datierung in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts datierte Dachziegelbruchstücke im aufgehenden Mauerwerk gehören. Zu vermuten ist ein Feldsteinquaderbau mit kleineren Ausmaßen als die heutige Kirche, über dessen genauere Form noch keine Aussage getroffen werden kann.

Am bestehenden Kirchenbau konnten neun Bauphasen unterschieden werden. Sechs davon betreffen den in horizontal übereinander liegenden Etappen errichteten Westturm, die anderen drei die Errichtung der vollständigen Baukörper von Langhaus, Chor und Sakristei. Durch eindeutige Baufugen mit stumpf anstoßendem Mauerwerk konnte bewiesen werden, dass der durch schräg gestellte Eckstrebepfeiler markierte Kernbau des Langhauses, entgegen der gängigen Meinung, den ältesten Bauteil der Kirche darstellt.[910]

Erhalten sind von diesem dreischiffigen Bau der ersten Bauphase die Längswände und Pfeilerarkaden sowie die neben dem eingezogenen Chor verbliebenen, die Seitenschiffe abschließenden nördlichen und südlichen Teile der Ostwand, samt einem Großteil der Kreuzrippengewölbe. Die fehlenden Fassadenbereiche der ehemaligen Ost- und Westabschlüsse verhindern ein lückenlos beweisbares Nachvollziehen der Bauabfolge und die vollständige Rekonstruktion des Baukörpers. Trotzdem sind aufgrund zahlreicher Indizien einige schlüssige Überlegungen dazu möglich. Wahrscheinlich wurden die Außenmauern um den noch bestehenden Vorgängerbau herum errichtet. Bei der Auslegung des Grundrisses wurde mit einer erstaunlichen Genauigkeit in der Ausführung der rechten Winkel und unter Einhaltung eines Moduls von genau 8,00 m vorgegangen. Die Langhauspfeiler halten sich hingegen nicht an dieses Maß und liegen daher nicht auf den gleichen Querachsen wie die von Anfang an mit den Wänden errichteten Strebepfeiler. Das spricht für eine Planänderung oder –anpassung, die erst nach der Ausführung der umfassenden Wände erfolgte. Vermutlich blieb der

[910] Die einflussreiche Einschätzung der Bauabfolge zwischen Langhaus und Chor in umgekehrter Reihenfolge geht auf die mit stilistischen Merkmalen begründete, wesentlich zu frühe Einordnung des Chors in der ersten kunsthistorischen Beschreibung der Marienkirche zurück. Vgl. Lübke 1861, Sp. 8. Anderer Meinung war lediglich ein unbeachtet gebliebener anonymer Autor des 19. Jahhrunderts in: Der Bär 1886/87, S. 107. In der jüngeren Literatur vertrat nur Cante 1997, S. 6 eine ähnliche Ansicht. Beide kommen aber zu einer von den Ergebnissen dieser Untersuchung abweichenden erheblich früheren bzw. späteren Datierung des Chors. Vgl. Kapitel 2 „Forschungsgeschichte“, S. 17, 19.

Vorgängerbau oder Teile davon stehen, bis der Neubau unter Dach war. Erst nach dessen Abbruch konnten die Pfeiler gesetzt und das dreischiffige sechsjochige Langhaus mit einfachen Kreuzrippengewölben eingewölbt werden.

Das Mauerwerk der neuen Kirche wurde in Schichten ausgeführt, die aber nicht in gleichzeitig die gesamte Kirche umfassenden Lagen hoch gezogen worden sind. Vielmehr sprechen die Unterschiede in der Höhe des Feldsteinunterbaus und in den verwendeten Backsteinformaten und -farben der Oberwände für aufeinanderfolgende Abschnitte. Sockel und Unterwände bestehen aus Feldsteinquadermauerwerk bei dem innenseitig auch kleinere Steine mit Auszwickelungen und Ausgleichslagen verbaut wurden. Als Versetzkeile und zur Auszwickelung kamen die erwähnten Bruchstücke von Hohlziegeln aus ehemaligen Dachdeckungen zum Einsatz. Dieses Mauerwerk wurde auf der Nordseite außen und innen ursprünglich sichtbar, bzw. innen unter der weißen Tünche durchscheinend, bis in Sohlbankhöhe ausgeführt. Darüber folgt ein reiner Backsteinverband mit ursprünglich sorgfältig ausgeführten Gratfugen und einer Farbfassung mit Rottünche und weißem Malfugennetz. An der Südseite endet das innen sichtbare Feldsteinmauerwerk, zum Teil ähnlich wie im Norden knapp unterhalb der Sohlbänke, zum Teil wesentlich weiter unten. Außen liegt die Grenze zum Backsteinmauerwerk über die gesamte Südfassade hinweg in einer gleichmäßigen Höhe weit unterhalb der Grenze der Nordseite. Befunde eines innen abgeschlagenen, in Sohlbankhöhe quer über die Wand laufenden Kaffgesimses an der Südwand, dem nur auf die Fenster begrenzte abgeschlagene Sohlbänke an der Nordwand gegenüber stehen, untermauern eine in mehrerlei Hinsicht nicht ganz einheitliche, asymmetrische Gestaltung des Baus. Diese Unterschiede haben sich aber nicht als Hinweis auf mehrere Bauphasen innerhalb des Langhauses erwiesen, sondern als Indiz für eine längere Bauzeit mit einigen Planänderungen. Die verschiedenen, etwas differierenden Backsteinformate innerhalb der Außenwände und der Arkadenwände oberhalb der Pfeilerreihen lassen sich mithilfe von Vergleichsobjekten des Backsteinregisters Berlin chronologisieren und unterstützen die durch Beobachtungen am Grundriss gewonnene These der schrittweisen Errichtung des Langhauses, beginnend mit den Außenwänden um 1295 und abschließend mit den Mauerkronen der Arkadenwände in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts. Diese Datierungsvorschläge korrespondieren nicht nur mit materialtechnischen und stilistischen Erwägungen, sondern auch mit dem OSL-Datum eines aus dem unteren Wanddrittel der Südwestecke entnommenen Backsteins und den ersten schriftlichen Erwähnungen der Kirche anlässlich der Ausstellung von Ablässen 1292 und 1294. Die Grundsteinlegung für das bestehende Langhaus dürfte demzufolge um 1290 und seine Fertigstellung um 1340 anzunehmen sein, als erstmals ausdrücklich die Aufnahme einer Geldsumme zum Bau der Marienkirche überliefert ist.

Während sich die Bauzeit überzeugend und abgesichert durch zahlreiche datierende Faktoren eingrenzen ließ, bleibt die zu rekonstruierende Gestalt der ersten gotischen Marienkirche an den östlichen und westlichen Schmalseiten unklar. Die Baunähte zum Chor legen am ehesten einen geraden Ostschluss nahe, lassen aber auch die Möglichkeit der Einbeziehung eines schmaler als das Mittelschiff bemessenen Chors des Vorgängerbaus zu. Das zugehörige Dach dürfte aufgrund von indirekten Spuren an nachfolgend angebauten Bauteilen etwas niedriger als das bestehende gewesen sein und war im Osten und vielleicht auch im Westen vermutlich mit einem Schmuckgiebel abgeschlossen. Über beide sind keine Aussagen mehr möglich. Durch die spätere mit dem Westturm erfolgte Verlängerung des Langhauses kann auch die Frage nach dem zugehörigen Westabschluss nicht mehr mit den Mitteln der Bauforschung geklärt werden. Erhalten sind zu beiden Seiten neben den Eckstrebepfeilern etwa 1 m breite Westwandteile mit Fassungsresten an den Außenseiten. Außer einem geraden Westabschluss in Wandebene dieser Befunde käme auch der Anschluss eines gleichzeitig errichteten oder älteren, gegenüber dem Langhaus eingezogenen Westturms oder eines frei daneben stehenden Turms in Frage. Ein in den Quellen erwähnter, aber nicht näher lokalisierter Portikus an einem der Portale, könnte auf eine Vorhalle, möglicherweise in Zusammenhang mit einem Turm hinweisen. Abgesehen von dem vorauszusetzenden Westportal wurde die Kirche durch

das vorhandene Nordportal, bei dem die Bauzeitlichkeit des Stufengewändes noch nicht erwiesen ist, und das überformte Südportal erschlossen. Die Marienkirche der Bauphase 1 könnte den Befunden zufolge als eine der im nordostdeutschen Backsteingebiet um diese Zeit verbreiteten „chorlosen" Rechteckhallen, entweder mit oder ohne Westturm, zu rekonstruieren sein. Auf ein eher im Norden zu suchendes Einflussgebiet für diesen Bau verweisen auch die in Brandenburg seltenen Stuckkapitelle.

Bauphase 2 umfasst den Bau des einschiffigen eingezogenen Chors und des in seiner Gestaltung darauf Bezug nehmenden Ostgiebels. Im Unterschied zum Langhaus fällt – bei grundsätzlicher Beibehaltung der Bauweise mit über den eigentlichen Sockel hinausgehenden Obersockeln aus Feldsteinen und darüber folgendem Backsteinmauerwerk – die zwischenzeitlich erlangte Perfektionierung der Mauertechnik und die viel größere Schmuckfreudigkeit auf. So kommen im Chor zu dem auch am Langhaus schon bestehenden Kalksteinsockelgesims ein schon bauzeitliches, außen um die Strebepfeiler verkröpftes Sohlbank-Kaffgesims, ungewöhnliche giebelförmige Strebepfeilerabdeckungen mit Kreuzblumen, über die Dachhaut ragende übereck gestellte Fialen und eingetiefte Friesbänder oberhalb der spitzbogigen Fenster hinzu. Im Innern gliedern den eineinhalbjochigen Chor mit Fünfzehntelschluss vom Sockel aufsteigende Dreistabbündel mit unterschiedlichen Kalksteinkapitellen, die zu den Gewölberippen überleiten. Von der südlichen Langhausinnenwand wurde das umlaufende Kaffgesims in Sohlbankhöhe übernommen. Völlig unbekannt war bislang, dass der Chorraum durch eine Lettnerwand vom Langhaus abgegrenzt war. Die abgeschlagenen Ansätze des bauzeitlich mit dem Chormauerwerk errichteten Lettners und die Konturen von zugehörigen seitlichen Nischen mit Treppensturz sind unter dem Wandputz erhalten. Beim Anbau des Chors wurde das unmittelbar anschließende östlichste Gewölbefeld des Mittelschiffs abgebrochen und durch ein in der Region seltenes Springgewölbe ersetzt, das den darunter befindlichen Laienaltar besonders betonte. Im Chorjoch wurde ein Vierrautenstern mit zentralem Ringschlussstein („Heiligen-Geist-Loch") und farbig und in der Rippenform herausgehobenem Kreuz eingezogen. Der schon bauzeitlich errichtete Lettner und die Figurationen der ohne größere Bauunterbrechung eingezogenen Gewölbe unterstützen neben anderen stilistischen Details die hier durch eine Kontextrechnung besonders abgesicherte TL-Datierung von 1395 +/- 9 Jahren und die in den gleichen Zeitraum weisende Einordnung der Ziegelformate. Die Einheitlichkeit und sichere technische Ausführung des Baus lässt eine kurze Bauzeit vermuten. In vielen Details, wie der Sternfigur des Chorgewölbes, zahlreichen übereinstimmenden Formsteintypen, einem recht ähnlichen Ziegelstempel und der Gestaltung der Dienste ließen sich Verbindungen zur mindestens zwanzig Jahre früher errichteten Nikolaikirche in Spandau ausmachen. Möglicherweise sind diese mit einem weiter gezogenen Bautrupp oder einem dort ausgebildeten Baumeister zu erklären. Dieser scheint Einflüsse aus dem Deutschordensland, vielleicht vermittelt über auf dem Weg liegende Regionen, verarbeitet zu haben.

Mit Bauphase 3 beginnt die Erweiterung der Kirche in Richtung Westen. Etwa 2,60 m entfernt von der Langhauswestwand wurde ein auf Pfeilerarkaden ruhender mittlerer Einturm mit Seitenhallen begonnen, der in Richtung Langhaus mit Bogenstellungen geöffnet war. Zur Verbindung mit dem älteren Langhaus wurden die Nord- und Südwände bis zu den schrägen Eckstrebepfeilern herangeführt. Die Gesamtbreite dieses Westanbaus entspricht ungefähr dem Langhaus, ist aber etwas nach Norden versetzt. In der südlichen Westwand wurde eine gewendelte Mauertreppe eingebaut, deren bauhistorische Untersuchung zur Unterscheidung dieser von den nachfolgenden Bauphasen des Turms geführt hat. Am Ende der Bauphase 3 waren die Turmmauern etwa 10 m hoch. Zeitlich einzuordnen sind sie entweder kurz vor 1409 oder ab 1418. Im ersten Fall wären sie erhalten gebliebene Reste des in diesem Jahr eingestürzten Turms. Im andern Fall wurde der eingestürzte Turm vollständig abgetragen und die Substanz der Bauphase 3 entspricht dem von Meister Michael von Görlitz 1418 begonnenen Wiederaufbau.

Obwohl dies an dem sehr unregelmäßigen Feldstein-Mischmauerwerk außen kaum zu erkennen ist, wurde in der nächsten Bauphase 4 teilweise mit anderem Baumaterial und mit anderer Technik weitergebaut. Die innerhalb der Westmauer liegende Wendeltreppe aus Kalkstein wurde nicht mehr in gleicher Weise weitergeführt. Stattdessen wurde ein Richtungswechsel schräg nach Nordost vorgenommen und die nur noch in wenigen Resten nachzuweisenden Stufen bestanden aus Backstein. Nach dieser in zwei Bauabschnitten ausgeführten Bauphase war der Austritt des Treppenlaufs an der Innenseite der Westwand mit einer Türöffnung festgelegt und fast bis zu ihrem Sturz fertig gestellt. Zu datieren ist die Bauphase 4, abhängig von der zutreffenden Datierung für die vorhergehende Bauphase, entweder ab 1418 oder in die späteren 1420er Jahre.

Auch die Bauphase 5 zeichnet sich an den Turmfassaden, die außen nach wie vor aus Feldstein errichtet wurden, kaum ab. Innen ist sie jedoch an einem signifikanten Wechsel des Formats der Backsteine deutlich abzugrenzen. Zunächst wurden die Arkadenbögen der Unterkonstruktion des Mittelturms auf die Höhe der Außenwände gebracht und anschließend die Mauerkronen der Außenwände sowie der Schildwände oberhalb der Bogenstellungen der Seitenhallen zum Langhaus gemeinsam mit den Mittelturmwänden in gleichem Verband weitergeführt. Der Mittelturm wurde bis zum Scheitel des Spitzbogenfensters in der Westwand des ersten Obergeschosses gemauert. Damit war die Firsthöhe der ursprünglichen niedrigen Pultdächer der Turmseitenhallen erreicht und der Mittelturm wurde gleichzeitig mit deren Ausführung vermutlich mit einem provisorischen Dach abgedeckt. Der Westanbau hatte nun auch die Traufhöhe des älteren Langhauses erreicht und der Zusammenschluss mit dem älteren Langhaus konnte durchgeführt werden. Dazu wurden die Mauerkronen über den Anschlusswänden zwischen Langhaus und davon abgerücktem Turm mit Backsteinwänden bis auf Traufhöhe des Langhauses erhöht und eingedeckt. Wahrscheinlich wurden zumindest provisorisch das verlängerte Langhausdach im Westen abschließende Giebeldreiecke seitlich des Mittelturms gebaut. Danach konnte die alte Langhauswestwand abgerissen werden und die durch Bogenstellungen gegebene offene Verbindung zwischen verlängertem Kirchenraum und Turmhalle war hergestellt. Diese Baumaßnahmen waren vermutlich bis 1437 abgeschlossen, als die Turmhalle nachweislich mit der Translozierung des landesherrlichen Sigismundsaltars in die neue Turmhalle „in Betrieb“ genommen wurde. Ins gleiche Jahr fällt die Stiftung des vermutlich ebenfalls in der Turmhalle aufgestellten, heute im Chor befindlichen Bronzetaufbeckens.

Bauphase 6, die Errichtung der vor dem zweiten Joch der Südfassade angebauten Alten Sakristei, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach wenig später in Angriff genommen. Der ursprünglich auf drei Seiten freistehende Anbau mit eigener, mit der Langhausfassade nachträglich verzahnter Nordwand wurde mehrmals durch den Einbau zusätzlicher und den Umbau von bestehenden Öffnungen verändert. Aus der Bauzeit erhalten sind noch große Teile des spitzbogigen Fensters in der Ostwand und des nach Süden orientierten Schaugiebels. Der Datierungsvorschlag 1440/50 stützt sich vor allen Dingen auf die Einordnung der Backsteinformate nach dem Backsteinregister Berlin. Zwei TL-Datierungen aus dem Mauerwerk sprechen ebenfalls für eine Datierung ins 2. Drittel des 15. Jahrhunderts, allerdings mit einer Tendenz in die Zeit nach der Jahrhundertmitte. Möglicherweise wurde mit dieser Bauphase die größte flächenmäßige Ausdehnung der Kirche im Mittelalter erreicht, denn es ist unklar, wann ein weiterer kapellenartiger mittelalterlicher Anbau entstand. Er befand sich an der Nordseite vor dem westlichsten Joch des Langhauses und wurde in Zusammenhang mit der Restaurierung von 1818 abgebrochen.

In der zeitlich nahen, eventuell zum Teil überschneidenden Bauphase 7 wurden vermutlich von Meister Steffen Boxthude das Gewölbe des Westanbaus mit jochbezogenen Parallelrippengewölben und einem erweiterten Knickrippenstern im Mittelschiff des verlängerten westlichsten Jochs sowie der Großteil des zweiten Turmobergeschosses ausgeführt. Die äußere Mauerschale dieses Geschosses besteht aus Kalkbruchsteinmauerwerk mit einer Hintermauerung aus auffällig kleinformatigen Backsteinen. Ähnlich klein sind die in den Gewölbekappen verbauten Steine. Für die Einordnung der

Bauphase wurden einerseits die nachgewiesene Wirkungszeit des Baumeisters vor 1471 herangezogen, andererseits die für die Wandmalerei der Schutzmantelmadonna und eine in dieser Bauphase eingebaute Figurenkonsole mit Spielmännern vorgeschlagenen Datierungen. Für die in der ersten Fassungsschicht nach Ausführung der Gewölbe auf der westlichen Schildwand des Langhausmittelschiffs angebrachte Malerei und die Skulptur gibt es neueste Datierungsvorschläge von um/vor 1450. Da auch für die Gewölbeformen und -figuren ab um 1440 datierte Vergleichsbeispiele vorhanden sind, erscheint eine Entstehungszeit um 1450 realistisch. Somit könnte mit der Einwölbung und Aufstockung der Marienkirche ein Frühwerk Boxthudes vorliegen.

Der Abschluss dieser Baumaßnahmen bedeutete die endgültige Fertigstellung des Kirchenraums und führte zu einer Konzentration auf die Erneuerung der Ausstattung. Um diese Zeit liegen auch für die anderen Berliner Kirchen zahlreiche Belege für eine neue Ausgestaltung mit beweglichen und unbeweglichen Kunstwerken vor, weswegen von einer Ausstattungskonjuktur in der zweiten Jahrhunderthälfte gesprochen wird. In der Marienkirche gehört dazu wandfeste Ausmalung, wie die erwähnte Schutzmantelmadonna oder der Totentanz im nördlichen Teil der Turmhalle. An mobiler Ausstattung sind einige Bestandteile des Hochaltars von um 1470 und das Triumphkreuz von 1485 erhalten, die alle heute in musealem Kontext aufbewahrt werden. Eine zeitgleich mit der ebenfalls umgestalteten Nikolaikirche 1487 erfolgte Einweihung des neuen Kirchenbaus schließt die Phase der Innenausstattung ab, während der Turm offenbar noch unvollendet war.

Bauphase 8 beinhaltet die Aufstockung des Mittelturms mit dem dritten Obergeschoss als Glockengeschoss, die archivalisch für die Zeit um 1490 überliefet ist. Auch dieser Teil wurde in Kalkbruchsteinmauerwerk mit Backstein-Hintermauerung ausgeführt, wobei sich die Formate jeweils deutlich von der vorhergehenden Bauphase unterscheiden.

Nach einem 1518 im Turm entfachten Brand wurden in Bauphase 9 die zerstörten Dächer in ihrer heutigen Form wiederaufgebaut. Sowohl das nördliche Turmseitendach als auch das Chordach ließen sich auf 1518d datieren. Die Holzproben ohne Waldkanten aus dem Langhausdach verweisen auf eine Ausführung kurz nach 1516 und sind in Zusammenhang mit den beiden datierten Dächern mit größter Wahrscheinlichkeit dem gleichen Fälljahr im Winter 1518/19 zuzuordnen. Die Neigung der bis auf das südliche Turmseitendach erhaltenen Dachkonstruktionen wurde im Vergleich zu den vorherigen Dächern steiler gewählt, wie jeweils an historischen Aufnahmen der Giebel vor der maßgeblichen Restaurierung von 1893/94 und einigen Spuren im Dachraum zu erkennen ist. Die Turmseitendächer wurden zudem angehoben. Die ursprünglich niedrigeren Turmtraufen wurden mit Backsteinwänden an die des Langhauses angeglichen, wodurch die Pultdächer der Turmseitenhallen als Verlängerung des Langhausdachs erscheinen. Den verwendeten Ziegeln nach zu urteilen, wurden im Zuge dieser Veränderungen auch die jetzigen Trennwände zwischen Langhaus- und Turmseitendächern eingefügt.

Mit der 10. Bauphase, die allerdings substanziell nicht mehr vorhanden ist, enden die dem Mittelalter zuzuordnenden Bautätigkeiten an der Marienkirche. Für 1538 ist das Aufsetzen eines hölzernen gotischen Spitzhelms überliefert, den Zimmermann Hans Schwabach aus Holz des runden Turms am Berliner Schloss geschaffen hatte. Vermutlich mit diesem Aufsatz erlangte der Marienkirchturm seine bis ins späte 19. Jahrhundert das enge Häusergeviert um den Kirchhof weit überragende Höhe, die ihn lange Zeit als das höchste Bauwerk der Stadt Berlin auszeichneten. In jedem Fall konnte die Kirche in diesem Stadium als fertig gelten und unterlag folgerichtig in der nächsten Zeit, den ersten Jahrzehnten der Reformation in Brandenburg, keinen substanziellen Veränderungen.

In Bezug auf die verwendeten Baumaterialien ließ sich eine relativ große Kontinuität feststellen. Es wurden von Beginn an drei Materialien verwendet, die bis zur Fertigstellung der wichtigsten massiven Bauteile Ende des 15. Jahrhunderts eine Rolle spielten: grauer Feldstein, roter Backstein

und gelblichweißer Kalkstein aus dem nahen Rüdersdorf. Nur der in der ersten Bauphase eingesetzte Stuckgips für die Dienstkapitelle blieb ein singuläres Phänomen des beginnenden 14. Jahrhundert. Der Kalkstein wurde an der Marienkirche in ansteigendem Ausmaß eingesetzt. Im zuletzt errichteten Turmschaft sogar als Außenwandfläche, während der Backstein von seiner anfänglichen Dominanz zurücktritt. Diese Tatsache dürfte aber nicht unbedingt eine allgemeine Entwicklung reflektieren, sondern wohl primär durch die Bauaufgabe des zuletzt fertig gestellten Bauteils als Turm bestimmt sein. Das Kalkbruchsteinmauerwerk der oberen beiden Turmgeschosse signalisiert wie das in den unteren Turmbereichen und in den Sockeln und Unterwänden von Langhaus und Chor eingesetzte Feldsteinmauerwerk symbolisch die von diesen Bauteilen erwartete Stärke, Festigkeit und Dauerhaftigkeit.

Etwas von dieser symbolischen Kraft scheint der Marienkirche auch praktisch inne zu wohnen. Als einzige der Berliner mittelalterlichen Kirchenbauten wurde sie im Zweiten Weltkrieg nur minimal an der Nordwestecke zerstört und konnte dadurch der einzige seitdem kontinuierlich kirchlich genutzte und am wenigsten veränderte mittelalterliche Sakralraum Berlins bleiben. Auch wenn nun durch die hier erfolgte Zusammenstellung eine schon recht komplexe und relativ genau eingeordnete Bauabfolge dargestellt werden konnte, wären zur Vervollständigung weitere Untersuchungen wünschenswert. Diese umfassen beispielsweise neben der schon geplanten Bauforschung in der Turmhalle während der kommenden Innensanierung, eine Vervollständigung der Aufmaße des Turms in den bislang nicht zugänglichen Bereichen sowie die Untersuchung der Dachkonstruktionen mit einer Kartierung der im Dachraum sichtbaren Sargwände und Giebel des Langhauses nach einer Entstaubung der kontaminierten Dächer. Für die fernere Zeit sollte bei der nächsten nötigen Einrüstung der Fassaden und besonders des Ostgiebels eine baubegleitende Fassadenkartierung angestrebt werden. Auch sei an die Nachbardisziplinen der Historiker und Archäologen appelliert, eine Auswertung der offenbar noch vorhanden Kirchenrechnungen zu erwägen sowie die angedachte Entfernung des Fußbodens in der Turmhalle für sondierende archäologische Grabungen zu nutzen.

Abkürzungen

BaRB	Backsteinregister Berlin
BBAW	Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
BLDAM	Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum Wünsdorf
BLHA	Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam
CDB	Codex Diplomaticus Brandenburgensis
d	als Zusatz im Anschluss an eine Jahreszahl: dendrochronologisch datiert
DAI	Deutsches Archäologisches Institut
ELAB	Evangelisches Landeskirchliches Archiv Berlin
Ev. KGPM	Evangelische Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien Berlin
EZA	Evangelisches Zentralarchiv Berlin
GStA PK	Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin
HBPG	Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte Potsdam
LAB	Landesarchiv Berlin
LDA Berlin	Landesdenkmalamt Berlin
LLB-Verband	Läufer-Läufer-Binder-Verband
OKF	Oberkante Fußboden
OSL	Optisch stimulierte Lumineszenz
SBB PK	Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz
SMBPK	Staatliche Museen Berlin Preußischer Kulturbesitz
SMBPK KBB	SMBPK Kunstbibliothek
SMBPK KK	SMBPK Kupferstichkabinett
SPSG	Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg
SSMB	Stiftung Stadtmuseum Berlin
TL	Thermolumineszenz
ZBS	Zentrum für Berlinstudien in der ZLB
ZLB	Zentral- und Landesbibliothek Berlin

Literatur

Publikationen mit vorangestelltem * enthalten mindestens eine Erwähnung oder Abbildung der Marienkirche

Ackermann / Cante / Mues 2001: Irmgard Ackermann / Marcus Cante / Antje Mues: Stadt Cottbus, Teil 1: Altstadt, Mühleninsel, Neustadt und Ostrow, [...] (Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, Denkmale in Brandenburg, 2.1), Worms 2001.

Adler 1862, 1898: Friedrich Adler: Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des preußischen Staates, Berlin 1862 und 1898.

***Adler 1877**: Ders.: St. Maria, in: Berlin und seine Bauten, Hrsg. vom Architektenverein Berlin, Berlin 1877, S. 117f.

Angenendt 1997: Arnold Angenendt: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christen-tum bis zur Gegenwart. München ^{2}1997.

Architektura 1995: Teresy Mroczko / Mariana Arszynskiego (Bearb.): Architektura Gotycka w Polsce, Warschau 1995.

***Arendt /Torge 1934**: Max Arendt / Paul Torge: Berlin einst und jetzt, ^{2}1934.

Arnold 2005: Bärbel Arnold: Mittelalterliche Mörtel an Feldsteinkirchen der Mark Brandenburg, in: Michael Auras / Siegfried Siegesmund / Rolf Snethlage (Hg.): Stein. Zerfall und Konservierung, Leipzig 2005, S. 283-287.

***ASD 2003**: ASD Architektur-Städtebau-Denkmalpflege (Stefan Breitling / Jan Holland / Andreas Potthoff): Kirche St. Marien Berlin-Mitte. Bauhistorische Untersuchung Südanbauten. Bericht – Fotodokumentation – Planmaterialien, Typoskript 2003, LDA Berlin.

Bachfischer 1998: Margit Bachfischer: Musikanten, Gaukler und Vaganten. Spielmannskunst im Mittelalter, Augsburg 1998.

***Badstübner 1985, 2006**: Ernst Badstübner: Die Marienkirche zu Berlin (Das christliche Denkmal, H. 90), Berlin ^{4}1985 (1. Aufl. Berlin 1972); ab 1995 überarbeitet und ergänzt erschienen als Schnell Kunstführer Nr. 2081 (Das christliche Denkmal, H. 190), 2. veränderte Auflage, Regensburg 2006.

***Badstübner 1987**: Ders.: Der Turmbau der ehemaligen Nikolaikirche zu Berlin. Geschichte, Restaurierung und Wiederaufbau, in: Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg. Ihre Erhaltung und Pflege in der Haupt-stadt der DDR und in den Bezirken Frankfurt/Oder und Potsdam (Schriften zur Denkmalpflege in der Deutschen Demokratischen Republik), Weimar 1987, S. 60-77.

***Badstübner 1988**: Ders.: Stadtkirchen in der Mark Brandenburg, Berlin ^{3}1988 (1. Aufl. 1982).

***Badstübner 1994**: Ders.: Feldstein und Backstein als Baumaterial in der Mark Brandenburg während des 12. und 13. Jahrhunderts, in: architectura, 24.1994, S. 34-45.

***Badstübner 2005**: Ders.: Die Heilig-Geist-Kapelle und die Berliner Architektur um 1300, in: Humboldt-Universi-tät zu Berlin / Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Die Heilig-Geist-Kapelle in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2005, S. 48-55.

Badstübner 2007: Ders.: Kirchen der Bettelorden, in: Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Kirchenruine des Grauen Klosters in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2007, S. 23-30.

***Badstübner 2008**: Ders.: Kunstlandschaftliche Prozesse in der Mark Brandenburg am Beispiel der architektur-geschichtlichen Entwicklung im Mittelalter, in: Ernst Badstübner / Peter Knüvener / Adam S. Labuda / Dirk Schumann (Hg.): Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg, Berlin 2008, S. 30-41.

Badstübner 2010: Ders.: Franziskanerkirchen in der Mark Brandenburg, in: Dirk Schumann (Hg.): Brandenbur-gische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten. Architektur – Kunst – Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 47-60.

***Badstübner / Badstübner-Gröger 1987**: Ders. / Sibylle Badstübner-Gröger: Kirchen in Berlin. Von St. Nikolai bis zum Gemeindezentrum "Am Fennpfuhl", Berlin 1987.

***Badstübner / Badstübner-Gröger / Rahnenführer / Oertel 1984**: Ders. / Sibylle Badstübner-Gröger / Dank-wart Rahnenführer / Heinz-Georg Oertel: Die Berliner Marienkirche und ihre Kunstwerke, hrsg. vom Gemeindekirchenrat von St. Marien und St. Nikolai, Berlin ^{3}1984.

Badstübner / **Knüvener 2011**: Ders. / Peter Knüvener: Die Stadtpfarrkirche im Mittelalter. Das Beispiel Bernau, in: Clemens Burgstedt u. a. (Hg.): Im Dialog mit Raubrittern und Schönen Madonnen (Studien zur brandenburgi-schen und vergleichenden Landesgeschichte, 6), Berlin 2011, S. 259-266.

Badstübner / **Schumann 2000**: Ders. / Dirk Schumann(Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000.

***Badstübner-Gröger 1968**: Sybille Badstübner-Gröger: Bibliographie zur Kunstgeschichte von Berlin und Pots-dam (Schriften zur Kunstgeschichte, 13), Berlin 1968.

***Barth 2009**: Matthias Barth: Romanik und Gotik in Brandenburg und Berlin. Architektur und Dekor des Mittel-alters, Würzburg 2009.

***Barth 1992-2000**: Wiltrud Barth: Dendrochronologie, Baubeobachtungen zu den Dachwerken der Marien-kirche Berlin, Manuskript 19.3.1992, 4.11.1993, 3.11.2000, LDA Berlin.

Barth 1999a: Dies.: Gebäudebuch Berlin-Spandau St. Nikolai – Bildquellen, Typoskript 1999, LDA Berlin.

Barth 1999b: Dies.: Die Nikolaikirche Spandau – Ergebnisse der Bauforschung, in: Dorfkern-Altstadt-Denkmal-pflege. Traditionsorte in der Metropole, Jahrbuch 1997/98 (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, H. 13), Berlin 1999, S. 62-67.

Barth 2000: Dies.: Die Nikolaikirche in Berlin-Spandau – ein früher brandenburgischer Hallenumgangschor. Ergebnisse von Bauforschung, Dendrochronologie und Thermolumineszenz, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 157-204.

Barth 2005a: Dies.: Die Nikolaikirche in Berlin-Spandau – produktive Aussichten für die Kunstgeschichte?, in: Johannes Cramer / Peter Goralczyk / Dirk Schumann (Hg.): Bauforschung. Eine kritische Revision, Berlin 2005, S. 223-241.

Barth 2005b: Dies.: Bauforschung an der Heilig-Geist-Kapelle, in: Humboldt-Universität Berlin / Landesdenk-malamt Berlin (Hg.): Die Heilig-Geist-Kapelle in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2005, S. 82-105.

Baumüller 1994: Barbara Baumüller: Der Chor des Veitsdomes in Prag: die Königskirche Kaiser Karls IV.; Strukturanalyse mit Untersuchung der baukünstlerischen und historischen Zusammenhänge, Berlin 1994.

Becker-Hounslow 1998: Steffani Becker-Hounslow: Der Beitrag Englands zur Entstehung und Entwicklung figurierter Gewölbe im Deutschordensstaat Preußen: eine Hinterfragung etablierter Thesen zur Herkunft von Stern- und Schirmgewölben in der Backsteinarchitektur im 14. Jahrhundert (Univ. Diss. Frankfurt/Main 1996), Schwerin 1998.

Beer 2005: Manuela Beer: Triumphkreuze des Mittelalters. Ein Beitrag zu Typus und Genese im 12. und 13. Jahrhundert (Univ. Diss. Bonn 2003), Regensburg 2005.

***Bekiers 1987**: Andreas Bekiers: I 1237-1701 Die Doppelstadt, in: Josef Paul Kleihues (Hg.): 750 Jahre Archi-tektur und Städtebau in Berlin. Stuttgart 1987, S. 13-40.

***Bischoff 2009**: Franz Bischoff: Wie kamen die Werkmeister an ihre Aufträge bzw. in ihre Dienststellungen? Bewerbungs-, Empfehlungs- und Anforderungsschreiben, in: Stefan Bürger / Bruno Klein (Hg.): Werkmeister der Spätgotik, Bd. 1: Position und Rolle der Architekten im Bauwesen des 14. bis 16. Jahrhunderts, Darmstadt 2009, S. 111-128 u. Quellentexte S. 181-228, hier 186f.

Bleis 2000: Wolfram Bleis: Sankt Marien und Andreas zu Rathenow – ein früher Hallenumgangschor?, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 205-220.

***Blunck 1930**: E. Blunck: Aufgabe moderner Denkmalpflege, in: Dt. Bauzeitung 64.1930, S. 97-104.

***Boeck / Richartz 1937**: Wilhelm Boeck / Heinz Richartz: Alte Berliner Kirchen, Berlin 1937.

***Boeckh 1986**: Jürgen Boeckh: Alt-Berliner Stadtkirchen, Bd. 1 (Berliner Reminiszenzen, 43), Berlin 1986.

***Böhme 1956**: Renate Böhme: Der Berliner Totentanz, in: Berliner Heimat 1, 1956, S. 5-12.

***Böker 1988**: Hans Josef Böker: Die mittelalterliche Backsteinarchitektur Norddeutschlands, Darmstadt 1988.

***Börsch-Supan 1980**: Helmut Börsch-Supan: Pfarrkirche St. Marien (Neuer Markt), in: Eva u. Helmut Börsch-Supan / Günther Kühne / Helga Reelfs: Berlin, Kunstdenkmäler und Museen (Reclams Kunstführer Deutschland, VII), Stuttgart ^{3}1980 (1. Aufl. 1977), S. 64-69.

***Borrmann 1893**: Richard Borrmann: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin 1893, S. 205-221.

Brandt / Lutze 2010: Dirk Brandt / André Lutze: Stadtpfarrkirche St. Marien, in: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung, 4.2010, Sonderheft, S. 32-35.

Breitenfeldt 2005: Jörg Breitenfeldt: Entwicklung und Umsetzung eines Restaurierungskonzeptes für den Innenraum der Heilig-Geist-Kapelle – Wiedergewinnung der mittelalterlichen Ästhetik, in: Humboldt-Universität Berlin / Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Die Heilig-Geist-Kapelle in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2005, S. 148-158.

Breitling 2007: Stefan Breitling: Die Franziskaner-Klosterkirche in Berlin: Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchungen 1999-2004, in: Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Kirchenruine des Grauen Klosters in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2007, S. 99-126.

***Brendicke 1918**: Dr. Hans Brendicke: Führer auf der Wanderung durch Alt-Berlin-Kölln, Berlin 1918.

***Brendicke / Zeller 1919**: Dr. Hans Brendicke / Dr.-Ing. Ad. Zeller: Die Besichtigung der Marienkirche, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 36.1919, S. 50-51.

***Brost / Demps 1997**: Harald Brost / Laurenz Demps: Berlin wird Weltstadt: Photographien von F. Albert Schwartz, Hof-Photograph, 1856-1896, 2. überarb. Aufl., Berlin 1997.

***Buchholz 1906**: R. Buchholz: Führung durch die Marienkirche zu Berlin (Vortrag) in: Brandenburgia 15.1906, S. 169-175.

Buchinger / Cante 2000: Marie-Luise Buchinger / Marcus Cante: Landkreis Teltow-Fläming, Teil 1: Stadt Jüter-bog mit Kloster Zinna und Gemeinde Niedergörsdorf (Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, Denkmale in Brandenburg, 17.1), Worms 2000.

***Bucovich 1928**: Mario von Bucovich (Fotografien) / Alfred Döblin (Geleitwort): Berlin (C. O. Justh [Hg.]: Das Gesicht der Städte), Berlin 1928.

Burger 1998: Hans Burger: Mittelalterliche Außengestaltung von Dorfkirchen im Land Brandenburg, in: Mittelalterliche Putze und Mörtel im Land Brandenburg (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege, 9), Potsdam 1998, S. 13-30.

Bürger 2007: Stefan Bürger: Figurierte Gewölbe zwischen Saale und Neisse. Spätgotische Wölbkunst von 1400 bis 1600, 3 Bde. (Univ. Diss. TU Dresden 2004), Weimar 2007.

Cante A. 2000: Andreas Cante: St. Gotthardt in Brandenburg-Altstadt. Die Umbauung des Vorgängers und das „middelwerck desses chores", in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 307-351.

***Cante 1988-90**: Marcus Cante: Pfarrkirche St. Marien in Berlin, Vorarbeit für einen Katalog im Rahmen eines nicht verwirklichten Dissertationsprojekts „Baukunst des mittelalterlichen Berlins", unveröff. Arbeitsfassung, Berlin 1988-90, freundl. Überlassung des Autors.

Cante 1994: Ders.: u. a.: Stadt Brandenburg, Teil 1: Dominsel – Altstadt – Neustadt (Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, Denkmale in Brandenburg, 1.1), Worms 1994.

***Cante 1997**: Ders.: Kirchen bis 1618, in: Berlin und seine Bauten Teil VI, Sakralbauten, hg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin, Redaktion: Peter Güttler, Berlin 1997, S. 1-15.

***Cante M. 2000**: Ders.: Hallenumgangschöre im brandenburgischen Pfarrkirchenbau der Spätgotik, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 67-141.

Cante 2010: Ders.: Führer durch das Paulikloster Brandenburg an der Havel, Zossen/Wünsdorf 2010.

***CDB**: Adolf Friedrich Riedel (Hg.): Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. I. Teil Bände 1-25, II. Teil Bde. 1-6, III. Teil Bde. 1-3, IV. Teil Bd. 1, Supplementband und Registerbände, Berlin 1838-1869.

Clasen 1958: Karl Heinz Clasen: Deutsche Gewölbe der Spätgotik, Berlin 1958.

Cramer 1984: Johannes Cramer: Handbuch der Bauaufnahme, Stuttgart 1984.

Cramer / Schuller / Winghart 2005: Johannes Cramer / Manfred Schuller / Stefan Winghart (Hg.): Forschungen zum Erfurter Dom, bearbeitet von Barbara Perlich und Gabri van Tussenbroek, 2 Bde. (Arbeitsheft des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege: Neue Folge 20 / 20.1), Erfurt 2005.

Dehio / von Bezold 1901: Georg Dehio / Gustav von Bezold: Kirchliche Baukunst des Abendlandes, Atlas Bd. 5, Stuttgart 1901.

***Dehio Berlin 2000**: Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Berlin, Sybille Badstübner-Gröger / Michael Bollé / Ralph Paschke u. a. (Bearb.), 2. Aufl. durchgesehen und ergänzt von Michael Bollé, Berlin-München 2000.

Dehio Brandenburg 2012: Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Brandenburg, Gerhard Vinken u. a. (Bearb.), durchgesehen und erweitert von Barbara Rimpel, Berlin-München 2012.

Dehio Mecklenburg 2000: Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Mecklenburg-Vorpommern, Hans-Christian Feldmann u. a. (Bearb.), Berlin-München 2000.

Dehio Sachsen-Anhalt I 2002: Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Sachsen-Anhalt I, Regierungsbezirk Magdeburg, Ute Bednarz / Folkhard Cremer (Bearb.), Berlin-München 2002.

Dehio Schlesien 2005: Dehio Handbuch der Kunstdenkmäler in Polen – Schlesien, Sławomir Brzezicki / Christine Nielsen (Bearb.), München-Berlin 2005.

***Deiters 2003**: Maria Deiters: Pfarrkirche St. Marien in Berlin. Erfassung des beweglichen Kunstguts und Baugeschichte des Innenraumes, Typoskript 2003, LDA Berlin.

***Deiters 2003/04**: Dies.: St. Marien. Gutachten zur denkmalpflegerischen Zielstellung für den Innenraum, Typoskript 2003/2004, LDA Berlin.

***Deiters 2007a**: Dies.: St. Marien Berlin – Quellenauswertung zum Thema Raumfassung, April 2007, Beilage in: Wunderlich Raumfassung Gewölbeanlauf östlicher Vierungspfeiler, August 2007, Ev. KGPM.

***Deiters 2007b**: Dies.: Vorbereitendes Gutachten zur Erstellung eines Präsentationskonzeptes für das bewegliche Kunstgut der drei mittelalterlichen Stadtkirchen Berlins, Typoskript, Teil I: Die historische Ausstattung von St. Marien – Entwicklung, räumliche Zusammenhänge, Charakteristika, Typoskript Dez. 2007, LDA Berlin.

***Deiters 2008**: Dies.: Individuum – Gemeinde – Raum. Zur nachreformatorischen Ausstattung von St. Marien und St. Nikolai in Berlin, in: Evelin Wetter (Hg.): Formierungen des konfessionellen Raumes in Ostmitteleuropa (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 33), Stuttgart 2008, S. 41-56.

***Deiters 2010a**: Dies.: Die Ausstattung der Franziskanerklosterkirche in Berlin, in: Dirk Schumann (Hg.): Brandenburgische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten. Architektur – Kunst – Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 142-165.

***Deiters 2010b**: Dies.: St. Marien Berlin – Totentanz und Turmhalle, Quellenauswertung, Typoskript Dezember 2010, freundl. Überlassung der Autorin.

***Deiters 2014:** Totentanz und Raum – der Berliner Totentanz, in: Dies. / Jan Raue / Claudia Rückert (Hg.): Der Berliner Totentanz. Geschichte – Restaurierung – Öffentlichkeit, Berlin 2014, S. 23-37.

***Der Bär 1884**: Der Neue Markt und die Marienkirche vor 100 Jahren, in: Der Bär. Illustrierte Berliner Wochenschrift, eine Chronik für's Haus (auch: Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte u. Alterthumskunde) 11.1884/85 (Nr. 10, 6. Dez. 1884), S. 158-59.

***Der Bär 1886/87**: Die St. Marienkirche zu Berlin, in: Der Bär 13.1886/87 (Nr. 9, 27. Nov. 1886), S. 107-110 u. (Nr. 14, 1. Jan. 1887), S. 174-76.

***Dienstleistung Denkmal 2001**: Dienstleistung Denkmal (Barbara Perlich / Friedrich Schmidt-v. Waldthausen / Arne Semmler): Bericht zur Bauforschung an den Turmfassaden der Marienkirche in Berlin-Mitte (Bestandsaufnahme und Kartierung), CD-Fassung, 2001, LDA Berlin.

Doberer 1946: Erika Kirchner-Doberer: Die deutschen Lettner bis 1300, Univ. Diss. Wien 1946.

Doberer 1956: Erika Doberer: Der Lettner. Seine Bedeutung und Geschichte, in: Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien 9.1956, S. 117-122.

Doberer 1961: Dies.: Artikel „Lettner" in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6, Freiburg ^{2}1961.

Doberer 1991: Dies.: Artikel „Lettner“ in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 5, München 1991, Sp. 1914f.

***Dome und Kirchen zu Berlin und Potsdam**, im Einvernehmen mit dem Reichskirchenausschuß hrsg. vom Wichern-Verlag, Berlin-Spandau 1936.

***Drescher 1983a**: Horst Drescher: Marienkirche, in: Autorenkollektiv des Instituts für Denkmalpflege: Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR, Hauptstadt Berlin I, Berlin 1983, S. 38-55.

***Drescher 1983b**: Marienkirche, in: Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Bezirke Berlin DDR und Potsdam, Beate Becker / Horst Büttner / Horst Drescher / Gerda Herrmann / Ilse Schröder / Christa Stepansky / Heinrich Trost u. a. (Bearb.), München-Berlin 1983, S. 10-14.

***Dube / Kunzendorf / Stenzel 2008**: Katharina Dube / Max-O. Kunzendorf, / Jürgen Stenzel: Findbuch der St. Marien – St. Nikolai – Kirchengemeinde Repositur I, 1423-1945, Repositur II, 1945-1991, (Evangelisches Landeskirchliches Archiv in Berlin [ELAB]: Archivbericht / Beiheft Nr. 64), Berlin 2008.

Ebert 2006: Marlies Ebert: F. Albert Schwartz – Fotograf im Dienste des Magistrats und des Museums, in: Camera Berolinensis: das Berliner Album des Fotografen F. Albert Schwartz; 1836 - 1906 (Ausstellungskatalog Stiftung Stadtmuseum Berlin, Museum Ephraim-Palais; 20. Oktober 2006 - 7. Januar 2007 im Rahmen des Europäischen Monats der Fotografie), Berlin 2006, S. 8-10.

Ederer / Schumann 2012: Walter Ederer / Dirk Schumann: Kloster Neuzelle, Berlin-München 2012.

***Ehrentreich 1938**: Alfred Ehrentreich: Alt-Berliner Gotik, in: Die Mark, 34.1938, S. 82-83.

Eißing 2005: Thomas Eißing: Zur Anwendung der Dendrochronologie in der Bauforschung: einige kritische Anmerkungen, in: Johannes Cramer / Peter Goralczyk / Dirk Schumann (Hg.): Bauforschung. Eine kritische Revision, Berlin 2005, S. 297-328.

***Ernst** / **Lauer-Ernst 2009**: Gernot Ernst / Ute Lauer-Ernst: Die Stadt Berlin in der Druckgrafik 1570-1870, 2 Bde., Berlin 2009.

Escobedo / **Faensen** / **Kennecke 2011**: Manuel Escobedo / Bertram Faensen / Heike Kennecke: Ab durch die Mitte. Ausgrabungen in der ehemaligen Königstraße in Berlin, in: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2009, Stuttgart 2011, S. 129f.

***Fait 1971**: Joachim Fait: Deutsche Kunstdenkmäler, ein Bildhandbuch, Bezirke Cottbus, Frankfurt/Oder, Potsdam und Berlin Hauptstadt der DDR, Aufnahmen v. Klaus G. Beyer, Leipzig 1971, S. 355. *(Die 4. Auflage 1992 hrsg. von Reinhardt Hootz mit dem veränderten Untertitel „Berlin-Brandenburg“ erschien mit unverändertem Text zur Marienkirche)*

Fajt 2008: Jirí Fajt: Brandenburg wird böhmisch, in: Ernst Badstübner / Peter Knüvener / Adam S. Labuda / Dirk Schumann (Hg.): Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg, Berlin 2008, 202-251.

***Festschrift 1790**: Nachricht von der Erbauung des neuen Thurms der Marienkirche zu Berlin, im Monat Julius 1790 (Festschrift zur Einweihung des Marienkirchturmes), Berlin 1790.

***Fidicin 1837**: Ernst Fidicin: Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin, Teil 2, Berlinische Urkunden von 1261-1550; Teil 3, Berlinische Regesten von 949 bis 1550, Berlin 1837.

***Fidicin 1868**: Ders.: Berlinische Chronik, Berlin 1868.

***Fidicin 1880**: Ders.: begonnen von F. Voigt: Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik 1232-1550 (Berlinische Chronik, Bd. II) begonnen Berlin 1869, Berlin 1880.

***Fischer 2001**: Konrad Fischer Architektur- u. Ingenieurbüro: Berlin-Mitte, Marienkirche, Turm, Fassadeninstandsetzung – Restaurierungskonzept, Typoskript o. J. (2001), LDA Berlin.

***Fischer-Krückeberg 1930**: Elisabeth Fischer-Krückeberg: Zur Geschichte der Orgeln in den Berliner Kirchen zu Anfang des 17. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 47.1930, H. 3, S. 114-116.

***Franz 2008**: Daniela Franz: Das spätgotische Triumphkreuz des Märkischen Museums zu Berlin, in: Ernst Badstübner / Peter Knüvener / Adam S. Labuda / Dirk Schumann (Hg.): Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg, Berlin 2008, S. 428-436.

***Frecot** / **Geisert 1999**: Janos Frecot / Helmut Geisert: Berlin in frühen Photographien 1857-1913, München 1999.

***Friedel 1896/97**: Ernst Friedel: Der neu aufgefundene Berlinische Annalist von 1434, in: Brandenburgia 5.1896/97, S. 51-54.

***Fritze 2000**: Wolfgang H. Fritze: Gründungsstadt Berlin. Die Anfänge von Berlin-Cölln als Forschungsproblem, bearb. hrsg. und ergänzt von Winfried Schich, Potsdam 2000.

Frommhagen / Heußner / Schöfbeck 2000: Ulf Frommhagen / Karl-Uwe Heußner / Steffen-Tilo Schöfbeck: Dendrochronologie und Bauforschung in Nordostdeutschland. Möglichkeiten und Probleme, in: Dirk Schumann (Hg.): Bauforschung und Archäologie. Stadt- und Siedlungsentwicklung im Spiegel der Baustrukturen, Berlin 2000, S. 202-243.

Fülling 2011: Alexander Fülling, HU-Berlin-Geomorphologie - Lumineszenz-Datierungslabor: OSL-Datierungen Marienkirche Berlin, Typoskript 12.12.2011, LDA Berlin.

Gentz 2000: Ulrike Gentz: Zum Verhältnis von Hallenumgangschören in Süd- und Norddeutschland. Eine Grundrissanalyse: Nürnberg – Spandau – Berlin – Frankfurt/Oder, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 142-156.

***George 1893, 1894**: Richard George: Der Umbau der Marienkirche, in: Der Bär 19. 1893, S. 607/08 und 20. 1894, S. 504-07.

***Gercken 1771**: Philipp Wilhelm Gercken: Codex Diplomaticus Brandenburgensis aus Originalen und Copial-Büchern gesammelt und herausgegeben, Tomus III., Salzwedel 1771.

Gläser 1988: Manfred Gläser: Die Lübecker Backsteinchronologie, in: 25 Jahre Archäologie in Lübeck, Bonn 1988, S. 210-212.

***Goebel 2003**: Benedikt Goebel: Der Umbau Alt-Berlins zum modernen Stadtzentrum, Berlin 2003.

***Goedicke 2006**: Christian Goedicke, Rathgen-Forschungslabor der SMBPK: TL/OSL-Daten der Backsteine aus der Marienkirche (Mitte), Typoskript 14. 03. 2006, LDA Berlin.

***Gottschalk 1986**: Wolfgang Gottschalk: Altberliner Kirchen in historischen Ansichten, Leipzig ^{2}1986.

Gramlich / Bernhard / Cante / Küttner 2002: Sybille Gramlich / Andreas Bernhard / Andreas Cante / Irmelin Küttner: Stadt Frankfurt (Oder) (Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, Denkmale in Brandenburg, 3), Worms 2002.

Großmann 1993: Georg Ulrich Großmann: Einführung in die historische Bauforschung, Darmstadt 1993.

Gülke 1980: Peter Gülke: Mönche, Bürger, Minnesänger - Musik in der Gesellschaft des europäischen Mittelalters (Wiener musikwissenschaftliche Beiträge, 4), 2. erw. Aufl., Köln 1980.

***Gurlitt 1910**: Cornelius Gurlitt: Freilegung und Umbau alter Kirchen, in: Brandenburgia 19.1910, S. 20-23.

***Hach 1933**: Arno Hach: Alt-Berlin im Spiegel seiner Kirchen. Rückblicke in die versunkene Altstadt mit einem Plan der Berliner Innenstadt um 1860, Berlin 1933.

***Hafftiz 1599**: M. Peter Hafftiz: Microc[h]ronicon Marchicum. Darin kürtzlich und eigentlich verfasset ist der Zustandt des Chur- und Fürstenthumbs Brandenburg, ehe dan die Bruggraffen zu Nürenberg dieselbe in besitz bekomen, wenn und wie Sie dahin komen, wie einer dem andern succedirt und was für fürneme und denckwürdige geschichten bey Ihrer regirung bis auf diese Zeit sich allenthalben zugetragen haben, Berlin-Cölln 1599, in: CDB, Teil IV, Band 1, Berlin 1862, S. 46-167.

Hahn 2006: Ines Hahn: Das Berliner Album des Fotografen F. Albert Schwartz, in: Camera Berolinensis: das Berliner Album des Fotografen F. Albert Schwartz 1836 - 1906 (Ausstellungskatalog Stiftung Stadtmuseum Berlin, Museum Ephraim-Palais; 20. Oktober 2006 - 7. Januar 2007 im Rahmen des Europäischen Monats der Fotografie), Berlin 2006, S. 11-17.

***Hansen 2009**: Reimer Hansen: Zur Theologie des Berliner Totentanzes in St. Marien, in: Jahrbuch für Berlin-brandenburgische Kirchengeschichte 67.2009, S. 69-90.

***Haubrich 1997**: Rainer Haubrich: Berlin Gestern, Heute, Morgen. Auf der Suche nach der Stadt, Berlin 1997.

Herrmann 2005: Christofer Herrmann: Beobachtungen zur Verwendung des Backsteins in der mittelalterlichen Architektur des Preußenlandes, in: Johannes Cramer / Dorothée Sack (Hg.): Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, 2), Petersberg 2005, S. 99-112.

Herrmann 2007: Ders.: Mittelalterliche Architektur im Preußenland. Untersuchungen zur Frage der Kunstland-schaft und -geographie (Studien zur internationalen Architektur- und Kulturgeschichte, 56), Petersberg 2007.

***Heußner 1993, 2000, 2011**: Bärbel und Karl-Uwe Heußner: Dendrochronologische Gutachten zur Marienkirche Berlin vom 12. 9. 1993, Proben Nr. C 3851-3857 (Langhaus), Gutachten vom 4. 11. 2000 (Turmseitendach) und 10. 10. 2011 (Chordach), Typoskripte LDA Berlin.

Heußner / Schöfbeck 2002: Karl-Uwe Heußner / Steffen-Tilo Schöfbeck: Forschungen zu Fachwerk- und Feld-steinkirchen der Prignitz vom 15. bis 19. Jahrhundert, in: Brandenburgische Denkmalpflege, H. 1/2002, S. 4-38.

Hillebrand 2003: Katja Hillebrand: Das Dominikanerkloster zu Prenzlau. Untersuchungen zur mittelalterlichen Baugeschichte, München-Berlin 2003.

Hoernes 2002: Martin Hoernes: Hoch- und spätmittelalterlicher Stuck. Einführung in das Tagungsthema, in: Ders. (Hg.): Hoch- und spätmittelalterlicher Stuck: Material – Technik – Stil – Restaurierung; Kolloquium des Graduiertenkollegs „Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege“ der Otto-Friedrichs-Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin, Bamberg 16.-18.März 2000, Regensburg 2002, S. 12-26.

Hoffmann-Axthelm 2010: Dieter Hoffmann-Axthelm: St. Jakobi in Perleberg. Die Baugeschichte, Berlin 2010.

***Hoffmann-Tauschwitz 2003**: Matthias Hoffmann-Tauschwitz: St. Marien-Kirche, in: Christine Goetz / Matthias Hoffmann-Tauschwitz (Hg.): Kirchen Berlin Potsdam. Führer zu den Kirchen in Berlin und Potsdam, Berlin 2003, S. 144f.

Holst 2001: Jens Christian Holst: Der Westbau der Prämonstratenserkirche von Gramzow, in: Dirk Schumann (Hg.): Architektur im weltlichen Kontext (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, 4), Berlin 2001, S. 110-189.

Holst 2005a: Ders.: Stein oder nicht Stein? Backstein und Naturstein im südlichen Ostseeraum während des Mittelalters, in: Johannes Cramer / Dorothée Sack (Hg.): Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, 2), Petersberg 2005, S. 9-22.

Holst 2005b: Ders.: Material und Farben mittelalterlicher Backsteinarchitektur im südlichen Ostseeraum, in: Ernst Badstübner / Gerhard Eimer / Ernst Gierlich / Matthias Müller (Hg.): Licht und Farbe in der mittelalter-lichen Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraumes (Studien zur Backsteinarchitektur, 7), Berlin 2005, S. 348-387.

***Holtze 1886/87**: F. Holtze: Berliner Ansichten aus dem Jahre 1510, in: Der Bär 13.1886/87, S. 81-87.

***Huch 2004**: Gaby Huch: Regesten der Urkunden zur Geschichte von Berlin / Cölln im Mittelalter 1500 bis 1815 (Berlin-Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin, V), Berlin 2004.

***Huch / Ribbe 2008**: Dies. / Wolfgang Ribbe: Regesten der Urkunden zur Geschichte von Berlin / Cölln im Mittelalter 1237 bis 1499 (Berlin-Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin, VII; Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, 13), Berlin 2008.

***Hühns 1968**: Erik Hühns: Der Berliner Totentanz, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Band 14, Jg. 1968, Teil II, S. 235-246.

Hüttenrauch 2005: Jenny Hüttenrauch: Betrachtungen zur Ostfassade der Heiliggeistkapelle, in: Humboldt-Universität Berlin / Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Die Heilig-Geist-Kapelle in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2005, S. 56-61.

***Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Berlin:** Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg. Ihre Erhaltung und Pflege in der Hauptstadt der DDR und in den Bezirken Frankfurt/Oder und Potsdam, Weimar 1987, S. 343-349.

***Jekosch 1999, 2006**: Uwe Jekosch: St. Marienkirche, in: Schroeder, Johannes H. (Hg.): Führer zur Geologie von Berlin und Brandenburg Nr. 6: Naturwerksteine in Architektur und Baugeschichte von Berlin. Gesteinskundliche Stadtbummel zwischen St. Marienkirche und Siegessäule, Berlin [1]1999, S. 58-62., [2]2006, S. 80-84.

***Jekosch 2004**: Ders.: Gutachterliche Stellungnahme Mauer des Gärtchens – Petrographische Untersuchung einer Gesteinsprobe, Typoskript 2004, LDA Berlin.

***Joksch 2014**: Ute Joksch: „Mit einer gewissen Handfertigkeit". Der Berliner Totentanz innerhalb der Entwicklungslinien in der spätmittelalterlichen Wandmalerei Brandenburgs, in: Deiters, Maria / Raue, Jan / Rückert, Claudia (Hg.): Der Berliner Totentanz. Geschichte – Restaurierung – Öffentlichkeit, Berlin 2014, S. 131-143.

Kieseritzky 2011: Wolther von Kieseritzky: Die Anfänge Berlins – Historiker und Archäologen im Gespräch. Ein Workshop der Historischen Kommission zu Berlin, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 107. 2011, S. 522-526.

Kirchenführer Grimmen: Evangelische Kirchengemeinde St. Marien Grimmen (Hg.): Die Kirche St. Marien zu Grimmen, Grimmen o. J.

Kirchner-Doberer *s. Doberer*

***Klein 1819**: Johann Gottlieb Klein: St. Marien-Kirche zu Berlin, Berlin 1819.

Klein 2007: Ulrich Klein, Die Beschreibung von Werksteinoberflächen, in: Arbeitskreis für Hausforschung (Hg.): Naturstein als Baumaterial (Jahrbuch für Hausforschung, 52), Marburg 2007, 81-94.

***Klünner** / **Demps**: Hans Werner Klünner / Laurenz Demps (Einführung): Berlin 1856-1896, Photographien von F. Albert Schwartz, Berlin 1991.

***Knüvener 2004/05**: Peter Knüvener: Die Skulptur des Retabels aus der Berliner Marienkirche im Märkischen Museum und die Kunst in Berlin im späten 15. Jahrhundert, in: Jahrbuch Stiftung Stadtmuseum Berlin 10.2004/05, S. 96-146.

Knüvener 2008: Ders.: Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg – eine Einführung. Fragestellungen, Bestand, Forschungsstand, in: Ernst Badstübner / Peter Knüvener / Adam S. Labuda / Dirk Schumann (Hg.): Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg. Tradition – Transformation – Innovation, Berlin 2008, S. 42-88.

***Knüvener 2011a**: Ders.: Katalognummer 40, Skulpturen vom Hochaltarretabel der Berliner Marienkirche und Katalognummer 66, Triumphkreuz aus der Berliner Marienkirche, in: Franziska Nentwig (Hg.): Mittelalterliche Kunst aus Berlin und Brandenburg im Stadtmuseum Berlin, Berlin 2011, S. 187-196 und S. 228-230.

***Knüvener 2011b**: Ders.: Die spätmittelalterliche Skulptur und Malerei in der Mark Brandenburg (Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, 14; Univ. Diss. HU Berlin 2010), Worms 2011.

Knüvener / Schumann 2011: Ders. / Dirk Schumann: Katalognummern 129, Dienstkosole aus Kalkstein und 131, Franziskanerkirche - Schlussstein mit Distelrankenwerk, in: Franziska Nentwig (Hg.): Mittelalterliche Kunst aus Berlin und Brandenburg im Stadtmuseum Berlin, Berlin 2011, S. 324f u. 328f.

Köcke 1972: Ulrike Köcke: Lettner und Choremporen in den nordwestdeutschen Küstengebieten, ergänzt durch einen Katalog der westdeutschen Lettner ab 1400 (Univ. Diss. München 1973), München 1972.

Kohlschein / Wünsche 1998: Franz Kohlschein / Peter Wünsche (Hg.): Heiliger Raum. Architektur, Kunst und Liturgie in mittelalterlichen Kathedralen und Stiftskirchen (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen, 82), Münster 1998.

Kohte 1922a: Julius Kohte: Die ehemalige Kirche der Dominikaner in Berlin, in: Die Denkmalpflege 24.1922, S. 59-61.

***Kohte 1922b**: Georg Dehio Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Bd. 2, Nordostdeutschland, Julius Kohte (Bearb.), Berlin 1922.

Koller 2002: Manfred Koller: Das Opus Thiemonis. Kunststeinverwendung in Österreich im Hoch- und Spätmittelalter, in: Martin Hoernes (Hg.): Hoch- und spätmittelalterlicher Stuck: Material – Technik – Stil – Restaurierung; Kolloquium des Graduiertenkollegs „Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege“ der Otto-Friedrichs-Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin, Bamberg 16.-18.März 2000, Regensburg 2002, S. 73-80.

Kosch 2000: Clemens Kosch: Kölns romanische Kirchen, Regensburg 2000.

Krauß / v. Olk 2007: Alexander Krauß / Detlev v. Olk: Zur Baugeschichte der Wilsnacker Wallfahrtskirche, in: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum und Landesdenkmal-amt Berlin mit der Archäologischen Gesellschaft in Berlin und Brandenburg e. V. (Hg.): Kirchen des Mittelalters in Brandenburg und Berlin. Archäologie und Bauforschung (Denkmalpflege in Berlin und Brandenburg, Arbeitsheft 3/2006), Petersberg 2007, S. 229-236.

***Krogel 2010**: Wolfgang Krogel: St. Marien zu Berlin. Baugeschichte und Ausstattung, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 106.2010, S. 298-300.

***Küster 1737, 1752**: Georg Gottfried Küster, begonnen von Johann Christoph Müller: Altes und Neues Berlin, 4 Abtheilungen, hier: 1. Abth. Berlin 1737 und 2. Abth. = Fortgesetztes Altes und Neues Berlin: darinnen die Historie der Kirchen zu Marien, Petri, im grauen Kloster, [....], Berlin 1752.

Kuntze 1937: F. A. Kuntze: Das Alte Berlin, Berlin-Leipzig 1937.

***Kurth 1911**: Julius Kurth: Die Altertümer der St. Nikolai-, St. Marien- und Klosterkirche zu Berlin, Berlin 1911.

Lacher 2005: Reimar F. Lacher: Künstler(auto)biografien, in: Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800/Online-Dokumente, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2005, URL: http://www.berliner-klassik.de/berliner_klassik/projekte/forschung/werkvertraege/lacher_autobiografien/autobiografien.html.

***Laminski 2005**: Adolf Laminksi: Die St. Marien-Bibliothek im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv Berlin, ELAB, Archivbericht / Beiheft Nr. 101, Berlin 2005.

Langer 2007: Thomas Langer: Kirchen im Landkreis Potsdam-Mittelmark. Eine archäologisch-historische Betrachtung, in: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum und Landesdenkmalamt Berlin mit der Archäologischen Gesellschaft in Berlin und Brandenburg e. V. (Hg.): Kirchen des Mittelalters in Brandenburg und Berlin. Archäologie und Bauforschung (Denkmalpflege in Berlin und Brandenburg, Arbeitsheft 3/2006), Petersberg 2007, S. 46-61.

***Lederer 1933**: Dr. Franz Lederer: Schönes altes Berlin. Ein Führer mit 50 Illustrationen, Berlin 1933.

***Leh 1957**: Gustav Leh: Die St. Marien-Kirche zu Berlin. Ihre Geschichte und ihr Bild, Berlin 1957.

Leistikow 2007: Dankwart Leistikow: Mittelalterliche Steinmetzwerkzeuge und ihre Arbeitsspuren, in: Arbeitskreis für Hausforschung (Hg.): Naturstein als Baumaterial (Jahrbuch für Hausforschung, 52), Marburg 2007, 65-80.

***Levy 1986**: Lucien Levy: Berlin um 1900, Archiv für Kunst und Geschichte (Hg.), Ismaning bei München 1986.

Lichte 1990: Claudia Lichte: Die Inszenierung einer Wallfahrt. Der Lettner im Havelberger Dom und das Wilsnacker Wunderblut, Worms 1990.

Lindenhayn-Fiedorowicz 2010: Agnieszka Lindenhayn-Fiedorowicz: Die Architektur der Franziskanerkirche St. Johannis in Stettin, in: Dirk Schumann (Hg.): Brandenburgische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten. Architektur – Kunst – Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 261–281.

***Lübke 1861**: Wilhelm Lübke: Der Todtentanz in der Marien-Kirche zu Berlin, Berlin 1861 (und Leipzig 1862).

***Ludwig 1975**: Hans Ludwig: Erlebnis Berlin. 300 Jahre Berlin im Spiegel seiner Kunst, Berlin 1975.

Lutz 2004: Gerhard Lutz: Das Bild des Gekreuzigten im Wandel. Die sächsischen und westfälischen Kruzifixe der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Univ. Diss TU Berlin 2001), Petersberg 2004.

Magirius 2001: Heinrich Magirius: Der hochgotische Lettner in seinen typologischen Zusammenhängen u. Der Stil des hochgotischen Lettners, in: Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Doms, Bd. 2, Weimar 2001, S. 121-132 u. S. 133-160.

Magirius 2010: Ders.: Der Lettner im Kirchenraum des hohen und späten Mittelalters. Überlegungen zu seiner Typologie und Gestaltung, in: Norbert Nussbaum (Hg.): Die gebrauchte Kirche. Symposium und Vortragsreihe anlässlich des Jubiläums der Hochaltarweihe der Stadtkirche Unser lieben Frau in Friedberg (Hessen) 1306-2006 (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, 15), Stuttgart 2010, S. 127-140.

Magirius / Kovacs / Vohland 2001: Ders. / Günter Kovacs / Peter Vohland: Der Lettner, in: Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Doms, Bd. 2, Weimar 2001, S. 15-236.

Mai 2006: Hartmut Mai: Taufsteine, Taufbecken und Taufständer – Geschichte und Ikonografie, in: Bettina Seyderhelm (Hg.) Tausend Jahre Taufen in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung im Dom zu Magdeburg, Regensburg 2006, S. 156-172.

***Marsch 2004**: Angelika Marsch: Die Ansicht von Berlin aus dem Jahre 1537: Entdeckung – Historische Einord-nung – Interpretation, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 2004, S. 7-26.

Matthes 1967: Gisela Matthes: Der Lettner von St. Maria im Capitol zu Köln von 1523, Univ. Diss. Bonn 1967.

Malliaris 2012: Michael Malliaris: Cöllner Mauern, in: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2010, Stuttgart 2012, S. 133-135.

***Mende 2011**: Martin Mende: Der Sumarius und die Judenverfolgung 1510, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 107.2011, H. 1, S. 515-521.

***Meyer 1895**: Wilhelm Meyer: Der Berliner Annalist von 1434, in: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, 1895, H. 3, S. 256-271.

***Michas 2005**: Uwe Michas: Vorgänger gefunden? – Untersuchungen in der Marienkirche in Berlin-Mitte, in: Archäologie in Berlin und Brandenburg 2004, Stuttgart 2005, S. 111.

***Michas 2007a**: Ders.: Archäologische Untersuchungen in den Berliner Stadtkirchen St. Marien und St. Nikolai, in: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum und Landesdenkmal-amt Berlin mit der Archäologischen Gesellschaft in Berlin und Brandenburg e. V. (Hg.): Kirchen des Mittelalters in Brandenburg und Berlin. Archäologie und Bauforschung (Denkmalpflege in Berlin und Brandenburg, Arbeitsheft 3/2006), Petersberg 2007, S. 237-242.

***Michas 2007b**: Ders.: Archäologische Untersuchungen an der Berliner-Franziskaner-Klosterkirche, in: Landes-denkmalamt Berlin (Hg.): Kirchenruine des Grauen Klosters in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2007, S. 88-98.

***Michas 2010**: Ders.: Die frühen Städte Berlin und Cölln im Spiegel archäologischer Befunde, in: Miscellanea Archaeologica IV, Festschrift für Wilfried Menghin, Landesdenkmalamt Berlin (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, 32), Petersberg 2010, S. 76-89.

Möbius 1974: Friedrich und Helga Möbius / Klaus G. Beyer (Aufnahmen): Ecclesia Ornata. Ornament am mittelalterlichen Kirchenbau, Berlin 1974.

***Möller 1961**: Hans-Herbert Möller: Dome, Kirchen und Klöster in Brandenburg und Berlin, Frankfurt/Main 1961.

Mohn 2001: Claudia Mohn: Das Zisterzienserinnenkloster Heiligengrabe, in: Dirk Schumann (Hg.): Architektur im weltlichen Kontext (Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser, 4), Berlin 2001, S. 409-449.

Mohn 2006: Claudia Mohn: Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen. Architektur der Frauen-klöster im mitteldeutschen Raum (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, 4), Petersberg 2006.

***Müller 1857**: Hermann Alexander Müller: Die Museen und Kunstwerke Deutschlands, Erster Teil: Nord-deutschland, Leipzig 1857.

***Müller 1986-88**: Marie Müller, VEB Denkmalpflege, Skulptur: Dokumentation der Restaurierung der Schlüterkanzel/Schalldeckel 1702/03, Marienkirche Berlin, 1986-88, LDA Berlin.

Müller 2005: Matthias Müller: Farbe und Gedächtnis. Zur memorativen Funktion mittelalterlicher Material-ästhetik in der Backstein- und Feldsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums, in: Ernst Badstübner / Gerhard Eimer / Ernst Gierlich / Matthias Müller (Hg.): Licht und Farbe in der mittelalterlichen Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraumes (Studien zur Backsteinarchitektur, 7), Berlin 2005, S. 212-280.

Müller 2011: Ders.: Steine als Reliquien, in: Tobias Kunz / Dirk Schumann (Hg.): Werk und Rezeption. Architek-tur und ihre Ausstattung. Festschrift Ernst Badstübner zum 80. Geburtstag (Studien zur Backsteinarchitektur, 10), Berlin 2011, S. 21-50.

Mundt 1908: Albert Mundt: Die Erztaufen Norddeutschlands von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts, Halle/S. 1908.

Müther 1955: Hans Müther: Baukunst in Brandenburg bis zum beginnenden 19. Jahrhundert, Dresden 1955.

***Müther 1956**: Ders.: Berlins Bautradition. Kleine Einführung mit 72 Abbildungen, Berlin o. J. (1956).

***Nentwig / Bartmann 2010**: Franziska Nentwig / Dominik Bartmann (Hg.): Berlins vergessene Mitte - Stadtkern 1840-2010 (Ausstellung Stiftung Stadtmuseum, Ephraim-Palais 21. Oktober 2010 bis 27. März 2011), Berlin 2010.

***Neubauer 1896**: Ernst Neubauer: Brandenburgica im Zerbster Stadtarchiv, in: Otto Tschirch (Hg.): XXVI.-XXVIII. Jahresbericht des Historischen Vereins in Brandenburg a. H., Brandenburg 1896, S. 88f.

***Neumann-Dietzsch 2001**: Birgit Neumann-Dietzsch: Die Schutzmantelmadonna. Eine Wandmalerei in der Berliner Marienkirche. Kunsthistorische Erfassung und Bewertung, Typoskript 2001, LDA Berlin.

***Neumann-Dietzsch 2008**: Dies.: Zwei Wandmalereien des späten Mittelalters im historischen Zentrum von Berlin, in: Ernst Badstübner / Peter Knüvener / Adam S. Labuda / Dirk Schumann (Hg.): Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg. Tradition – Transformation – Innovation, Berlin 2008, S. 444-453.

***Neumeister 2010**: Peter Neumeister: Lebus. Domkapitel, in: Heinz-Dieter Heimann / Klaus Neitmann / Winfried Schich (Hg.): Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (Brandenburgische Historische Studien, 14). Berlin ^{2}2010, Bd. II, S. 750-763.

***Nicolai 1786**: Friedrich Nicolai: Beschreibungen der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten, Berlin ^{3}1786 (Reprint 1987).

Noll-Minor 2011: Mechthild Noll-Minor: Die Wandmalereien der Dorfkirche Briesen als Zeugnis einer Memo-rialstiftung, in: Clemens Burgstedt u. a. (Hg.): Im Dialog mit Raubrittern und Schönen Madonnen (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte, 6), Berlin 2011, S. 329-338.

Nülken 2000: Christian Nülken: Frankfurt/Oder – der Hallenumgangschor der Marienkirche, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 221-257.

***Oelrichs 1761**: Johann Carl Conrad Oelrichs: Beyträge zur Brandenburgischen Geschichte, Berlin 1761.

***Osborn 1909**: Max Osborn: Berlin, Leipzig 1909.

Perlich 2003: Barbara Perlich: Wandlung von Backsteinverbänden in Mittelalter und Neuzeit, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Backsteintechnologien in Mittelalter und Neuzeit (Studien zur Backstein-architektur, 4), Berlin 2003.

Perlich 2007: Dies.: Mittelalterlicher Backsteinbau - zur Frage nach der Herkunft der Backsteintechnik (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, 5; Univ. Diss. TU Berlin 2005), Petersberg 2007.

***Pniower 1907**: Otto Pniower: Bilder aus dem alten Berlin, 2. erw. Aufl., Berlin1907.

***Pniower 1926/27**: Ders.: Berlin (Rubrik Berichte), in: Zs. f. Denkmalpflege 1.1926/27, S. 76-78.

Pittaluga / Valeriani 2003: Daniela Pittaluga / Simona Valeriani: Chronologie der Backsteinmaße. Eine Möglichkeit zur Datierung von Bauten in spezifischen geographischen Bereichen, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Backsteintechnologien in Mittelalter und Neuzeit (Studien zur Backsteinarchitektur, 4), Berlin 2003, S. 370-387.

Pospieszny 2002: Kazimierz Pospieszny: Kunststeinverwendung in der Marienburg, ein Beitrag zur Bautechnik der Backsteingebiet-Werkstätten der Hochgotik, in: Martin Hoernes (Hg.): Hoch- und spätmittelalterlicher Stuck: Material – Technik – Stil – Restaurierung; Kolloquium des Graduiertenkollegs „Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege“ der Otto-Friedrichs-Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin, Bamberg 16.-18. März 2000, Regensburg 2002, S. 182-192.

***Pro Denkmal 2001**: Pro Denkmal: Instandsetzung des Westturms. Naturwissenschaftliche Analysen von Stein-Mörtel- und Fassungsproben. Befunduntersuchung und Maßnahmenkonzept für Bauteile aus Sandstein [und Malereifragmente], Typoskript 2001, LDA Berlin.

***Pusthius 1699**: Ferdinand Pusthius: Chronicon Berolinense, continens res Berolini actas ab a. 1307. vsque ad a. 1699, Accedit Series consulum Berolinensium (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, 4), Berlin 1870.

***RAO 2001a**: Restaurierung am Oberbaum: Marienkirche Berlin-Mitte, Dokumentation zur restauratorischen Untersuchung und Konservierung der Wandmalerei auf der Westwand des Kirchenschiffes, Typoskript 2001, LDA Berlin.

***RAO 2001b**: Restaurierung am Oberbaum: Marienkirche Berlin-Mitte, Befunderhebung im Bereich Orgelem-pore und im Gewölbe eines Mittelschiffjochs – Neufassung einzelner Bereiche auf der Orgelempore – Sondierung zur Baugeschichte auf der Orgelempore, Typoskript 2001, LDA Berlin.

Raue 2005: Jan Raue: Architekturfassungen im Backsteingebiet – Überlegungen zu Entwicklungen in der Gotik an brandenburgischen Beispielen, in: Humboldt-Universität Berlin, Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Die Heilig-Geist-Kapelle in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2005, S. 106-113.

Raue 2008: Ders.: Architekturfarbigkeit des Backsteinbaus (Forschungen und Beiträge zur Denkmalpflege im Land Brandenburg, 9; Univ. Diss. HfBK Dresden 2007), Worms 2008.

Raue 2011: Ders.: Raumfassung und Restaurierung. Befund und Befundinterpretation am Beispiel der Berliner Nikolaikirche, in: Tobias Kunz / Ders. (Hg.): Werk und Rezeption, Architektur und ihre Ausstattung; Festschrift Ernst Badstübner zum 80. Geburtstag (Studien zur Backsteinarchitektur, 10), Berlin 2011, S. 319-339.

***Raue 2014**: Ders.: Totentanz auf dünnem Eis. Untersuchungsergebnisse und Konservierungskonzept für ein gefährdetes spätmittelalterliches Kunstwerk, in: Maria Deiters / Ders. / Claudia Rückert (Hg.): Der Berliner Totentanz. Geschichte – Restaurierung – Öffentlichkeit, Berlin 2014, S. 240-253.

***Rave 1941**: Paul Ortwin Rave: Karl Friedrich Schinkel, Berlin, 1. Teil, Bauten für die Kunst, Kirchen, Denkmalpflege, Berlin 1941.

***Rave** / **Hagemann 1948**: Ders. / Otto Hagemann (Aufnahmen): Berlin vor der Zerstörung, Berlin 1948.

RDK: Zentralinstitut für Kunstgeschichte München (Hg.): Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. VII, München 1981.

Reinbacher 1963: Erwin Reinbacher (mit Beiträgen von E. Lehmann, Ch. Müller, W. Nitschke u. a. Suhle): Ergeb-nisse der Archäologischen Stadtkernforschung in Berlin Teil 2. Die Älteste Baugeschichte der Nikolaikirche in Alt-Berlin (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte, 15), Berlin 1963.

Reinle 1988: Adolf Reinle: Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter, Darmstadt 1988.

Rimpel 2011: Barbara Rimpel: Mittelalterliche Turmvorhallen norddeutscher Backsteinkirchen, in: Tobias Kunz / Dirk Schumann (Hg.): Werk und Rezeption. Architektur und ihre Ausstattung. Festschrift Ernst Badstübner zum 80. Geburtstag (Studien zur Backsteinarchitektur, 10), Berlin 2011, S. 189-217.

Rimpel 2014: Dies.: Turmhallen an Kirchen in Hansestädten. Überlegungen zu Raum und Funktion, in: Maria Deiters / Jan Raue / Claudia Rückert (Hg.): Der Berliner Totentanz. Geschichte – Restaurierung – Öffentlichkeit, Berlin 2014, S. 66-78.

Rogacki-Thiemann 2007: Birte Rogacki-Thiemann: Magdeburger Dom St. Mauritius et St. Katharina; Beiträge zu seiner Baugeschichte 1207 bis 1567 (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, 6), Petersberg 2007.

***Rossteuscher 1896**: A. Rossteuscher: Die Marienkirche, in: Architektenverein Berlin (Hg.), Berlin und seine Bauten, Berlin ^{2}1896, S. 147f.

Rümelin 2003: Hansjörg Rümelin: Ziegelstempel. Zur Bedeutung eines spätmittelalterlichen Details der Baustoffproduktion in der Altmark, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Backsteintechnologien in Mittelalter und Neuzeit (Studien zur Backsteinarchitektur, 4), Berlin 2003, S. 129-177.

Rümelin 2011: Ders.: Lüneburg, Wismar und die Altmark im Spätmittelalter. Wechselbezüge in Architektur und Bauplastik, in: Jirí Fajt / Wilfried Franzen / Peter Knüvener (Hg.): Die Altmark von 1300 bis 1600: Eine Kultur-region im Spannungsfeld von Magdeburg, Lübeck und Berlin, Berlin 2011, S. 312-337.

Sachs / Badstübner / Neumann: Hannelore Sachs / Ernst Badstübner / Helga Neumann: Christliche Ikonographie in Stichworten, München – Berlin ^{7}1998.

***St. Marien 1946**: St. Marien. Geschichte der Kirche von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. vom Gemeindekirchenrat (Kirchengeschichtliche Heimatkunde aus Alt-Berlin, 1), Berlin 1946.

***Schäfke 1995**: Werner Schäfke: Mittelalterliche Backsteinarchitektur von Lübeck bis zur Marienburg, Fotografien von Florian Monheim, Köln 1995.

Schäfke 2008: Ders.: Deutsche Backstein-Architektur des Mittelalters von Lübeck bis zur Marienburg (Imhof Kulturgeschichte), Petersberg 2008.

Schauber / Schindler 1999: Vera Schauber / Hanns Schindler: Bildlexikon der Heiligen, Seligen und Namens-patrone, München 1999.

***Scherer 1947**: Mechthild Scherer: Die Marienkirche zu Berlin (Das christliche Denkmal, H. 90), Berlin 1947.

***Scherhag 1978**: Ludwig Scherhag: Der Steinmetz und sein Material. Natursteinarbeiten in Deutschland, Beispiel Berlin, Ausstellungskatalog zu „Geschichte in Stein. 300 Jahre Steinmetzarbeiten in Berlin“, hrsg. vom Bundesinnungsverband des Deutschen Steinmetz-, Stein- und Holzbildhauerhandwerks, Frankfurt/Main-Ulm/D. 1978.

***Schich 2002**: Winfried Schich: Das mittelalterliche Berlin (1237-1411), in: Wolfgang Ribbe (Hg.): Geschichte Berlins, Bd. 1, Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung (Berlin-Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin 2, 1), Berlin ^{3}2002, S. 137-248.

***Schirrmeister 2011**: Gerda Schirrmeister: Gutachterliche Stellungnahme Nr. 50/11, BV. St. Marienkirche Berlin, Typoskript 8. 12. 2011, LDA Berlin.

Schlütter 2012: Frank Schlütter: Mittelalterlicher Hochbrandgips, in: 800 Jahre Kunststein – vom Imitat zum Kunstgut, Beiträge des 6. Konservierungswissenschaftlichen Kolloquiums in Berlin / Brandenburg (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, 27), Worms 2012, S. 27-39.

Schmelzer 2004: Monika Schmelzer: Der mittelalterliche Lettner im deutschsprachigen Raum. Typologie und Funktion (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 33; Univ. Diss. Köln 1999), Petersberg 2004.

Schmelzer 2005: Dies.: Mittelalterliche Lettner als Wort-Verkündigungs-Orte?, in: Das Münster 4.2005, S. 359-368.

Schmelzer 2010: Dies.: „...das man es oben uff dem lathener bruchen und legen solle..." Die Funktion der mittelalterlichen Lettner und zur Frage der Lettner in Pfarrkirchen, in: Norbert Nussbaum (Hg.): Die gebrauchte Kirche. Symposium und Vortragsreihe anlässlich des Jubiläums der Hochaltarweihe der Stadtkirche Unser lieben Frau in Friedberg (Hessen) 1306-2006, (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, 15), Stuttgart 2010, S. 141-154.

***Schmidt decas I-IV**: Jacob Schmidt [4. Teil: Philipp Jacob Schmidt]: Collectionum Memorabilium Berolinensi-um, decas prima (secunda, III, IV), das ist Derer Sammlungen Berlinischer Merck- und Denckwürdigkeiten Erste (Zweyte, IIIte, Vierte) Zehende, 1727-34 (nach Rohrlach Bd. 1. Berlin 1727, 2. 1728-30, 3. 1731-33, 4. 1734); als Faksimile unter dem Titel: Berlinische und Cöllnische Merk- und Denkwürdigkeiten, Berlin 1992 neu gedruckt mit Vorwort von Peter P. Rohrlach.

***Schneider 1876**: Louis Schneider: 1661. Der brennende Marienkirchturm mit Kettenkugeln eingeschossen, in: Ders.: Berlinische Nachrichten (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, 14), Berlin 1876, S. 3-6.

***Schneider 2004**: Richard Schneider (Hg.): Berlin um 1900, Berlin 2004.

***Schneider /Gottschalk 1983**: Wolfgang Schneider (Text) / Wolfgang Gottschalk (Bildauswahl): Berlin – Eine Kulturgeschichte in Bildern und Dokumenten, Leipzig-Weimar ^{2}1983.

Schöfbeck 2005: Tilo Schöfbeck: Dendrodaten in der norddeutschen Architekturgeschichte. Methodische Fragen zu Dachwerksdatierungen, in: Johannes Cramer / Peter Goralczyk / Dirk Schumann (Hg.): Bauforschung. Eine kritische Revision, Berlin 2005, S. 329-365.

Schöfbeck 2011: Ders.: „Eine feste Burg". Die Kirche von Hohen Viecheln, in: Tobias Kunz / Dirk Schumann (Hg.): Werk und Rezeption. Architektur und ihre Ausstattung. Festschift Ernst Badstübner zum 80. Geburtstag (Studien zur Backsteinarchitektur, 10), Berlin 2011, S. 232-248.

***Scholz 1894**: H. Scholz: Predigt zur Wiedereröffnung der St. Marien-Kirche am 26. August 1894, Berlin 1894.

Schroeder 1993: Johannes H. Schroeder (Hg.): Führer zur Geologie von Berlin und Brandenburg No.1. Die Struktur Rüdersdorf, 2. erweiterte Auflage, Berlin 1993.

Schulz 1986: Günther Schulz: Die ältesten Stadtpläne Berlins, Weinheim 1986.

Schulz 1996: Ders.: Stadtpläne von Berlin 1652-1920 (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, 3), Berlin 1996.

Schumann 2000a: Dirk Schumann: Möglichkeiten einer Chronologie von Backsteinformaten, in: Ders. (Hg.): Bauforschung und Archäologie. Stadt- und Siedlungsentwicklung im Spiegel der Baustrukturen, Berlin 2000, S. 298-317.

Schumann 2000b: Ders.: St. Nikolai in Frankfurt/Oder. Ein bisher übersehener Hallenumgangschor des 14. Jahrhunderts, in: Ernst Badstübner / Dirk Schumann (Hg.): Hallenumgangschöre in Brandenburg (Studien zur Backsteinarchitektur, 1), Berlin 2000, S. 258-275.

Schumann 2005: Ders.: Die mittelalterlichen Baubefunde der Berliner Heilig-Geist-Kapelle. Das Problem des eingeschränkten Blicks – Befunde und ihre Interpretationsvarianten, in: Johannes Cramer / Peter Goralczyk / Dirk Schumann (Hg.): Bauforschung. Eine kritische Revision, Berlin 2005, S. 245-280.

Schumann 2006: Ders.: Die neuen Ergebnisse zur mittelalterlichen Baugeschichte der Luckauer Nikolaikirche, in: Zwischen Himmel und Erde. Entdeckungen in der Luckauer Nikolaikirche (Arbeitshefte des Brandenburgi-schen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, 13), Berlin 2006, S. 13-27.

Schumann 2007a: Ders.: Die Franziskaner-Klosterkirche – Formsteine und Formsteinsysteme einer repräsenta-tiven askanischen Architektur, in: Landesdenkmalamt Berlin (Hg.): Kirchenruine des Grauen Klosters in Berlin. Geschichte, Forschung, Restaurierung, Petersberg 2007, S. 127-140.

Schumann 2007b: Ders.: Luckau und Beeskow – Bauforschung an Stadtpfarrkirchen der Niederlausitz, in: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum und Landesdenkmal-amt Berlin mit der Archäologischen Gesellschaft in Berlin und Brandenburg e. V. (Hg.): Kirchen des Mittelalters in Brandenburg und Berlin. Archäologie und Bauforschung (Denkmalpflege in Berlin und Brandenburg, Arbeits-heft 3/2006), Petersberg 2007, S. 267-281.

Schumann 2007c: Ders.: Zwischen Tradition und Modernität. Erste Ergebnisse der Bauforschung zur mittel-alterlichen Baugeschichte der Klausur des Klosters Neuzelle, in: Das Zisterzienserkloster Neuzelle. Bestands-forschung und Denkmalpflege (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, 15), Berlin 2007, S. 124-148.

Schumann 2008: Ders.: Bauplastischer Dekor in der märkischen Backsteinarchitektur des 13. und 14. Jahrhunderts, in: Ernst Badstübner / Peter Knüvener / Adam S. Labuda / Dirk Schumann (Hg.): Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg. Tradition – Transformation – Innovation, Berlin 2008, S. 89-108.

Schumann 2010a: Ders.: Die Franziskaner und die märkische Backsteinarchitektur um 1300, in: Ders. (Hg.): Brandenburgische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten. Architektur – Kunst – Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 83-102.

Schumann 2010b: Ders.: Das Franziskanerkloster in Gransee. Befunde einer modernen Ordensarchitektur der Zeit um 1300, in: Ders. (Hg.): Brandenburgische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten. Architektur – Kunst – Denkmalpflege, Berlin 2010, S. 210-249.

Schumann 2010c: Ders.: Die Architektur des Hinrich Brunsberg. Überlegungen zu einer norddeutschen „Werkmeisterpersönlichkeit“, in: Stefan Bürger / Bruno Klein (Hg.): Werkmeister der Spätgotik, Bd. 2: Personen, Amt und Image, Darmstadt 2010, S. 122-161.

Schumann 2011a: Ders.: Die mittelalterliche Bauskulptur im Märkischen Museum, in: Franziska Nentwig (Hg.): Mittelalterliche Kunst aus Berlin und Brandenburg im Stadtmuseum Berlin, Berlin 2011, S. 36-46 sowie Katalognummer 127, Bauskulptur aus dem Kloster Chorin, ebd., S. 321f.; Katalognummer 128, Klosterstraße 76 - Hohes Haus, S. 323f.; Katalognummer 133, Drei Medaillonreliefs, S. 332; Katalognummern 141-145, Kopfkonsolen und Schlusstein unbekannter Herkunft, S. 346f.

***Schumann 2011b**: Ders.: Zur mittelalterlichen Baugeschichte der Berliner Nikolaikirche. Eine bauarchäologi-sche Spurensuche, in: Tobias Kunz / Ders. (Hg.): Werk und Rezeption, Architektur und ihre Ausstattung; Festschrift Ernst Badstübner zum 80. Geburtstag (Studien zur Backsteinarchitektur, 10), Berlin 2011, S. 285-318.

Schumann 2011c: Ders.: Die repräsentative spätgotische Backsteinarchitektur in der Mark Brandenburg, in: Clemens Burgstedt u. a. (Hg.): Im Dialog mit Raubrittern und Schönen Madonnen (Studien zur brandenburgi-schen und vergleichenden Landesgeschichte, 6), Berlin 2011, S. 353-361.

Schurr 2003: Marc Carel Schurr: Die Baukunst Peter Parlers. Der Prager Veitsdom, das Heiligkreuzmünster in Schwäbisch Gmünd und die Bartholomäuskirche zu Kolin im Spannungsfeld von Kunst und Geschichte, Stuttgart 2003.

***Seelmann 1936**: Wilhelm Seelmann: Zur Baugeschichte der Marienkirche in Berlin, in: Brandenburgia 45. 1936, S. 69-71.

Seggermann 2001: Thomas Seggermann: Nienburgs Martinskirche als Bauwerk im Wandel der Jahrhunderte, Nienburg/Weser 2001.

Seyderhelm 2006: Bettina Seyderhelm: Mittelalterliche Bronze- und Metalltaufbecken, in: Dies. (Hg.) Tausend Jahre Taufen in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung im Dom zu Magdeburg, Regensburg 2006, S. 173-179.

Seyderhelm 2011: Dies.: Ite et baptistate. Zur Erztaufe der St. Marienkirche in Stendal, in: Clemens Burgstedt u. a. (Hg.): Im Dialog mit Raubrittern und Schönen Madonnen (Studien zur brandenburgischen und vergleichen-den Landesgeschichte, 6), Berlin 2011, S. 392-397.

***Seyer 1987**: Heinz Seyer: Berlin im Mittelalter. Die Entstehung der mittelalterlichen Stadt, Berlin 1987.

***Sonnleitner 2012**: Andrea Sonnleitner: Dokumentation und Bauforschung an der Wendeltreppe in der Westturmmauer der Marienkirche Berlin-Mitte, Typoskript 2012, LDA Berlin.

***Sonnleitner 2014**: Dies.: Ergebnisse der Bauforschung zur Turmhalle von St. Marien im Mittelalter, in: Maria Deiters / Jan Raue / Claudia Rückert (Hg.): Der Berliner Totentanz. Geschichte – Restaurierung – Öffentlichkeit, Berlin 2014, S. 55-65.

***Spiker 1833**: S. H. Spiker: Berlin und seine Umgebungen im neunzehnten Jahrhundert. Eine Sammlung in Stahl gestochener Ansichten von den ausgezeichnetesten Künstlern Englands nach an Ort und Stelle aufgenommen-en Zeichnungen von Mauch, Gärtner, Biermann und Hintze nebst topographisch-historischen Erläuterungen. Berlin 1833.

***Stichler 1912**: Carl Stichler: Aus der Geschichte eines altberlinischen Feldherrndenkmals und einer dazu gehörenden altberlinischen Feldherrngruft, Zürich 1912.

***Stiehl 1893**: Otto Stiehl: Vom ältesten „Dome“ in Berlin, in: Centralblatt der Bauverwaltung 13.1893, S. 531.

***Stiehl 1896**: Ders.: Ein märkischer Baumeister des 15. Jahrhunderts, in: Centralblatt der Bauverwaltung, 16.1896, S. 488.

***Stone 1929**: Sasha Stone: Berlin in Bildern, hrsg. von Adolf Behne, Wien-Leipzig 1929.

Sünder-Gaß 2000: Martina Sünder-Gaß: St. Nikolai und St. Martin in Stendal und die spätgotischen Hallenkirchen in ihrer Nachfolge. Bauuntersuchungen an den großen Stadtkirchen in Stendal, Tangermünde, Seehausen (Altmark), Werben, Brandenburg (Altstadt) und Bernau (Univ. Diss. Mainz 1997), Bismark 2000.

***Terveen 1971**: Friedrich Terveen (Hg.): Waldemar Titzenthaler, Berlin in Photographien des 19. Jahrhunderts, Berlin ^{2}1971.

***Thaddea 1931**: Sigismund Thaddea: Aus der Berliner St. Marien-Kirche, in: Brandenburgia 9.1931, S. 197-199.

Tintelnot 1951: Hans Tintelnot: Die mittelalterliche Baukunst Schlesiens, Kitzingen 1951.

Torbus 1998: Tomasz Torbus: Die Konventsburgen im Deutschordensland Preussen (Schriften des Bundesinsti-tuts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 11), München 1998.

***Torge 1927**: Paul Torge: St. Nikolai und seine Tochtergemeinden, Berlin 1927.

***Tosetti 1982**: Marianne Tosetti: St. Marien zu Berlin: aus 700 Jahren Kirchen-Geschichte; Fotos von Volkmar Herre, Berlin ^{4}1982.

Untermann 1996: Matthias Untermann: Chorschranken und Lettner in süddeutschen Pfarrkirchen. Beobachtungen zu einer Typologie mittelalterlicher Pfarrkirchen, in: Udo Mainzer / Petra Leser (Hg.): Architektur-Geschichten. Festschrift für Günther Binding, Köln 1996, S. 73-90.

***van den Driesch 1995**: Michaela van den Driesch (Michaela Ullrich): St. Marien, Berlin Mitte. Vorrecherchen in Archiven und Bibliotheken, Typoskript 1995, LDA Berlin.

***van den Driesch 2001**: Dies.: Bauhistorisches Gutachten der Pfarrkirche St. Marien zu Berlin, Typoskript 2001, LDA Berlin.

***van den Driesch 2007**: Dies.: Der „gotische Turmaufsatz“ der St. Marienkirche in den Akten – ein Beispiel für Architektur und Farbe im Stadtraum Berlins um 1800, in: Elke Blauert (Hg.): Neue Baukunst, Berlin um 1800, Ausstellungskatalog, Berlin 2007, S. 104-115.

Vinken 1998: Gerhard Vinken: Bautechnik mittelalterlicher Dorfkirchen im Blick kunsthistorischer Forschung: erste Ergebnisse zu Prignitz, Uckermark und Landkreis Elbe-Elster, in: Mittelalterliche Putze und Mörtel im Land Brandenburg (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege, 9), Potsdam 1998, S. 31-43.

***Volk 1960**: Waltraud Volk: Totentanz, in: Berliner Heimat 6. Jg. 1960, H. 3.

***Volk 1961**: Dies. : Der Totentanz in der Marienkirche zu Berlin. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 15.1961, S. 104-111.

***von Müller 1981**: Adriaan von Müller: Edelmann ... Bürger, Bauer, Bettelmann. Berlin im Mittelalter, Frankfurt a. Main-Berlin-Wien ^{2}1981 (1. Aufl. 1979).

***Voss. Zeitung 1930**: Vossische Zeitung, Beilage Zeitbilder Nr. 2, Berlin 12. Jan. 1930.

***Walle 1898**: P. Walle: Meister Michel von Görlitz beim Marienthurm in Berlin, in: Centralblatt der Bauverwal-tung, 18.1898, S. 600.

***Walther 1997**: Peter Walther: Der Berliner Totentanz zu St. Marien, Berlin 1997.

***Wendlandsche Chronik**: Christian Wendland: Die Wendland’sche Chronik (1648 – 1701), in: Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin, Bd. 1, H. 1, Berlin 1865, S. 45-104.

***Wendland 1930**: Walter Wendland: Siebenhundert Jahre Kirchengeschichte Berlins, Berlin-Leipzig 1930.

***Wendland 1937**: Ders.: Von alten Berliner Kirchen und vergangenem kirchlichen Leben (Berliner Kirchenge-schichte, 1), Berlin 1937.

Wilson u. a. 2009: Moira A. Wilson / Margaret A. Carter / Christopher Hall / William D. Hoff / Ceren Ince / Shaun D. Savage / Bernard McKay / Ian M. Betts: Dating fired-clay ceramics using long-term power law rehydroxylation kinetics, in: Proceedings of the Royal Society A, 2009, S. 1-9.

***Wirth 1979**: Irmgard Wirth: Berlin 1650-1914. Von der Zeit des Großen Kurfürsten bis zum Ersten Weltkrieg. Stadtdarstellungen aus den Sammlungen des Berlin Museums, Hamburg 1979.

***Wolterstädt 1985**: Kurt Wolterstädt: Spaziergang durch die Geschichte Berlins, Berlin (DDR) 1985.

***Woltmann 1872**: Alfred Woltmann: Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart, Berlin 1872.

Wunderlich 1995/96: Hans-Jürgen Wunderlich: Dokumentation zur Bestandserfassung der St. Nikolaikirche in Berlin-Spandau, Typoskript Mai 1995-Nov. 1996, LDA Berlin.

***Wunderlich 2003a**: Ders.: Restauratorische Untersuchung für die bauhistorische Erfassung der Südanbauten der Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript 2003, LDA Berlin.

***Wunderlich 2003b**: Ders.: Dokumentation zur restauratorischen Befunderhebung des Küchenanbaus in der Marienkirche Berlin-Mitte, Typoskript Aug. 2003, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2004a**: Ders.: Dokumentation der Putz- und Farbuntersuchungen in der Marienkapelle der Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript April/Mai 2004, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2004b**: Ders.: Dokumentation zur Kartierung der Backsteine und der Oberflächen der Fugenmörtel der Fassade der Sakristei der Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript 2004, LDA Berlin.

***Wunderlich 2004c**: Ders.: Dokumentation zur Putzsicherung an den Chorfenstern der Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript 2004, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2005**: Ders.: Dokumentation zur restauratorischen Voruntersuchung des Innenraums der Sakristei der Marienkirche, Typoskript 2005, LDA Berlin.

***Wunderlich 2007a**: Ders.: Dokumentation zur Untersuchung der Raumfassung der Marienkirche in Berlin-Mitte am Gewölbeanlauf des östlichen Vierungspfeilers, Typoskript Aug. 2007, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2007b**: Ders.: Dokumentation zur baubegleitenden Untersuchung zur Raumfassung der Marienkirche in Berlin-Mitte im Bereich der Orgelempore, Typoskript Okt. 2007, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2007c**: Ders.: Dokumentation zur Untersuchung der Raumfassung der Marienkirche an Pfeilern, Diensten und Wänden, Typoskript Okt.-Nov. 2007, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2008a**: Ders.: Rekonstruktion von drei historischen Farbfassungen des Innenraumes der Marienkirche in Berlin-Mitte, Jan. 2008, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2008b**: Ders.: Dokumentation zur Übersicht der Schäden an der Innenraumfassung der St. Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript Mai-Okt. 2008, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2008c**: Ders.: Dokumentation der Voruntersuchung des Gewölbejochs Ni4 in der Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript Mai-Nov. 2008, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2010a**: Ders.: Dokumentation der Befunduntersuchung des Gewölbes über der Orgel von Sankt Marien in Berlin-Mitte, Typoskript Nov. 2009-März 2010, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2010b**: Ders.: Dokumentation zur Untersuchung von Teilen des Gewölbes, der Gewölberippen und den Wänden im Turm der St. Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript Okt. 2009-Aug. 2010, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2010c**: Ders.: Dokumentation der begleitenden restauratorischen Untersuchungen im westlichen Bauabschnitt des Kirchenschiffes von Sankt Marien in Berlin-Mitte, Typoskript Mai 2008-Dez. 2010, Ev. KGPM.

***Wunderlich 2010d**: Ders.: Dokumentation zur restauratorischen Befunduntersuchung im Ostteil des Kirchenschiffes der St. Marienkirche in Berlin-Mitte, Typoskript Feb. 2010-Nov. 2010, Ev. KGPM.

Zahn 2005: Matthias Zahn: Mittelalterliche Backsteinfarbigkeit und Oberflächenstrukturen an Beispielen in Nordostdeutschland, in: Johannes Cramer / Dorothée Sack (Hg.): Technik des Backsteinbaus im Europa des Mittelalters (Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, 2), Petersberg 2005, S. 29-38.

***Zaske 1970**: Nikolaus Zaske: Gotische Backsteinkirchen Norddeutschlands zwischen Elbe und Oder, Leipzig ^{2}1970 (1. Aufl. 1968).